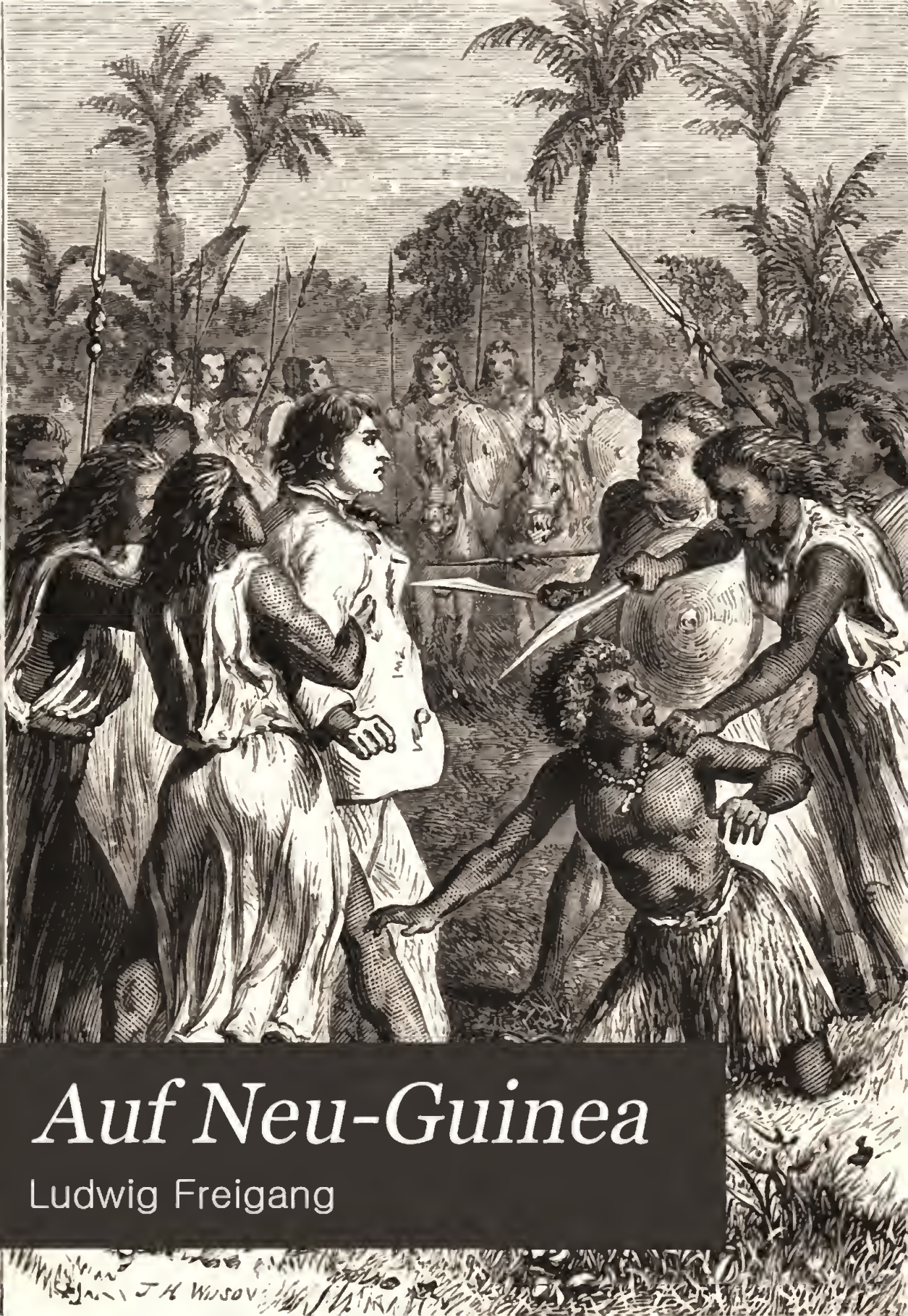
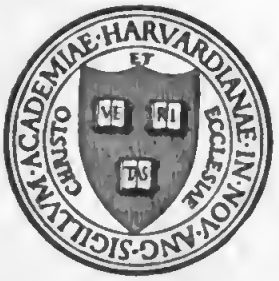


Auf Neu-Guinea

Ludwig Freigang

HARVARD UNIVERSITY



LIBRARY

OF THE

PEABODY MUSEUM OF AMERICAN ARCHAEOLOGY AND ETHNOLOGY

BOUGHT FROM

J. WALTER FEWKES FUND

Received April 21,1937.

IV 36

5,00.

Digitized by Google

GUSTAV JAEDE
Bank-
Geschäft
NEUSTADT in HOLSTEIN

Auf Neu-Guinea.

S. 92.

Unsere Gefangennahme.

Auf Neu-Guinea.

Neun Jahre unter den Orang-Woks.

Eine Erzählung für die Jugend

von

Ludwig Freigang.

Mit sechs Holzschnitten.

Leipzig

Verlag von R. F. Albrecht.

1878.

H.D. Qe. Mel. F 883 a
Jewish Fund
Oct 21, 1937

So ſprech' ich denn von manchem harten Fall,
Von ſchreckender Gefahr zu See und Land;
Wie ich ums Haar dem droh'nden Tod entrann.
Wie mich der ſtolze Feind gefangen nahm,
Und mich als Sklav verkauft; wie ich erlöſt,
Und meiner Reiſen wundervolle Fahrt:
Wobei von weiten Höhlen, wüſten Steppen,
Steinbrüchen, Felſen, himmelhohen Bergen
Zu melden war im Fortgang der Geſchichte;
Von Cannbalen, die einander ſchlachten,
Anthropophagen, Völkern, deren Kopf
Wächſt unter ihrer Schulter: das zu hören
War Jeder ſtets und gern geneigt! —

Shakeſpeare. (Othello.)

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Im Sturm 39

Unsere Gefangennahme 92

Ueberfall durch einen Orang-Utang . . . 125

Tod des Orang-Utang 127

Strafe der Verbrecher 163

Mein Verhör 186

Erſtes Capitel.

Zum Meere sehn' ich mich hin, zum Meere,
Wo's ferne fluthet in stiller Hoheit.
Wie felsschwer wogende Nebelhügel,
So wandert's ewig sich selbst entgegen.
Das Land mag locken, die Sonne sinken,
Es hat nicht Rast, und es weichet nimmer
In Sommernächten, in Winterstürmen
Fortwälzt es klagend dieselbe Sehnsucht.

Zum Meere sehn' ich mich, ja zum Meere,
Wo's fern erhebet die kalte Stirne!
Ob ihren Schatten die Welt hinab wirft
Und ihren Jammer drin flüsternd spiegelt:
Die Sonne glättet es warm und sichthell
Und spricht ihm froh von des Lebens Freude,
Doch schwermuthsstille, mit gleicher Kälte,
Versenkt's den Trost und versenkt's die Trauer.

(Aus Björnstjerne Björnson's „Arnljot Gelline").

Ich wurde in einem kleinen Dorfe unweit der Nordsee-Küste geboren und bis zu meinem zwölften Jahre lernte ich sehr wenig von der Welt kennen. Mein Vater, ein herzensguter, und von Allen geachteter Mann, ertheilte mir den ersten nothdürftigsten Unterricht. Obwohl er es nicht liebte, seine Gottesfurcht zur Schau zu tragen, unterwies er mich häufig in den Lehren unseres christlichen Glaubens und hielt mich an, stets das Rechte zu thun ohne die Menschen zu fürchten.

„Thue Recht und scheue Niemand" war einer seiner liebsten Wahrsprüche. Den Pfarrer unseres Dorfes achtete er hoch, sowohl als einen Ehrenmann wie auch als einen wirklichen Hirten seiner Heerde, denn derselbe ließ es nicht nur beim guten Rath, sondern war auch mit der That bei der Hand, wo es galt, Noth und Elend zu lindern. Mein Vater blieb aber weit entfernt von jener Art abergläubischen Unterwürfigkeit, mit welcher

weniger gebildete Leute nicht selten den Geistlichen zu begegnen pflegen. Meine Mutter war nicht ganz frei von dieser Engherzigkeit, so daß mein Vater ihr einst ein recht passendes Beispiel vor die Seele führte, um sie vom Gegentheil zu überzeugen.

„Glaubst Du, Frau, daß der Herr sich eines Stellvertreters bedient, um die Menschen zu segnen oder zu fluchen? Das sind die Worte und Lehren unseres Glaubens, aber den wahren Segen fühlen wir auf uns ruhen, wenn Gott uns desselben würdig befindet und uns desselben theilhaftig werden läßt. Sieh! Unser Landesherr ist gezwungen, die Aufsicht über sein Reich Beamten zu überlassen, weil sein schwaches menschliches Auge nicht überall hinblicken kann. Aber Gott der Allmächtige braucht sich durch Niemand vertreten zu lassen!"

Es steht mir klar im Gedächtniß mit welchem Ausdruck innerster Ueberzeugung der gute Vater diese Worte sprach. Auf mein jugendliches Gemüth machten dieselben einen so nachhaltigen Eindruck, daß sie für mein ganzes Leben bestimmend wurden.

Es war ein schwerer Verlust und ein herber Schmerz für uns, als mein guter Vater starb.

Wir waren durchaus nicht wohlhabend, selbst als mein Vater noch lebte, denn durch seiner Hände Arbeit erhielt er uns. Sein plötzlicher Tod stürzte uns in die bitterste Armuth.

Obgleich ich erst sieben Jahre alt war, wurde ich bereits aus der Schule genommen und mußte meine Mutter bei ihrer Thätigkeit unterstützen.

Die ganze Woche hindurch hatte ich vom Morgen bis zum Abend angestrengt zu thun, aber Sonntags, wenn die Kirche aus war, und wenn wir unser einfaches Mittagsmahl verzehrt hatten, begab ich mich mit den andern Knaben des Dorfes auf den großen Spielplatz. Hier vergaß ich die Entbehrungen der Woche, und Geist und Körper gewannen neue Spannkraft. Wenn auch dieser Theil meines Lebens unter schwerer Arbeit und häufigen Sorgen verstrich, — denn oft waren die Nahrungsmittel in unserer Hütte recht spärlich vertheilt, und meine dünnen Kleider schützten mich nur nothdürftig während der Strenge des Winters, — so war ich dennoch froh und zufrieden, ja sogar glücklich, und noch jetzt denke ich mit Vergnügen an jene herrliche Zeit meiner Kindheit zurück.

Ich war ungefähr zehn Jahre alt, als ich eines Tages mit meinem Freunde Philipp Reich, dem ich recht innig zugethan war und welcher etwa zwei Jahre mehr zählte als ich, das benachbarte Dorf besuchte.

Meine Mutter hatte mir einen freien Tag gegeben und selbst ihre Sonntagskleider angelegt, ohne jedoch mit uns zu gehen. Ich bekam reichlich Backwerk mit auf den Weg und die Erlaubniß, so lange ausbleiben zu dürfen, als ich wollte, machte mein Glück vollständig. Wir schlenderten also in der fröhlichsten Stimmung die Land-

straße entlang, indem ich begierig Philipp's Erzählungen lauschte und von Zeit zu Zeit Fragen an ihn stellte.

„Und weißt Du denn wirklich gar nicht, wie die See aussieht, Ludwig?"

„Nein, Philipp! Wie könnte ich auch? Du weißt, daß ich niemals über die Feldmark unseres Dorfes hinausgekommen bin."

„Aber hat Dir denn Dein Vater nie etwas davon erzählt?"

Da er bemerkte, daß er durch diese Frage eine schmerzliche Erinnerung in mir erweckte, fuhr er schnell fort:

„Komm, Ludwig, ich will Dich zu einem Orte führen, wo Du das Meer sehen kannst und ich will Dir Alles erzählen, was ich über dasselbe weiß; und dann wollen wir zu dem alten Gärtner Blank gehen, der jetzt an dem Schulplatz wohnt, früher aber zur See gewesen ist. Wir wollen ihn bitten, uns Geschichten und Abenteuer aus seinem Seemannsleben zu erzählen. Er versteht das so schön, daß man den Schlaf darüber vergißt!"

Ungefähr anderthalb Meilen von unserem Dorfe erhob sich ein Berg, der so hoch war, daß keiner von uns Knaben sich bisher die Mühe gegeben hatte, ihn zu erklimmen. Von der Spitze dieses Berges könne man das Meer sehen, behauptete Philipp. Ich war bereit meinen Freund dorthin zu begleiten, um einen Blick zu

thun in eine unbekannte Welt, in der die Menschen in schwimmenden Häusern wohnen und sich vom Winde in die fernsten Länder tragen lassen.

Wir marschirten angestrengt zwei Stunden, ehe wir den Berg erreichten und erst nach einer kurzen Rast begannen wir denselben zu ersteigen. Von dem weiten Weg ermüdet, mußten wir oft Pausen machen, um Athem zu schöpfen, aber mein Eifer und meine Wißbegier das Meer zu sehen, war so groß, daß ich das letzte Stück in vollem Laufe erstieg. Auf der Spitze angelangt, schaute ich begierig umher, aber ich sah unter mir nur Hügel, Ebenen und Häuser, und nur hinten, in weiter Ferne eine große, trübe, bleifarbige Wolke.

„Ach, Philipp", sagte ich enttäuscht, „das Meer, von dem Du mir erzähltest, ist nicht hier!"

„Sieh, mein Freund, auf die graue Wolke dort hinten, das ist das Meer!"

Ich blickte aufmerksam in die Richtung, welche sein Finger andeutete, und bemerkte einen weißen, sich fortbewegenden Fleck. „Ist das ein Vogel?" fragte ich.

„Nein, das ist ein Schiff, welches sich unserer Küste nähert und vielleicht irgendwo ‚Anlegen' wird, wie Blank es nennt!"

Jetzt sah ich deutlich, daß es eine breite Wasserfläche war, was ich für eine Wolke angesehen hatte, und daß ein Schiff mit weißen Segeln dieselbe durchschnitt. In diesem Augenblick stieg die Sonne hinter einer Wolke empor, durch welche sie eine Zeit lang verhüllt gewesen war, und warf ihr hellstrahlendes Licht auf das Meer,

ſodaß die Furche, die das Schiff zog, wie glitzerndes Gold erſchien.

„Sieh' nur, Philipp, wie ſchön!“ jubelte ich in kindlicher Freude.

Mein Freund ergötzte ſich mehr an meinem Entzücken, als an dem Anblick ſelbſt, der für ihn etwas Gewöhnliches war, da er an der See gewohnt hatte, bevor er in unſer Dorf kam.

Dieſer Tag war für mich ein ereignißreicher. Als ich am ſpäten Abend müde und hungrig zu Hauſe anlangte, fand ich daſelbſt Herrn Kober vor, einen Bewohner unſeres Dorfes, welchen ich niemals recht hatte leiden können. Er war in letzter Zeit mehrmals in unſerem Hauſe geweſen, ohne daß dadurch meine Abneigung gegen ihn ſich gemildert hätte. Heute Abend ſaß er am Kaminfeuer, meine Mutter ſtand neben ihm, und ſein Arm umſchlang ſie vertraulich. Sie kam ſofort auf mich zu, küßte mich mit mütterlicher Innigkeit und führte mich dann Herrn Kober zu.

„Sieh, hier, mein Kind, Deinen neuen Vater!“

Ich traute meinen Ohren kaum, da ich damals den Sinn der Worte nicht recht verſtand, und mehr mit kindlicher Unſchuld als boshafter Ungezogenheit weigerte ich mich, den Mann zu küſſen und Vater zu ihm zu ſagen.

„Er iſt nicht mein Vater! Mein guter Vater iſt

längſt im Grabe, und ich wollte, ich könnte jetzt bei ihm ſein! Ich würde ihm Alles erzählen!“

Bei dieſer ohne Zweifel etwas harten Rede brach meine arme Mutter in Thränen aus und dies allein brachte mich zur Beſinnung. Da aber meine Mutter meine Gemüthsart kannte und deßhalb überzeugt war, daß ich nicht abſichtlich widerſpenſtig geweſen ſei, belehrte ſie mich, daß ſie es zu unſerem beſſeren Fortkommen für nothwendig befunden hätte, mir einen Stiefvater zu geben. Ich küßte meine Mutter und bat meinen Stiefvater um Verzeihung. Bald aber ſchlich ich mich in mein Kämmerchen und begann bitterlich zu weinen.

Einen Stiefvater hatte ich bekommen! Bisweilen hatte ich Märchen und Erzählungen vom böſen Stiefvater oder einer böſen Stiefmutter gehört und alles für baare Münze genommen. In meiner kindlichen Einfalt und Unerfahrenheit befürchtete ich, daß mir nichts Beſſeres nunmehr bevorſtände. Es war dies die Folge jener Zerr- und Schreckbilder, welche man dem ſo empfänglichen Gemüthe der Kinder mit wahrer Vorliebe zu erzählen ſcheint. Statt mit denſelben zu reden, wie es die Wirklichkeit giebt, um ihnen dieſe verſtändlich zu machen und ſie nach und nach zu gewöhnen, dieſe zu verſtehen, werden Schauergeſchichten vorgebracht, die das Kind nur irre führen.

Ich hatte die See geſehen! Ich wußte, daß Blank

davon schöne Geschichten zu erzählen wisse, und nahm mir vor, ihn schon am nächsten Tage aufzusuchen. Es erwachten allerlei Wünsche, Pläne und Hoffnungen in mir. Ruhelos und fast glühend vor Aufregung lag ich auf meinem Bette. Es schien mir nur eine Rettung möglich zu sein, und nur ein Mittel zu geben, aller Noth zu entgehen! O hätte ich die wahre Liebe des Mannes gekannt, den ich Stiefvater nennen mußte, ich hätte mich ihm angeschlossen und seine väterliche Fürsorge würde auf mir geruht haben, wie auf seinen übrigen Kindern!

Am nächsten Morgen, bevor sich noch Jemand im Hause regte, erhob ich mich und wanderte zum Friedhofe. Ich war zuvor mit meiner Mutter oft hinausgegangen, um das Grab meines Vaters zu besuchen und einen Kranz an das hölzerne Kreuz zu hängen, oder Blumen auf den Rasen zu legen. Jetzt war mein Herz voll bitteren Grames und ich warf mich schluchzend über den kalten, thaubefeuchteten Hügel. Ich schüttete meinen ganzen Kummer aus, indem ich laut zu meinem Vater sprach. Nach und nach wurde ich ruhiger und zufriedener, und kehrte nach Hause zurück. Dennoch beschloß ich, Herrn Kober niemals Vater zu nennen. Der übrige Tag verfloß sehr ruhig, denn nach dem ersten Morgengruß kümmerte sich mein Stiefvater wenig um mich. In meiner gedrückten Stimmung war mir dies auch recht angenehm. — Ich ging bald darauf zu Philipp, um den alten Blank mit ihm gemeinsam zu besuchen und ihn zu bitten, uns von seinen Seeabenteuern zu erzählen. Es kam dies Philipp auch recht gelegen, denn als ich ihn

traf, klagte er mir, grausame Langeweile zu haben Bald waren wir daher vor dem Hause des Gärtners am Schulplatze angelangt und fanden ihn, behaglich seine Pfeife rauchend, im wohlgefälligen Nichtsthun im Garten sitzend. Das war eine recht günstige Gelegenheit, weßhalb wir hoffen durften, daß er unsere Bitte erfüllen würde denn er that es nicht immer, so gern er auch erzählte. Wenn er nämlich Arbeit hatte, oder jäten ließ, wobei er immer sorgsam Acht gab, daß kein Stengelchen mehr ausgerissen wurde, als wirkliches Unkraut, dann war er unerbittlich. Wir waren aber heute glücklicher.

„Jungens", begann er, „das Seeleben ist schön, aber verlangt nicht darnach. Hier im Dorfe könnt Ihr Euch tummeln und spielen, doch auf dem Schiffe giebt's nur Arbeit, und habt Ihr wirklich einmal Ruhezeit, so sorgt sicherlich ein Sturm und hohe See, daß Euch die Muße nicht den Magen verdirbt! Doch es ist auch hübsch auf dem Schiffe, und manche frohe Stunde erheitert den Seemann. Mit mir hatten sie sich auch einmal einen recht schlechten Witz gemacht! ‚Bootsmann' rief der erste Officier, ‚weßhalb ist die Großoberbramstenge nicht geschmiert?' Unser Bootsmann entschuldigte sich mit einer erbärmlich langen Rede — Jungens! das sage ich Euch, geht Einer von Euch einst zur See, redet nur nicht viel und besonders nicht, wenn der erste Officier Euch etwas zu sagen hat! — also der Bootsmann macht 'ne lange

Rede, und das bringt den erſten Officier gänzlich aus dem Häuschen. Endlich iſt man ſo weit zu hören, daß einer der neuen Schiffsjungen Befehl hatte hinaufzuſteigen. Der arme Kerl, und der Unglückliche war ich, wird geholt und ins Verhör genommen. Alle Wetter, wie mir da die Augen übergingen. Ich war nämlich ſo dumm, auf des Officiers gleiche Frage zu antworten: ‚Ich habe ſie geſchmiert.‘ Man belehrte mich bald, wo die Oberbramſtenge ſaß, was ich bisher nicht gewußt. Ich hatte zwar einen anderen Jungen darnach ſchon früher gefragt, als ich den Befehl bekam. Dieſer erbärmliche Wicht hatte mich aber betrogen und geſagt, der Fußboden in der Kajüte des Steuermanns werde Bramſtenge, und der in der Kajüte des Capitains Oberbramſtenge genannt. Ich war alſo pflichteifrigſt hinuntergeſtürmt, und hatte die friſchgeſcheuerten ſpiegelblanken Dielen eingeſchmiert, daß die Stiefel ſtatt Waſſers hätten Fett ziehen können. Ich wurde natürlich ausgelacht, und der Bootsmann unterwies mich nun was die Oberbramſtenge ſei. Dabei aber hatte er die Freundlichkeit, die Stärke meines rechten Oberarms, durch kräftiges Umſpannen deſſelben mit ſeiner ſtarken Hand, zu prüfen, wobei mir braun und blau vor den Augen wurde. Nun, — für mich ſelbſt war das zwar keine frohe Stunde, aber ſie wurde es ſpäter dadurch, daß ich mich ſelbſt darüber freute, eine ſolche koloſſale Dummheit gemacht zu haben. — Der trüben Stunden aber giebt's viele! Einmal, als wir uns den Bermudas-Inſeln näherten, ſtieß unſer Schiff, als es Abends während eines dichten Nebels im Hafen einlief, auf eine

Klippe und konnte, durch die Heftigkeit des Stoßes auf die Seite geworfen, ſich nicht emporrichten. Die Wogen der Brandung fegten das Deck und riſſen einige Mann mit fort, ohne das wir ſie retten konnten, denn wir bedurften ſelbſt der Rettung, da das Schiff barſt und ſank. Der Maſt blieb indeß noch ungefähr zehn Fuß aus dem Waſſer. Wir arbeiteten uns empor und mußten die ganze Nacht uns feſt angeklammert halten, bis es endlich Tag wurde und uns ein Dampfer aus unſerer Lage befreite! — Jungens, ſeht Euch vor und verlangt nicht nach dem Seeleben."

Trotzdem dieſe Erzählung des alten Blank wahrlich nicht dazu angethan war für das Seeleben aufzumuntern, ſo übte ſie doch einen tiefen Eindruck auf unſer kindliches Gemüth und entzündete unſere Phantaſie auf das lebhafteſte. In uns erwachte der Gedanke, und er reifte nach und nach zum Entſchluß, unſer Dorf verlaſſen zu wollen, nach einem Hafenorte zu wandern und uns dort als Schiffsjungen zu verdingen.

Nachdem Alles verabredet war, ging ich nach Hauſe um meine Vorkehrungen zu treffen. Als ich in das blaſſe Geſicht meiner Mutter ſchaute, wurde mir ſo weh um's Herz, daß mir ſofort der Gedanke kam, ich würde ſie vielleicht nie wiederſehen! Ich ſchlang meine Arme um ihren Hals und küßte ſie herzlich. Dieſe ungewohnte Zärtlichkeit überraſchte ſie, aber ſie umarmte mich gleichfalls und indem ſie ſich zu mir ſetzte, ſagte ſie freundlich:

„Mein Ludwig, wenn Du doch nur meinetwegen verſuchen wollteſt, Deinen Stiefvater zu lieben. Er wird Dich gewiß auch gütig behandeln, armer Junge!"

Meine Thränen begannen zu fließen. „Um Deinetwillen will ich verſuchen, ihn gut zu werden, liebe, gute Mutter", ſchluchzte ich, „aber die Liebe, welche meinem Vater gehört, kann ich ihm nie ſchenken!"

Sie ſeufzte, als ich ſie wieder küßte und für alle meine knabenhaften Ungezogenheiten ihre Vergebung erbat. An dieſem Abend war Herr Kober ungewöhnlich gütig gegen mich, und faſt wurde mir mein Entſchluß leid. Dennoch bereitete ich Alles zur Flucht vor und begab mich früher als gewöhnlich in meine Kammer. Meine Erregung erhielt mich lange Zeit wach und ich hörte, wie meine Mutter, bevor ſie ihr Lager aufſuchte, mein Zimmer betrat. Sie drehte mein Geſicht, das der Wand zugekehrt war um, blickte mich lang an und küßte mich. Ich ſchlang meine Arme um ſie und erwiderte ihre Zärtlichkeit.

„Gute Nacht, mein Junge", ſagte ſie ſanft und verließ mich. Wiederum ſchwankte mein Entſchluß, und faſt hätte ich ihn ſchon aufgegeben, als ein leiſes Klopfen am Fenſter hörbar wurde. Dies war Philipp's Zeichen. Ich erhob mich augenblicklich, kleidete mich ſchnell an, und bald befand ich mich im Freien.

„Nur Muth, mein Freund", ſagte Philipp, „bald ſind wir auf dem Meere, und in ein Paar Jahren kehren wir mit Reichthümern beladen zurück!"

Ich bedurfte in dieſem Augenblicke wirklich der Ermuthigung, denn der Eindruck, welchen meiner Mutter

Liebe und Herrn Kober's Güte auf mich hervorgebracht, machten mich wankelmüthig und nur Philipp's Zureden und Aufmuntern ließ mich nicht zurückbleiben.

Wir beſchloſſen bis Tagesanbruch auf der Landſtraße zu wandern, ſodann aber Seitenwege einzuſchlagen. Auf dieſe Weiſe hofften wir allen Verfolgungen zu entgehen, und unbehelligt den Hafen zu erreichen. Wir wanderten rüſtig etwa vier Stunden lang auf der Chauſſee weiter, und bei Sonnenaufgang waren wir ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen. Wir machten dann Halt und zogen unſere Lebensmittel hervor, um zu frühſtücken. Noch bevor die Sonne hoch am Himmel ſtand waren wir erfriſcht und ausgeruht und ſetzten unſeren Weg fort, indem wir von der Heerſtraße abwichen und über Felder und Wieſen gingen. Es wäre ermüdend, alle Zwiſchenfälle unſeres langen und mühſamen Marſches zu erzählen. Zuweilen wünſchten wir uns wohl wieder zurück in unſer Dorf, denn wir waren oft hungrig und müde, und ſchwebten in ſteter Furcht, von Gensd'armen oder anderen Verfolgern aufgegriffen und ſchimpflich wieder zurückgebracht zu werden.

Da unſer kleiner Mundvorrath kaum zwei Tage ausreichte, ſo waren wir auf die Mildthätigkeit der Landleute angewieſen, durch deren Wohnplätze wir zogen; auch mußten wir ſtets im Freien übernachten und ſo kam es denn, daß wir bald abgemagert und hohläugig ausſahen. Dennoch verloren wir den Muth nicht, denn wir mußten doch endlich einmal unſer Ziel erreichen. Zehn Tage lang hatten wir uns ſo auf Kreuz- und Querwegen vorwärts geſchleppt und faſt wollte das letzte Fünkchen von Lebens-

muth in uns erlöschen, als Philipp plötzlich stehen blieb und ausrief:

„Sieh da, Ludwig, dort ist das Meer!“

Und in der That, da lag es, kaum eine halbe Meile entfernt, in seiner Unendlichkeit vor uns. Deutlich sahen wir die schaumgekrönten Wellen an das Ufer rollen, und nun wurde mir das Geräusch klar, welches seit einiger Zeit unsere Ohren erfüllt hatte. Es war das Getöse der am Gestade sich brechenden Wogen.

Bald erblickten wir die Masten vieler Schiffe, gleich einem Walde schlanker Stämme, dann Häuser, Kirchen und große Gebäude, wie ich deren nie zuvor gesehen hatte.

„Dies ist unser Ziel“, sagte Philipp „laß uns eilen!“

In etwa einer Stunde erreichten wir die Stadt. Die Straßen waren mit Menschen gefüllt, aber Niemand kümmerte sich um uns. Wir gingen weiter, müde und hungrig, denn wir hatten seit fast vierundzwanzig Stunden nichts gegessen.

„Philipp, ich muß Etwas zu essen haben, denn der lange Weg hat mich sehr ermüdet und hungrig gemacht.“

„Warte, mein Junge“, sagte er, „ich will Dir Brod verschaffen!“ Dann eilte er zu einem nahegelegenen Bäckerladen und begann die Vorübergehenden anzureden, indem er von Zeit zu Zeit auf mich deutete. Bald sah ich einen alten Herrn, mit langem weißem Haar, in die Tasche greifen und ihm etwas übereichen. Mein Gefährte kam zurückgelaufen und hielt ein Geldstück empor.

„Sieh da, Ludwig", ſagte er, „jetzt werden wir Brod die Fülle haben!"

Nachdem wir unſern Hunger geſtillt hatten, gingen wir weiter, bis wir den Hafen erreichten. Wir blickten mit Erſtaunen auf die mächtigen Schiffe, welche das Bollwerk, auf dem wir ſtanden, um viele Fuß überragten.

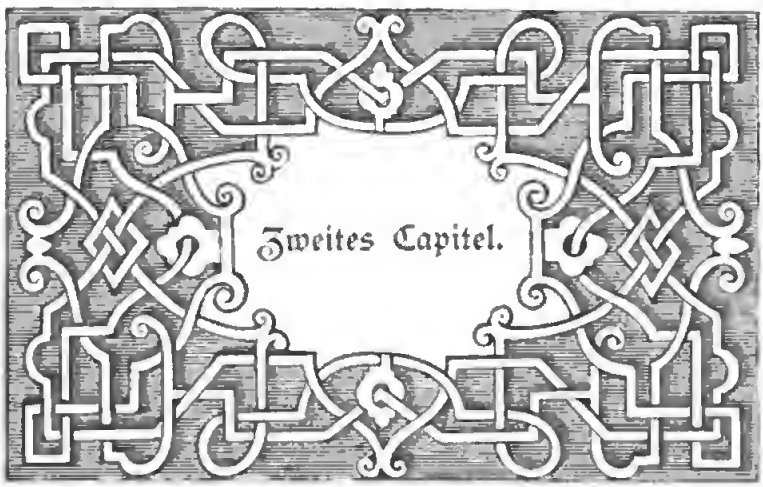
Um auf ihre Verdecke zu gelangen, hätten wir eine Leiter erſteigen müſſen, und dazu fehlte uns der Muth. Wir gingen alſo weiter, bis wir an ein Schiff kamen, welches mit dem Bollwerk etwa gleiche Höhe hatte. Philipp ſtieg ſogleich an Bord und nach kurzem Zögern folgte ich ihm. Auf einem Haufen Taue ſaß ein Matroſe. Philipp ging auf ihn zu und brachte unſer Anliegen vor. Der Mann blickte uns prüfend an, dann nahm er ſeine Pfeife aus dem Munde und ſagte:

„Alſo Cajüten-Jungen wollt Ihr werden, Ihr kleinen Leute? Ihr wollt eure Heimath verlaſſen, um auf der See zu ſchwimmen? Nun, da ich zufällig ein Paar ſo kleine Kerle brauchen kann, und da Ihr mir gefallt, ſo will ich Euch mitnehmen. Alſo kommt nur hinunter, damit wir Eure Namen in das Schiffsbuch eintragen."

Ueberraſcht und erfreut über dieſen unerwartet ſchnellen Erfolg beeilten wir uns, dem Manne, welcher, wie wir ſpäter erfuhren, der erſte Steuermann war, zu gehorchen. Nachdem er verſchiedene Fragen in Bezug auf unſere Namen, unſer Alter und unſere Heimat an uns gerichtet hatte, ſchickte er uns zu den übrigen Leuten, um unſer Mittagsmahl mit denſelben einnehmen zu können. Wir waren alſo wohlbeſtallte Schiffsjungen an Bord der

„Hammonia“, welche am nächsten Tage die Anker lichten sollte, um nach Liverpool zu segeln.

An diesem Abend legten wir uns, Gott für seine Hülfe aus tiefstem Herzen dankend und mit einem gewissen Selbstgefühl erfüllt, in unsere Matten und schliefen ein. Ich schreckte mehrmals mit dem Rufe „Mutter, Mutter“ aus meinen Schlafe auf. Ich war im Tramme daheim, und sah das sorgenerfüllte Gesicht meiner guten Mutter, die über ihren verlorenen Sohn weinte. — —


Zweites Capitel.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finst're Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tief verborg'nen Quellen.

(Goethe.)

So strahlt in mancher Unglücksstunde Dunkel
Ein tröstend Engelbild hinein,
Hell, wie der Sternelein Gefunkel,
Und mild, wie nächt'ger Mondenschein.

Die „Hammonia“, ein Kauffahrteifahrer, welcher dem Kapitain und dem erſten Steuermann gemeinſchaftlich gehörte, lichtete am nächſten Morgen die Anker. Aus irgendwelchem Grunde wurden wir im unteren Schiffsraume verſteckt gehalten, bis das Schiff den Hafen verlaſſen hatte. Erſt dann holte man uns auf's Deck und trug uns verſchiedene kleine Arbeiten auf. Sobald jedoch die Einwirkungen des friſchen Seewindes ſich bemerkbar machten, und das Schiff auf den Wellen zu tanzen begann, wurde uns erbärmlich ſchlimm zu Muthe. Es war die Seekrankheit, welche uns langſam aber ſicher überfiel, jenes Uebel, deſſen Schrecken Niemand ganz begreifen kann, der es nicht ſelbſt erlebt hat. Ich kann meinen Zuſtand nicht genau beſchreiben. Ich fühlte mich unwohl und doch nicht krank, mein Kopf begann zu ſchmerzen, ich taumelte, und konnte mich nur mühſam auf meinen Füßen erhalten.

„O Philipp", ſagte ich, „dies iſt ſchrecklich! was geht mit uns vor?"

Philipp war inzwiſchen ebenfalls ſeekrank geworden und ſah auch ebenſo blaß aus wie ich. „Es geht bald vorüber, halte nur die Ohren ſteif!" rief er mich ermuthigend zu. Es erheitert mich noch heute, wenn ich an dieſe Scenen denke, denn die Ermuthigung, die Philipp mir zu Theil werden ließ, ſchien er um bedeutendes mehr bedürftig zu ſein, als ich ſelbſt. — Nach wenigen Augenblicken kam der gütige Steuermann auf Deck und erlaubte, daß wir uns in unſeren Kojen niederlegen und ruhen möchten, was wir gern thaten. Je ſtärker der Wind wurde, deſto mehr tanzte das Schiff auf den Wellen, und plötzlich war es mir, als würde mir das ganze Eingeweide losgeriſſen und zum Munde gedrängt. Ich wollte ſchreien, aber in dem Augenblick, als ich den Mund öffnete, erfolgte ein heftiges Erbrechen, welches mehrere Minuten anhielt. Hierauf fühlte ich mich wieder wohler, und legte mich alſobald nieder. Ich blieb jedoch noch mehrere Tage krank, denn wir hatten widrigen Wind, und während dieſer Zeit wünſchte ich mich ſehnlichſt zurück zu meiner Mutter, und ſelbſt zu Herrn Kober. Wenn ich ſchlummerte, ſo zogen im Traume an meinem geiſtigen Augen die Bilder der Heimath vorüber, — das ruhige Dorf, die kleine, im friſchen Grün verborgene Kirche mit ihrem freundlichen Pfarrer; dann der Kirchhof mit meines Vaters Grab, — dann wieder der große Spielplatz unter den breitäſtigen Linden, wo die Knaben und Mädchen ſich zu frohen Spielen vereinigten; endlich, jene grünen Wieſen, ſchwellen-

den Kornfelder und ſchwer beladenen Obſtbäume, wo ich mich ſo häufig ergötzte. Ich begann zu fühlen, welche Thorheit ich begangen hatte, indem ich meine ſchöne Heimath verließ, um mich der wilden, unſtäten See anzuvertrauen! Ich gelobte mir, wenn ich mein Vaterland je wieder erreichen würde, daſſelbe freiwillig nie wieder zu verlaſſen.

Ich will jene reizende Stelle hier einſchalten, welche der brave Kapitain Werner in ſeinen prächtigen Seebildern erwähnt, indem er über die Seekrankheit ſich wie folgt ausläßt:

„Die Bewegungen des Schiffes werden etwas lebhafter, und allmälig erſcheinen mit blaſſem Geſicht und weißer Naſe verſchiedene Schiffsjungen auf dem Deck. Es wird ihnen unten zu eng und vergebens ſuchen ſie nach einem feſten Punkte, da vor ihren Augen Alles zu kreiſen beginnt! .... Noch einige ſtampfende Bewegungen und die Kriſis tritt ein. Es beginnt. Sei es die Wirkung des ſchlechten Beiſpiels, ſei es eigene Ueberzeugung, ſobald Einer den Anfang gemacht, folgen die Anderen ſofort, und Alle bieten dann das Bild eines aus ebenſoviel Köpfen ſprudelnden Springbrunnens.

„Ich will den Leſer mit der Beſchreibung der Seekrankheit verſchonen. Sie iſt ſchrecklich, aber nicht gefährlich, und deßhalb zeigen die ſonſt ſo gutherzigen Seeleute mit

den daran Erkrankten kein Mitleid, ja sie machen sich sogar noch über die Unglücklichen lustig .... Vorn auf dem Deck sieht es nicht besser aus, die neuen Schiffsjungen und Seesoldaten drängen sich Kopf an Kopf über die Railing und zollen dem Meere ihren Tribut. Einige Jungen wollen mit Gewalt wieder nach Hause und bitten den wachhabenden Officier unter Thränen, sie doch ans Land zu setzen. Andere liegen trotz der Nässe und Kälte in gänzlicher Theilnahmslosigkeit auf dem Verdeck und lassen im dumpfen Hinbrüten die schlechten Witze ihrer Kameraden über sich ergehen. — —"

Ich habe das prächtige Buch mehrere Male gelesen, und mich an den naturwahren, schönen Schilderungen gefreut, die sämmtlich der Wahrheit abgelauscht sind. Es giebt fast keine Begebenheit an Bord, die überhaupt sich ereignen könnte, welche dort nicht mit außerordentlichem Geschick geschildert wäre, und außerdem fühlt man instinctiv die Liebe zur See, welche den Erzähler durchglüht, aus jedem Worte heraus.

Aber wie Alles einmal zu Ende geht, so auch die Seekrankheit. Der siebente Tag, an welchem wir in Liverpool anlangten, fand mich frisch und fröhlich in dem Takelwerk umherklettern, und ich fing an, das Seeleben gar nicht so beschwerlich zu finden. Dennoch war ich froh als unser Schiff an dem langen Quai anlegte, um seine Ladung zu löschen, und womöglich wieder neue einzu-

nehmen. Ich half nach beſten Kräften, denn ich fühlte, daß ich Alles thun müßte, was in meinen Kräften ſtand, um mich dem freundlichen Steuermann dankbar zu erweiſen.

Philipp konnte bedeutend mehr leiſten, als ich, denn er war viel kräftiger gebaut und von ſtärkerer Natur. Auch war er ein munterer, aufgeweckter Knabe, ſodaß er bald der Liebling aller Matroſen wurde. Er blieb jedoch immer mein treuer Freund und war ſtets bereit, mir zu helfen oder mich zu vertheidigen, wenn ein Unwetter ſich über mir zuſammengezogen hatte.

Zuweilen erlaubte man uns, in den Straßen der großen fremden Stadt umherzugehen, und die Sehenswürdigkeiten derſelben in Augenſchein zu nehmen. Eines Tages gingen wir bis vor die Thore. Hier erblickten wir einen herrlichen Park mit ſchönen ſchattigen Gängen, in welchen wohlgekleidete Spaziergänger auf- und abwandelten, und in breiten Alleen rollten glänzende Equipagen, mit feurigen Roſſen beſpannt, dahin. Alle die ſchön geputzten Herren, Damen und Kinder ſchienen recht glücklich zu ſein, denn ſie lachten und plauderten vergnügt mit einander. Ein ſchönes junges Mädchen, welches auf einer Bank neben einem freundlich ausſehenden alten Herrn ſaß, ſchien uns zu beobachten, und ich bemerkte ein tiefes Mitleid für uns in ihren Zügen. Sie berührte den Arm des Greiſes, und auch er muſterte uns mit aufmerkſamen Blicken. Ich ſchämte mich unſerer Armuth, denn unſere Kleider, die mit manchem verſchiedenfarbenem Stoffe ausgebeſſert waren, ſaßen uns ſchlecht, denn wir hatten

dieſelben von den Matroſen geſchenkt erhalten, und durch unkundige Hände waren ſie außerdem kleiner gemacht, um beſſer zu paſſen. Die junge Dame erſchien mir wie ein Engel, ſo freundlich und mitleidig zugleich war ihr Lächeln; ich hätte ihr ewig in die ſanften Augen ſchauen mögen. Philipp zog mich jedoch mit ſich fort und bald waren wir auf dem Rückwege zu unſerem Schiffe. Mein Herz wurde mir ſchwer bei dem Gedanken, daß meine Armuth allein mich ausſchloß aus dieſer glänzenden Welt, in die ich zum erſten Male geblickt hatte.

Meine Kräfte wollten indeß gar nicht wieder recht zunehmen, und ſelbſt nach Wochen hatte ich noch häufige Anfälle von heftigen Kopfſchmerzen, zuweilen ſogar von Fieber. Dies war mir umſomehr Ungewohntes, als ich von jeher ein geſunder Knabe geweſen. Mein Zuſtand beunruhigte mich, denn er machte mich unfähig, ſo viel zu arbeiten, wie ich gern gewollt hätte, um dem Capitain und dem Steuermann Freude zu bereiten. — Die Ladung war inzwiſchen vollkommen untergebracht, und man begann das Schiff ſegelfertig zu machen. Diesmal ſollten wir nach Amerika ſegeln. —

Eines Tages, als ich mit Philipp wieder in den Straßen der Stadt umherging, wurde ich plötzlich ſehr unwohl. Ein ſeltſames Gefühl überkam mich, ich begann zu taumeln und ſtürzte beſinnungslos zu Boden. Als

ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem großen, luftigen und sauberen Zimmer auf einem weißen Bette liegend. Das Gemach enthielt eine ziemliche Zahl ähnlicher Betten, auf welchen ebenfalls Kranke lagen. Ich befand mich in einem Hospitale. Bald erschien ein freundlich aussehender, gewand um sich blickender Herr, welcher an mein Bett trat. Er sprach ein Paar Worte zu einer ältlichen Frau, die sich auch im Zimmer zu schaffen machte, und redete mich dann in meiner deutsche Mutter-sprache an.

„Nun, mein kleiner Mann", sagte er, „was fehlt Dir denn?"

Ich erzählte ihm darauf, was mir auf der Straße begegnet war.

Er untersuchte meinen Puls und tröstete mich, da ich mich recht vereinsamt fühlte und Heimweh bekam. „Du wirst die nächste Reise nicht mitmachen können, mein Junge, denn Du hast das Fieber und mußt wenigstens ein Paar Wochen hier bleiben."

Das war nun allerdings ein schlechter Trost, aber ich mußte mich geduldig fügen. Ich versank bald in einen tiefen Schlaf und als ich erwachte, saßen Philipp und der erste Steuermann an meinem Bette. Sie hatten mit dem Arzte gesprochen und von ihm gehört, wie es mir ging.

„Wir werden Dich nun eine lange Zeit nicht wieder-sehen, Ludwig", sagten sie, „denn wir müssen morgen nach Amerika absegeln. Aber paß' gut auf, wenn die ‚Hammonia' zurückkehrt, dann nehmen wir Dich mit."

Sie schüttelten mir die Hand, Philipp küßte mich, und dann gingen sie. Die Trennung schmerzte mich, aber ich war zu krank, um augenblicklich darüber nachdenken zu können.

Viele Wochen vergingen, ehe ich besser wurde und während dieser Zeit genoß ich die sorgsamste Pflege seitens des Arztes und der Wärterin.

Eines Tages, als ich anfing mich kräftiger zu fühlen, trat eine junge Dame in den Saal. Dies war durchaus nichts Ungewöhnliches, denn viele junge Engländerinnen verwandten ihre Mußestunden darauf, die Kranken in den Hospitälern zu besuchen, um ihnen nützliche und unterhaltende Bücher vorzulesen, Briefe für sie zu schreiben oder andere kleine Dienstleistungen zu üben. Als die Dame jedoch an mein Bett trat und mich lächelnd anblickte, erkannte ich das schöne junge Mädchen, welches ich auf meinem Spaziergange im Parke gesehen hatte. Sie redete mich auf Englisch an, als ich ihr aber in meiner Muttersprache sagte, daß ich sie nicht verstehe, antwortete sie mir sofort im geläufigen Deutsch.

„Du bist sehr krank gewesen, mein armer Junge", sagte sie, indem sie ihre Hand auf meine heiße Stirn legte.

„Ja, mein Fräulein, ich hatte das Fieber; aber ich bin jetzt, Gott sei Dank, auf dem Wege der Besserung!"

Sie ſah mich ernſt an, als ich dies ſagte.

„Es freut mich, daß Du Gott dankbar biſt für Deine Dir wiedergeſchenkte Geſundheit! Verſuche, Dir immer Dein dankbares Herz zu bewahren! Soll ich Dich durch Vorleſen etwas unterhalten?“

„Ja, mein Fräulein“, erwiderte ich, „mein lieber, ſeliger Vater las mir zuweilen vor, aber ſeit ſeinem Tode hat mir Niemand dieſe Liebe und Freundlichkeit erwieſen. Ich höre ſehr gern zu, und nehme Belehrung begierig auf.“

Die Dame nahm dann ein kleines Buch zur Hand, und begann mir vorzuleſen. Es waren ſchöne, erbauliche und tröſtliche Geſchichten, theils aus der Bibel. Vor Allem aber machte das Gleichniß vom verlorenen Sohn einen tiefen Eindruck auf mich. Es kam mir vor, als ob Alles genau auf mich anwendbar wäre. Bei jener Stelle, welche von der Freude des Vaters über die Rückkehr des Verirrten handelt, ergriff mich der Kummer meiner guten Mutter über meine Flucht, und ich malte mir die Freude aus, mit welcher ſie mich wieder in ihre Arme ſchließen würde. Ich konnte meine Thränen nicht länger zurückhalten. Das Fräulein bemerkte meine innere Erregung und fragte nach der Urſache meiner Betrübniß. Ich erzählte ihr meine ganze Geſchichte. Sie hörte aufmerkſam zu und fragte mich nach dem Wohnorte meiner Mutter, den ich ihr ohne jeden Argwohn mittheilte. Sodann verabſchiedete ſie ſich mit dem Verſprechen, mich bald wieder beſuchen zu wollen. Sie hielt Wort; einige Tage ſpäter kam ſie und brachte mir ein ſchönes lehrreiches Buch mit, welches unterhaltende

Geſchichten und zahlreiche hübſche Bilder enthielt. Nachdem ſie mir längere Zeit aus demſelben vorgeleſen hatte, gab ſie mir daſſelbe beim Fortgehen, und ſagte, ich könne es als mein Eigenthum betrachten.

Die Güte, welche mir von fremden Leuten allerſeits erwieſen wurde, verſetzte mein Gemüth in einen Zuſtand vollkommener Zufriedenheit, was nicht wenig zu meiner Heilung beitrug. Bald konnte ich aufſtehen und im Garten des Hospitals ſpazieren gehen.

Eines Tages theilte mir der Arzt mit, daß ich in etwa einer Woche aus der Anſtalt würde entlaſſen werden, daß ich aber noch längere Zeit nicht daran denke dürfe, irgend welche Arbeit zu verrichten. Als ich dies dem jungen Fräulein erzählte, fragte ſie mich, wohin ich denn zu gehen gedächte. Ich geſtand ihr betrübt, daß ich noch durchaus keine Ausſicht auf ein Unterkommen habe, und daß mir dies viele Sorgen bereite. Sie tröſtete mich und verſprach, ſich für mich verwenden zu wollen.

Bei ihrem nächſten Beſuche war ſie von ihrem Vater begleitet. Dieſer richtete verſchiedene Fragen an mich und ſagte zum Schluß:

„Da Du genügend hergeſtellt biſt, mein Sohn, um das Hospital zu verlaſſen, ſo will ich Dich bei mir aufnehmen, bis Du wieder für den Seedienſt tauglich biſt, und Du kannſt gleich heute mitgehen, wenn Du willſt.“

Ich war entzückt über dieſen Vorſchlag und verſprach bereitwilligſt jede Dienſtleiſtung zu verrichten und meinen Wohlthätern ſofort zu folgen. Man gab mir einen ſchönen neuen Anzug, welchen Herr Brown mitgebracht hatte, und

nachdem ich mich bei dem freundlichen Arzte, sowie bei der guten alten Wärterin herzlichst bedankt hatte, setzte ich mich neben den Kutscher, und fuhr mit meiner neuen Herrschaft davon.

Ich war schon einige Wochen im Hause des Herrn Brown, als eines Tages ein Brief von meiner Mutter für mich anlangte. Dies war mir natürlich eine große Ueberraschung, denn meine gütige Herrin hatte, um mir eine unverhoffte Freude zu bereiten ohne mein Wissen an meine Mutter geschrieben, als ich ihr im Hospital ohne jeden Argwohn den Wohnort derselben genannt hatte.

Mit Fräulein Brown's Hülfe schrieb ich eine zärtliche Antwort, in der ich meine Mutter um Verzeihung bat für den Kummer, welchen ihr meine Flucht bereitet haben mußte. Nach vielen Wochen schrieb sie mir wieder, vergab mir Alles und sagte mir, daß sie es zufrieden sei, wenn meine Wohlthäter mich behalten würden.

Ich fühlte mich im Dienste des Herrn Brown äußerst glücklich, und blieb vier Jahre bei demselben. Während dieser Zeit benutzte ich eifrig die mir gebotene Gelegenheit, mich im Schreiben und Lesen der englischen Sprache zu vervollkommenen.

Die „Hammonia" war inzwischen wieder einmal nach Liverpool gekommen und Philipp hatte mich besuchen wollen. Aber ich befand mich zu der Zeit gerade mit

meiner Herrſchaft auf deren Landſitz, und als ich zur Stadt kam, war das Schiff ſchon längſt wieder abgeſegelt. Mein Freund ließ mir ſagen, daß die „Hammonia“ diesmal nach Auſtralien ginge, und daß ſie frühſtens erſt in zwei Jahren zurückkehren würden.

Es that mir ſehr leid, meinen lieben Philipp nicht geſehen zu haben, aber ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß auch die zwei Jahre bald vergehen würden.

Ich befand mich bei Herrn Brown ſo wohl, daß ich deſſen Dienſt ſchwerlich verlaſſen haben würde, wenn nicht ein äußerſt trauriges Ereigniß eingetreten wäre. Fräulein Henriette, dies war der Name meiner jungen Gebieterin, war von ſehr zarter Geſundheit, und als eine anſteckende Krankheit die Stadt heimſuchte, ſo war ſie eine der Erſten, welche von ihr ergriffen wurde. Was die Kunſt der geſchickteſten Aerzte, was die liebevollſte und aufopferndſte Pflege vermochte, geſchah, — aber vergebens! Sie ſtarb. Ich fühlte ihren Verluſt um ſo herber, als ſie ganz ohne Beſinnung geſtorben war und ich keine Gelegenheit gefunden hatte, ihr noch einmal meinen innigen Dank, der mein ganzes Weſen erfüllte, auszuſprechen,

Fräulein Henriette's Tod brachte viele Aenderungen im Hauſe mit ſich, denn ſie war Herrn Brown's einziges Kind. Ich hätte wohl bleiben können, aber es trieb mich fort, denn jeder Winkel erinnerte mich an den Verluſt meiner geliebten Herrin. Wieder wurde die alte Sehnſucht nach dem Seeleben in mir wach, und ich griff begierig nach allen Büchern, die von demſelben handelten, ſodaß meine Phantaſie bald wieder ganz von den Bildern

fremder Länder erfüllt war. Ich dachte viel an Philipp und malte mir seine Ueberraschung und Freude aus, wenn wir zufällig in fernen, fremden Gegenden uns treffen sollten.

Mit solchen Gedanken wanderte ich oft am Hafen auf und ab und beobachtete das Kommen und Gehen der Schiffe. Eines Tages lief eine schöne Brigg ein, welche mir sehr bekannt vorkam, denn ich mußte das Schiff schon irgendwo gesehen haben. Es wurde an dem Quai angelegt, und wer beschreibt mein Entzücken, als ich beim Wenden des Schiffes deutlich am Stern desselben das Wort „Hammonia" las. Ich stieg sofort an Bord und ging auf einen schönen jungen Mann zu, welcher Befehle ertheilend beim Steuerrade stand. Ich legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Mein Freund Philipp!"

Der junge Mann blickte mich überrascht an. „Sie irren sich, mein Herr", sagte er dann. „Ich heiße zwar Philipp, aber Ihr Gesicht ist mir vollkommen fremd."

„Mein alter Freund", redete ich ihn jetzt in unserer Muttersprache an, „und kennst Du wirklich Deinen Ludwig Bergmann nicht mehr?"

Er blickte mich scharf an, dann warf er seine Arme um meinen Hals und rief: „Ja, ja, Ludwig, Du bist es! Aber wie Du Dich auch verändert hast! Du bist ja ein feiner Herr geworden, und sieh", fügte er stolz hinzu, „ich bin jetzt zweiter Steuermann auf der ‚Hammonia'! Komm nur hinunter in meine Kajüte, Ludwig."

Wir saßen lange beisammen und theilten einander

unſere Erlebniſſe mit. Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß ich mich ſofort wieder auf der Hammonia anwerben ließ. Ich mußte zwar als gemeiner Matroſe eintreten, aber ich war überzeugt, daß Philipp mich wie einen alten Freund behandeln, und den Rang, welcher einen gemeinen Matroſen von einem Officier trennt, nach Kräften ausgleichen würde.

Bald war die Ladung gegen eine andere vertauſcht, und das Schiff ſegelte wieder nach Auſtralien ab.

Drittes Capitel.

Mag preiſen den Wald und die grünende Flur
Der Hirt im Geſang und im Liede;
Er findet der Gottheit ewige Spur
Auf deinen Triften, du heil'ge Natur,
Und in's klopfende Herz zieht der Friede.
Ich aber preiſe des Meeres Gekrach,
Die rollenden, donnernden Wogen,
Den heulenden Sturm und der Wellen Schlag,
Vom Giſcht der Brandung umzogen.

(Zeiſe.)

O Meer, es lockt mich dein großer Tiefſinn,
Zu Boden ſinket mein mattes Denken,
Ich laſſe fahren die bange Sehnſucht:
Dein kalter Hauch, er kühle die Bruſt mir!

(Björnſtjerne Björnſon.)

Ich beſaß eine recht gute Handſchrift, weßhalb ich zuweilen unſer Log-Buch führen mußte. Ich gewann durch dieſe Eintragungen ein ſolches Vergnügen an derartige Arbeiten, daß ich mir ſelbſt ein ähnliches Buch anlegte und bis zum heutigen Tage habe ich mit nur geringen Unterbrechungen dieſe Gewohnheit beibehalten. Die hauptſächlichſten Vorfälle meines Lebens habe ich niedergeſchrieben, und wenn ich heute, nachdem ich dem Seeleben bereits ſeit zwanzig Jahren entſagt habe, mein Tagebuch aufſchlage, ſo tritt mir dieſes oder jenes Erlebniß und Abenteuer ſo deutlich vor die Seele, als wäre es geſtern geſchehen. Es hat dies ſeinen Grund zum Theil darin, daß ich die betreffenden Notizen unmittelbar unter dem friſchen Eindruck der Ereigniſſe erzählte, wodurch dieſelben mit den lebhafteſten Farben wiedergegeben wurden. Wie ſollte ich auch heute, nach ſo langer Zeit, alle die Erlebniſſe meiner Schiffsjungen-

und Matroſen-Zeit noch ſo getreu wiſſen können, wenn mir nicht mein Log-Buch zur Seite ſtände. —

Um nun dem freundlichen Leſer eine kurze Schilderung unſerer Reiſe zu geben, will ich hier einige Eintragungen folgen laſſen.

„19 Oct. — Endlich haben wir die Bai von Biscaya, in der wir uns volle ſieben Tage umhertreiben mußten, verlaſſen können. Bin während dieſer ganzen Zeit ſeekrank geweſen und habe mich oft zum guten alten Herrn Brown zurück gewünſcht. Jetzt, da ich mich wohler fühle und wir ſchönen klaren Sonnenſchein über uns und einen günſtigen Wind hinter uns haben, fängt die See an, mir zu gefallen. Die Bewegungen des Schiffes ſind mir angenehm und ich beobachte mit Intereſſe die Seevögel, welche an Schnelligkeit die ‚Hammonia‘ zu übertreffen ſuchen.“

„22. Oct. — Noch günſtigen, friſchen Nordoſt-Wind. Der Mann im Maſtkorb rief heute morgen: ‚Segler voraus!‘ Wir gewahrten in dieſer Richtung die weißen Segel eines Schiffes, welches unſeren Kurs kreuzte. Es war eine Barke; nach einigen Stunden riefen wir dieſelbe an und erfuhren, daß es die ‚Gazelle‘ war, die nach London ſegelte; ſie nahm unſer ‚an Bord alles wohl‘ mit.“

„3. Novbr. — Wir ſind jetzt in den tropiſchen Breiten. Während des Tages iſt die Hitze unerträglich und erſt des Abends kann man frei aufathmen. Wir mußten mehrere Tage wegen gänzlicher Windſtille liegen bleiben. Wenige Seemeilen von uns lag ein großer

Segler in gleicher Verlegenheit und wir bekamen Erlaubniß, daſſelbe zu beſuchen. Es war der ‚Pfeil vom Bogen‘, der mit einer Ladung Gold und Wolle von Melbourne nach Glasgow gechartert war. Als ich hörte, daß ſich Gold an Bord befinde, erkundigte ich mich, wo und wie daſſelbe zu erlangen ſei, und man ſagte mir, daß es in Auſtralien ‚Gräbereien‘ gebe, in denen ſich Schaaren von Männern zuſammenfinden, um das koſtbare Metall zu ſuchen. — Am Nachmittage badeten ſich mehrere von unſeren Matroſen, ohne Erlaubniß eingeholt zu haben, in der See und Einer von ihnen ſchwamm ſogar ziemlich weit fort. Bald nachdem dieſer wieder an Bord war, ſahen wir einen rieſigen Hai das Schiff umkreiſen. Es hätte dem Wagehals alſo ziemlich ſchlecht gehen können!“

„30. Novbr. — Wir nähern uns dem Cap der guten Hoffnung. Das Wetter wird ſehr rauh und eiſige Windſtöße wehen aus Süden. Das Schiff tanzt heftig — ich bin wieder ſeekrank.“

„2. Dec. — Geſtern haben wir verſchiedene hohe Spitzen aus der See ragen ſehen. Philipp ſagt, es ſeien Eisberge. Sie ſtrahlten herrlich, als die Sonne ſie beſchien. Das Wetter bleibt kalt und die See geht ſehr hoch.“

„3. Dec. — Vergangene Nacht hatten wir einen heftigen Sturm und rieſige Waſſermaſſen überflutheten das Schiff. Ich glaubte, es ſei auf ein Riff gerathen, denn die Erſchütterung war eine gewaltige. Das Waſſer ſtrömte durch die Lucken hinab und durchnäßte uns. Als ich das Verdeck erreichte, bot ſich mir eine wilde Scene dar. Wir trieben dahin über eine tobende See,

deren mächtige Wellen unſer Schiff, wie eine Nußſchale, bald Himmelan ſchleuderten, bald wieder wie in einen Abgrund hinabſtürzen ließen. Am Steuerrad ſtanden zwei Männer, welche ihre ganze Kraft aufbieten mußten, um daſſelbe zu regieren. Der Vollmond brach zuweilen durch die ſchwarzen Wolken und warf ſein unheimliches Licht auf die Scene. Dennoch ſchien Keiner die geringſte Beſorgniß zu hegen und Alles ging ſo regelmäßig ſeinen Gang, als ob wir mit dem günſtigſten Winde ſegelten. Die Kälte zwang mich bald, meine Koje wieder aufzuſuchen, aber an Schlaf war natürlich nicht zu denken. Heute hat ſich der Wind gelegt und die See iſt ruhiger geworden."

„30. Dec. — Philipp ſagt, daß wir nächſtens Melbourne erreichen würden und daß wir eine ſchnelle Ueberfahrt gehabt hätten. Die Paſſagiere drängen ſich auf Deck, um das Land ſo bald als möglich in Sicht zu bekommen. Daß Wetter war heute ſehr heiß."

„5. Januar. — Der Ruf ‚Land'! erſchallte heute Morgen. Der Capitän hatte einen großen Bogen gemacht um King's Island zu vermeiden, weil in jener Gegend kürzlich verſchiedene Schiffe geſcheitert waren. Bald kamen wir dem vom Maſtkorb aus geſehenen Lande näher. Es war eine felſige Inſel, und mit Hülfe unſerer Gläſer konnten wir verſchiedene Seehunde welche ſich ſonnten, auf derſelben erkennen. Wir werden heute Abend den Eingang der Hobſon-Bai erreichen, und während der Nacht vor derſelben liegen bleiben."

S. 39.

Im Sturm.

Am Morgen nach dieſer letzten Eintragung wurden wir von einem Lootſen, der uns in einem Schooner entgegen kam, in die ſchmale Mündung der Bai hineingeführt. Die Bai ſelbſt iſt beinahe ein Binnenmeer und ſo groß, daß wir das Land wieder aus den Augen verloren. Nach wenigen Stunden jedoch erblickten wir den Wald von Maſten, welcher die Lage der Stadt bezeichnet, und jenſeits derſelben das rieſige Melbourne mit ſeinen Vorſtädten. Gegen zwei Uhr Nachmittags legten wir am Quai an und waren glücklich, uns endlich im ſicheren Hafen zu befinden. Die Hitze war jedoch faſt unerträglich, die ganze Atmoſphäre glich dem Hauche eines glühenden Ofens. Alle Welt ſah ermüdet aus und die Menſchen bewegten ſich träge und langſam in den Straßen.

Hier befand ich mich alſo auf der anderen Seite des Erdballes! Ich war nicht wenig erſtaunt, eine ſo große und ſchöne Stadt da zu finden, wo vor wenigen Jahren nur Wilde und Känguruhs ihr Leben friſten konnten.

Philipp und ich bekamen Erlaubniß, die Goldgräber-Stadt Ballarat zu beſuchen. Wir benutzten die Eiſenbahn und langten gegen vier Uhr dort an. Wir ſahen hier Gruben, von denen einige mehrere hundert Fuß tief waren, und aus welchen das koſtbare Metall herausgegraben wird. Dies waren Quarz-Minen; das Gold wurde von dem Geſtein durch ſchwere Pochwerke getrennt, die wir ſchon von ferne ſtampfen hörten. Hierauf wird es mit Queckſilber vermiſcht, welche Verbindung man dann Amalgam nannte. Der Director einer dieſer Minen zeigte uns verſchiedene Barren ſolchen Amalgams, welche

über dreihundert Pfund wogen, wovon die Hälfte des Gewichtes Gold war; und dies war die Ausbeute einer einzigen Woche. An der so ergiebigen Stelle hatte man mehrere Jahre umsonst gearbeitet; jetzt nannte man sie, vermuthlich satirisch, „Armuths-Riff."

Nachdem wir die Minen genau besichtigt hatten, führte man uns zu einem anderen Goldfelde, etwa drei Meilen weiter ins Land. Hier waren die Gruben höchstens zwanzig Fuß tief, und das edle Metall wurde in gediegenem Zustande aus der Erde gegraben. Zuerst wurde es in großen Kübeln gewaschen. Dann that man es in ein wiegenartiges Sieb, in welchem es unter beständigem Begießen hin und her geschaukelt wurde. Die letzten Spuren von Erde und Sand wurden aber entfernt, indem man die Goldkörner in eine mit Wasser gefüllte Schaale brachte und dieselbe durch eine kleine Maschine durcheinander schütteln ließ, von Zeit zu Zeit das Wasser abgießend und wieder erneuernd, sodaß zuletzt nur das reine gelbe Metall auf dem Boden des Gefäßes zurückblieb. In der Schüssel, welche man uns zeigte, befand sich, nachdem wir die verschiedenen Stadien der Reinigung beobachtet hatten, etwa ein Pfund Gold, dessen Werth nach unserem Gelde etwa tausend Mark betrug. Alle diese Beobachtungen flößten mir ein so großes Interesse ein, daß ich fast Lust bekam, selbst ein Goldgräber zu werden.

Bei unſerer Rückkehr nach Melbourne fanden wir die „Hammonia“ ſchon ſegelfertig und richteten unſeren Kurs auf die chineſiſchen Gewäſſer. Ich fuhr mit meinem Freund Philipp volle drei Jahre und beſuchte nach und nach alle bedeutenderen Häfen der ſüdlichen Halbkugel. Nach Verlauf dieſer Zeit übernahm, da der Capitän die Reiſe nicht mitmachen konnte, der erſte Steuermann das Commando des Schiffes, und Philipp rückte in deſſen Stelle. Auch ich avancirte durch meines Freundes Einfluß und wurde dritter Steuermann, denn ich hatte inzwiſchen mein zwanzigſtes Jahr erreicht und war ein tüchtiger brauchbarer Seemann geworden.

Als wir einſt ziemlich lange unthätig in der Hobſon-Bai liegen mußten, hatte ich ein Zerwürfniß mit dem zweiten Steuermann, der eigentlich mein Vorgeſetzter war. Es führte dies ſchließlich ſo weit, daß ich meinen Abſchied nehmen mußte.

Ich beſchloß in die Goldgräbereien zu gehen, die, wie der gütige Leſer weiß, ſo viel Anziehendes für mich gehabt hatten. Bald nach meiner Ankunft daſelbſt las ich in den Zeitungen, daß die ‚Hammonia‘ nach Neu-Caledonien abgeſegelt ſei und von dort wahrſcheinlich einen Abſtecher nach Californien machen würde, bevor ſie nach Melbourne zurückkehre. Die Ausſicht auf eine ſo lange Trennung von Philipp ſtimmte mich recht traurig und halb und halb bereute ich es, das Schiff verlaſſen zu haben.

Die Gräbereien hatten ſich indeß ſehr zu ihrem Nachtheil verändert. Die Stelle hinter Ballarat, an der wir

vor wenigen Jahren so reiche Ausbeute finden sahen, war jetzt fast gänzlich erschöpft. Die Leute mußten oft Tage lang graben ohne ein einziges Körnchen des glänzenden Metalls zu finden. Ich blieb also nicht lange dort, sondern begab mich zu einem neuen Felde, wo viele Leute zusammenströmten. Man hoffte, daß dieser Ort sehr ergiebig sei, und in der That fanden die Ersten, welche anlangten, ziemlich viel Gold, diejenigen aber, welche später kamen und nicht gerade auf eine „Ader", wie man es nannte, stießen, gruben oft Wochen lang vergebens. Es war mir eine wahre Tantalusqual zu sehen, wie mein Nachbar das Gold pfundweise aus seinem Kübel wusch, während ich Tag für Tag, wenige Fuß davon, in meiner Grube darauf los arbeitete, ohne auch nur die geringste Belohnung für meine Mühe zu finden.

Ich wurde des Goldgräberlebens bald müde und begab mich wieder nach Ballarat. Es ging mir nun, da ich keinen Pfennig Geld mehr hatte, dort anfänglich sehr schlecht und erst nach vieler Mühe gelang es mir, eine Stelle als Stallknecht zu bekommen. Bei meinem Herrn, der zugleich Freimaurer war, blieb ich über ein halbes Jahr. Einst las ich in den Schiffsnachrichten, daß die „Hammonia" unter Commando des Capitäns Philipp Reich in Melbourne angekommen sei. Mein Herz schwoll vor Freude bei dieser Nachricht und ich wäre am liebsten gleich fortgeeilt, aber ich mußte noch eine Woche bei meinem Herrn bleiben, ehe meine Dienstzeit um war. Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld ich das Ende derselben herbeiwünschte, um meinen Freund um-

armen zu können. Das Schickſal war mir günſtiger als ich gehofft hatte, denn als ich gelegentlich eines der Pferde meines Herrn in der Hauptſtraße ritt, traf ich in einer ‚Cab‘ einen Capitain fahren, denn wir Seeleute erkennen einen ſolchen ſofort, nicht nur an ſeiner Uniform, ſondern auch an ſeiner ganzen Haltung. Ich war gewiß — es mußte Philipp ſein! Sofort ſprengte ich ihm nach, rief ihn an, und er ließ halten. Ich ſtieg vom Pferde und wir umarmten uns herzlich.

„Ich war ſoeben unterwegs, um Dich aufzuſuchen“, ſagte er fröhlich. „Wie geht es Dir, mein alter Freund? Nicht ſonderlich gut, wie es ſcheint“, fügte er hinzu, einen Blick auf meine Kleidung werfend. „Nun, nun, es wird ſchon Alles wieder gut werden. Du gehſt doch wieder mit zur ‚Hammonia‘? Der zweite Steuermann iſt entlaſſen und ich verſpreche Dir ſeine Stelle.“

Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich das Anerbieten mit Freuden annahm. Am nächſten Tage reiſten wir zuſammen nach Melbourne und als ich die Planken der guten, alten ‚Hammonia‘ wieder unter mir fühlte, kam es mir vor, als beträte ich den Boden der Heimath.

Unſer Schiff war beſtimmt eine Art Entdeckungsreiſe nach Neu-Guinea zu unternehmen, von welcher Inſel damals viel geſprochen wurde. Philipp ſollte das Commando behalten, da unſer Capitän aus Geſundheitsrückſichten ſich gänzlich in Melbourne niederließ, während ich verſprochenermaßen als zweiter Steuermann fahren ſollte.

Wir waren Alle luſtig und guter Dinge, denn wenn unſere Reiſe auch mit einiger Gefahr verknüpft war, ſo

diente dies doch nur dazu, unſeren Unternehmungsgeiſt anzuregen. Außerdem hatten wir Ausſicht auf einen reichen Gewinn, denn es war uns nicht unterſagt, Kleinigkeiten, wie Glasperlen, Korallenſchnüre, Meſſer, Spiegel u. ſ. w. zum Handel mit den Eingeborenen mitzunehmen.

Viertes Capitel.

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,
Sind Sternlein, die nicht untergehn.

(Claudius.)

Zum Meer hinaus denn, fernhin zum Meere,
Das nie ein Weilchen Versöhnung kennet!
Für alles Seufzende ist's Erlöser;
Doch trägt es weiter sein ew'ges Räthsel.
Seltsamer Bund mit dem Tod, daß Alles
Das Meer ihm schenket, — nur nicht sich selber!

(Björnstjerne Björnson.)

Verbann' die zagenden Gedanken,
Und ob der Erde Grund und Bau
Zu deinen Füßen möge wanken:
Nach oben schau, auf Gott vertrau!

(Jul. Sturm.)

Der Schritt, welchen ich vorhatte, war so verhängnißvoll für mich, daß mir Alles, was damit zusammenhing, bis auf die geringsten Kleinigkeiten noch im Gedächtniß ist. — Schon zu der Zeit, als ich im Dienste des Herrn Brown stand, hatte ich die Gewohnheit, meiner Mutter von Zeit zu Zeit einen Theil meiner geringen Ersparnisse zu senden, um ihr zu beweisen, daß ich ihrer stets gedenke. Auch von Australien aus hatte ich dies fortgesetzt und jetzt, wo ich im Begriff stand eine Reise anzutreten, die, wie ich mir nicht verhehlen konnte, ziemlich gefährlich war, schrieb ich einen langen Brief an sie, den ich auch in meinem Log-Buche aufbewahrt habe, und hier folgen lasse:

„An Bord der Hammonia im Hafen von Melbourne in Australien, am 19. März.

„Meine herzliebe, gute Mutter!

„Die letzten Nachrichten von mir hast Du aus Liverpool wohl vor bereits sechs Monaten erhalten, wenn Du nicht auch inzwischen die Mittheilung bekommen, daß ‚an Bord Alles wohl' — wozu ich natürlich auch gehörte, — was

wir im Golf von Biscaya einem Segler für London anrufen konnten. Ehe Dich dieser Brief erreicht, werden wohl weitere vier Monate dahin sein und Du Dich deßhalb der langen Zeit wegen nach einer Mittheilung von mir sehnen. Ich bin indessen nicht Schuld daran, gute Mutter! Auf der Reise hat man keine Gelegenheit, und die Zeit, welche ich in Ballarat und Melbourne verbrachte, war eine so traurige für mich, daß ich Dir doch nur wenig Erfreuliches hätte schreiben können; ich unterließ es deßhalb ganz. Du bist mir deswegen, meine herzige Mutter, gewiß nicht böse, und vergiebst mir diese Rücksichtslosigkeit, wie Du ja so oft schon Deinem Ludwig hast mütterliche Nachsicht zu Theil werden lassen.

„Von unserer Reise kann ich Dir nicht viel mittheilen, obwohl die mehrmonatliche Fahrt Abwechselung genug geboten hat, es waren aber alles nur Ereignisse, die der Seemann gern oder ungern hat, und die den Bewohnern des Festlandes nicht das geringste Interesse abgewinnen können. Vielfach stürmische Fahrt und mehrere Unglücksfälle wechselten mit einander ab! Unser Bootsmannsmaat Friedrich behauptet, nur das Freitagssegeln, will sagen, wir hätten unsere Anker an einem Freitag gelichtet, sei Schuld daran. Nun, liebe Mutter, ich bin zwar nicht so abergläubisch, wie jener alte Unterofficier, aber auffallend und merkwürdig zugleich ist es auch gewesen, daß wir förmlich heimgesucht wurden! Sieh, da ist uns zum Exempel, als eine Windstille eingetreten, also kaum etwas zu thun war und wir zum Segelexercitium commandirt wurden, etwas zumtal Verzweifeltes passirt!

Alles ging gut und wir freuten uns ſelbſt, daß trotz des langen Faulenzens an Bord unſere Willigkeit und Geſchicklichkeit ſich keineswegs vermindert hatte. Bei ‚Klar Deck‘, mit welchem Commando man nämlich wieder aus den Maſten ſteigen darf, ertönt plötzlich ein Schmerzensſchrei! Ein ſchwerer Schlag auf Deck war hörbar! Großer Gott, dachte ich, was war das! Ein Mann iſt von oben geſtürzt. Die ganze Mannſchaft ſteht durch den Schreck wie angenagelt lautlos da und erſt einige Augenblicke ſpäter kommt man zur Beſinnung und eilt, um zu helfen.*) Es war zu ſpät! Armes, junges Blut! Wie ſtrahlten noch vor wenigen Minuten die Augen in friſchem kecken Jugendmuthe, wie blüthen noch vor einigen Augenblicken auf den Wangen die Roſen der Geſundheit, und jetzt iſt das Auge ſchon gebrochen und der Todtenſchleier über das Geſicht gebreitet!

„Mutter, — ich erzähle Dir das Alles, weil Du den armen Wicht kennſt, dem das zugeſtoßen iſt. Wenn es ſeine Eltern noch nicht direct erfahren, kannſt Du es Ihnen vielleicht gelegentlich mittheilen. — Aber Mutter, ich bitte Dich, ſei vorſichtig und ſchonend dabei! Es iſt des Greiner's Carl aus Rohrbach geweſen, der ſich auf der ‚Hammonia‘ hatte anwerben laſſen. Du weißt, Mutter, daß ich den Menſchen von jeher gut war, und da er mir außerdem bekannt, hatte ich mir die Todtenwache auserbeten. Ich konnte es mir nicht nehmen

*) Ein Theil der folgenden Schilderung iſt Werner's Seebildern entlehnt.

laſſen, meinem Kameraden den letzten Liebesdienſt zu erweiſen. Die Nacht breitete ihren Schleier über das Meer und tiefe Ruhe herrſchte im Schiff. Ohne Schwanken, faſt geſpenſtig zog es ſeine Bahn durch die Wellen, die nur leiſe rauſchten, als fürchteten ſie die Ruhe des Todten zu ſtören. So ſaß ich die Nacht bei ihm, bis der Morgen kam und die Stunde herannahte, welche nach dem Tode eines Seemannes beſtimmt iſt, ihm den Wellengrabe zu übergeben. Der ſchmuckloſe und mit Kanonenkugeln beſchwerte Sarg wurde auf Deck geſtellt und die geſammte Bemannung verſammelte ſich um ihn. Die Hinterſegel wurden back gelegt, um das Schiff zum Stillſtande zu bringen, und die Flagge wehte halbſtocks. Die Leiche wurde eingeſegnet und ſank dann langſam hinab — ein letzter weißlicher Schimmer, einige Luftblaſen und er iſt für immer verſchwunden! — —

„Ich ſtand noch lange am Fallreep — da kamen mir die Verſe in den Kopf:

Schlummre ſanft auf kühlem Grunde,
Von den Fluten eingewiegt.
Deiner Mutter bring ich Kunde,
Wo ihr Kind begraben liegt.

„Ach, die arme Mutter! Sie weiß es vielleicht noch nicht, daß ſo bald alle ihre Hoffnungen zu Grabe getragen wurden. Sie ahnt es vielleicht noch nicht, daß ihr einziger Sohn, ihr Glück und ihr Stolz von ihr geriſſen iſt. Wohl wird auch heute, wie alle Abende, ihr Auge auf zum Sternenheer blicken, weil ſie glaubt, daß es auch

über seinem Haupte leuchte; wohl wird sie den eilenden Wolken Grüße für ihr geliebtes Kind mitgeben und in ihrem Gebete den Segen des Höchsten herabflehen. Arme Mutter! Gott hat es anders bestimmt, aber Er, der ihn zu sich gerufen, wird auch dir Trost senden für dein Herz, wenn die Trauerkunde es zu brechen droht!

„Beste, herzliebe Mutter! Bereite Frau Greiner keinen zu großen Kummer. Wenn ich nicht an Bord gewesen wäre, hätte sie die Nachricht vielleicht schonungsloser bekommen! Schreibe mir nach hier, und adressire Deinen Brief an Barnaby's. Es ist das ein großes Produkten-Geschäft, welches unser Schiff gemiethet hat, um eine Verbindung mit den Eingeborenen Neu-Guinea's herzustellen. Ich komme doch jedenfals wieder über kurz und lang nach Melbourne und würde glücklich sein, dann Deinen Brief zu finden.

„Bitte, grüße auch Herrn Kober von mir und theile mir mit, ob mir derselbe sehr zürnt meiner heimlichen Entfernung wegen. Du hast in Deinen früheren Briefen wenig oder gar nichts davon erwähnt! — Inliegend sende ich Dir, meine gute Mutter, auch wieder denjenigen Theil meines Verdienstes, welchen ich über meinen Bedarf erarbeitet habe, also ersparen konnte. Nimm diese Kleinigkeit an, weil sie von mir kommt! Sei tausendmal geherzt und geküßt von Deinem Ludwig."

Die Antwort, welche ich auf dieſen Brief erhalten habe, laſſe ich in meiner Erzählung weiter unten folgen, wenn ich ſo weit bin, Euch meine Rückkehr nach Melbourne mittheilen zu können, wo ich dann auch bei Barnaby's meine Briefe vorfand.

Wie die übrigen Matroſen, ſo kaufte auch ich mir einige Stücke buntfarbigen Stoffes, Taback, Pfeifen, glänzende Metallknöpfe, ſelbſt Puppen und andere Gegenſtände, von denen ich glaubte, daß ſie im Handel mit den Wilden mir nützlich ſein könnten. Ich nahm auch einige Bücher, namentlich ſolche, welche Bilder enthielten, mit mir, und unter dieſen befand ſich auch das einſt von Fräulein Henriette mir geſchenkte, welches ich mir ſtets wie ein Heiligthum aufbewahrt hatte.

Gegen Ende des Monats März liefen wir aus der Hobſon-Bai aus. Da es in unſerer Abſicht lag, mit den Bewohnern des Archipels unſern Tauſchhandel zu eröffnen, bevor wir uns an diejenigen der Hauptinſel wagten, ſo fuhren wir längs der auſtraliſchen Küſte hin, bis wir die Morton-Bai erreichten. Wir ſegelten dann ein Paar Tage in nördlicher Richtung weiter, hatten aber recht widrigen Wind. Das Barometer begann plötzlich ſtark zu fallen, ein Beweis, daß eine bedeutende Aenderung im Wetter nahe bevorſtehen mußte.

Wir hofften die Aequinoctial-Stürme bereits hinter uns zu haben, aber das plötzliche Fallen unſeres Wetterglaſes belehrte uns eines Anderen. Da wir noch ziemlich hundertundzwanzig Meilen zurückzulegen hatten und nicht gern Zeit verlieren wollten, ſo behielten wir ſelbſt

während der Nacht ziemlich volle Segel bei, weßhalb wir doppelte Wachen ſtellten um beſtändig und mit größerer Aufmerkſamkeit unſeren Kurs beobachten zu können. Am nächſten Tage brach der Sturm los.

Wir verſuchten zwar mit enggerefften Topſegeln weiter zu fahren, wurden aber bald gezwungen, gänzlich beizulegen. Der Sturm machte uns viel zu ſchaffen. Schwere ungeheure Waſſermaſſen wälzten ſich über das Deck dahin und riſſen unſern Vorrath an Schlachtthieren, ſowie Alles, was nicht ganz ſicher und feſt ſaß mit ſich fort. Während des ganzen Tages tobte das Unwetter ſodaß unſere Beſorgniß wachſen mußte und ſelbſt als es dunkel wurde, ließ der Wind nicht nach. Wir erkannten, wir waren vollkommen hülflos gegen ſeine Wuth und wünſchten ſehnlichſt den Anbruch des neuen Morgens herbei. Sobald es hell wurde, ließ der Wind nach und unſere Hoffnung, den Sturm zu überwinden, gewann nach und nach wieder in unſeren Herzen Raum.

Noch vor dem zweiten Abend wurde die See verhältnißmäßig ruhig, und wir konnten daran denken, unſer Schiff, welches einen jammervollen Anblick darbot, wieder in Stand zu ſetzen. Der Reiling und die Schanzverkleidung des Schiffes waren zum Theil abgeriſſen, das Takelwerk hing in Fetzen herab, und auch in den Kajüten ſah es böſe aus. Das gute, alte Fahrzeug hatte ſich zwar brav gehalten, aber die Verletzungen, welche es erlitten hatte, waren derartig, daß wir einen zweiten, ähnlichen Sturm unmöglich erleben durften, ohne uns einer Gefahr auszuſetzen, aus der es kein Entrinnen giebt. Es ent-

ſtand nun für uns die Frage, ob wir zum Ausbeſſern unſeres Fahrzeuges nach der Morton-Bai zurückkehren, oder den Schaden nach beſten Kräften ſelbſt repariren und unverzüglich weiterſegeln ſollten.

Wir entſchieden uns für das Letztere, da wir Alle gern ſo ſchnell als möglich unſer Ziel zu erreichen wünſchten. Jetzt bin ich der Ueberzeugung, daß es beſſer geweſen wäre, umzukehren, aber damals war auch ich zu begierig, Neu-Guinea zu erreichen, als daß ich den Eingebungen des geſunden Menſchenverſtandes hätte nachgeben mögen.

Wir machten uns alſo kräftig an's Werk ſodaß in wenigen Tagen die „Hammonia" ſich wieder ſelbſt ähnlich ſah und wir nach dem Archipel unter Segel gehen konnten. Alle waren voll froher Hoffnung, wiewohl das Barometer immer noch auf „Unbeſtändig" wies, da es indeß nicht bedeutend fiel, trotzdem der Himmel ſich ganz und gar bezog und es ſo dunkel wie in einem Backofen wurde, ſo glaubten wir, es würde nichts als Regen geben. — Nach dreitägiger Fahrt erblickten wir eine Reihe hoher Berge, in welchen wir die Owen-Stanley-Kette erkannten, welche im Nordweſt beginnend, ſich ſüdlich erſtreckt und das ganze Süd-Oſt-Cap einnimmt. Dies bewies uns, daß wir uns zu weit nach Weſten gehalten hatten, um den an der öſtlichen Seite der Inſel gelegenen Archipel zu erreichen. Wir änderten demgemäß unſern Kurs und machten es uns bequem für die Nacht.

Das Wetter ſah zwar zweifelhaft aus, und auch das Queckſilber begann wieder zu fallen, aber da der Wind aus Süden wehte, ſo blieb uns immer noch Seeraum

genug, um der Küſte reſpectvollſt fern bleiben zu können. Wir behielten alſo unſere Segel und hofften am anderen Morgen nur noch höchſtens vier oder fünf Meilen vom Cap entfernt zu ſein. Während der Nacht wurde der Wind erheblich heftiger und wuchs bald genug zum Sturm an, und mit Tagesanbruch ging die See ziemlich hohl. Da wir außerdem einigen Inſelchen des Archipels in bedenklicher Weiſe zu nahe gekommen waren, ſo wandten wir das Steuer und hielten in oſt-nord-öſtlicher Richtung ab. Dieſen neuen Kurs indeß hatten wir kaum angenommen, als der Wind ſich ungefähr während einer Stunde etwas legte, aber nur, um mit verdoppelter Wuth plötzlich aus Süd-Süd-Weſt zu blaſen. Wir befanden uns jetzt in einer äußerſt gefährlichen Lage, denn die vom letzten Sturme ſo ſtark mitgenommenen Maſte unſeres Schiffes begannen nachzugeben und der Orkan wehte ſo heftig, daß wir trotz der größten Anſtrengungen uns nicht vom Lande entfernen konnten. Die Nacht brach herein ohne daß der Wind nachließ oder ſeine Richtung änderte. Ich erkannte unſere gefährliche Lage und bemerkte auch Philipp's ſorgenvolles Geſicht; ich fühlte, daß es ſehr ſchlimm um uns ſtand, denn wir trieben jetzt hülflos umher und direct auf die Küſte zu, welche nach unſerer Berechnung nicht mehr weit entfernt ſein konnte, und wo unſer ſchwaches Fahrzeug unrettbar zerſchellen mußte. Wiewohl Keiner von uns erwartete, den nächſten Tag zu erleben, ſo nahmen wir dennoch etwas Nahrung zu uns, und blieben auf unſeren Poſten. Die ſchwarzen Wellen rollten wieder über das Verdeck hin, während der Wind durch

das Takelwerk heulte. Das Schiff ächzte gleich einem verwundeten Thiere und erzitterte in allen Fugen unter der Wucht der über daſſelbe hinſauſenden Waſſermaſſen. Nie hatte ich einen ſolchen Sturm erlebt. Plötzlich erſchallte der dem Ohr des Seemanns ſo ſchreckliche Ruf: „Brandung voraus!“ und dennoch trieben wir mit raſender Schnelligkeit auf die Felſen zu. Als letztes Rettungsmittel beſchloſſen wir unſere Anker fallen zu laſſen und waren gerade im Begriff, die Winde in Bewegung zu ſetzen, als die Wuth des Orkanes ſich etwas legte, und das Schiff dem Steuerruder wieder gehorchen konnte. Philipp gab jetzt Befehl das Schiff zu wenden und mit neuer Hoffnung flog Jeder auf ſeinen Platz. Langſam gehorchte es dem Steuer, und klopfenden Herzens glitten wir an der gefährlichen Stelle vorbei, wo wir ſelbſt in der Dunkelheit den weißen Giſcht des ſich über dem verborgenem Riff brechenden Waſſers ſehen konnten. Wir athmeten auf und wünſchten uns ſchon Glück, der Gefahr entronnen zu ſein, als ein ſehr heftiger Stoß das ganze Fahrzeug in allen Fugen erſchüttern machte. Von der Gewalt deſſelben wurden die Maſte über Bord geſchleudert; im Sturze erſchlugen ſie unſeren erſten Steuermann. Wir waren auf ein zweites Riff gekommen und ſaßen nun auf dem Felſen feſt. Jeder Augenblick konnte uns den Untergang bringen. Im Nu und ohne Commando waren wir an unſeren Booten, welche bekanntlich ſtets mit Lebensmitteln und Waſſerfäſſern verſehen ſind, und immer vollkommen bereit gehalten werden. Da die See das Schiff jeden Augenblick verſchlingen konnte, ſo beſchloß

Philipp, die Boote sofort hinunter zu lassen. Der Sturm war allerdings im Abnehmen aber immer noch gingen die Wogen ungemein hoch und es erforderte die ganze Geschicklichkeit unserer erfahrendsten Leute, sowie Philipp's umsichtige und kaltblütige Ueberwachung, um die kleinen Fahrzeuge glücklich hinabzubringen. Endlich war es geschehen und sie tanzten auf den wildbewegten Wassern.

Da das Schiff nicht mehr lange zusammenhalten konnte, so durften wir durchaus keine Zeit verlieren und bald war das größere der Boote bemannt. Philipp umarmte mich. „Lebewohl, Ludwig, mein treuer Freund und Genosse, Gott schütze Dich! Wahrscheinlich sehen wir uns in dieser Welt nicht wieder. Die Pflicht trennt uns. Du wirst das eine der Boote befehligen. Lebewohl, mein Freund!"

Wir umarmten uns noch einmal und dann glitt Philipp hinab zu seinen Leuten, die ihn mit Ungeduld erwarteten. Die nächste Welle schleuderte sie wenigstens dreißig Fuß vom Schiffe fort, so daß sie bald unseren Blicken entschwunden waren, wozu indeß bei der Dunkelheit nicht viel Raum gehörte.

Einige Augenblicke später kam eine riesige, schaumgekrönte Woge heran gerast und brach sich tosend über unserem Schiff. Wir klammerten uns, so gut wir konnten, an die Maststumpfe an. Als wir wieder zu sehen vermochten, war wirklich nichts mehr von Philipp's Fahrzeug zu bemerken, und o Graus! auch das unsrige war mit fortgerissen! Nichts stand mehr zwischen uns und dem Tode, als das geborstene Wrack der „Hammonia".

Der Wind ließ indeſſen bedeutend nach und auch unſer Schiff blieb in ſeiner Lage. Vielleicht hielt es bis Tagesanbruch zuſammen, denn dann konnten wir doch noch gerettet werden. Jedenfalls verſuchten wir einander nach Kräften zu ermuthigen, und ſehnſüchtig wünſchten wir das Tageslicht herbei.

Fünftes Capitel.

Gieb, daß in Kreuz und Glücke
Ich ſtets ſo leben mag,
Daß ich mich weislich ſchicke,
Auf meinen letzten Tag!
Und wenn der wird einbrechen,
So hilf, daß ich erfreut,
Von Herzen könne ſprechen:
Komm, Herr, ich bin bereit!

(Joh. Franck. † 1677.)

In deiner Bruſt ſind deines
Schickſals Sterne.

(Schiller.)

Klage nicht, daß dir im Leben,
Ward vereitelt manches Hoffen;
Hat, was du gefürchtet eben,
Doch auch meiſt dich nicht getroffen!

(Fr. Rückert.)

Die Sonne erhob ſich ſtrahlend aus dem immer noch toſenden und wogenden Ocean. Immer noch ſchlugen die Wellen mit betäubendem Geräuſch an das Geſtade und verhüllten daſſelbe unſeren Augen durch ihren weißen Schaum. Wir erblickten in geringer Entfernung eine kleine Inſel, von der die Felſen, auf welchen wir aufgelaufen und nun feſtſaßen, ohne Zweifel unterſeeiſche Ausläufer waren. Unſer Schiff hielt zwar immer noch zuſammen, aber wir waren überzeugt, daß dies nicht mehr lange währen würde. Wir machten uns daher unverweilt daran, uns ein Floß zu bauen, welches gegen die Mittagsſtunde fertig war. Eben waren wir damit beſchäftigt, es mit Lebensmitteln und anderen nothwendigen Gegenſtänden auszurüſten, als plötzlich, wie aus dem Meer hervorgezaubert, eine Anzahl Kanoes uns umſchwärmten. Bevor wir an unſere Bewaffnung oder an Widerſtand denken konnten, befanden ſich auch ſchon gegen zwanzig mit Speeren, Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnete Wilde an Bord. Da wir unſerer nur fünf

waren, ſo hielten wir es für das Beſte, uns ſofort zu ergeben, und ein häßlicher, großer, ſchwarzer Kerl, mit einem ungeheuren Wuſt von Haaren auf dem Kopfe, welcher der Anführer der Bande zu ſein ſchien, gab Befehl, uns in eines der Kanoes zu ſchaffen. Jetzt begann ein gieriges Durchſuchen des Schiffes, und nachdem ſo viel wie die Kähne tragen konnten, herausgeſchleppt war, wandte man ſich, das Floß ins Schlepptau nehmend, dem Ufer zu. Andere Kanoes ſtießen vom Lande ab, gleichfalls mit lärmenden, wild geſtikulirenden Eingeborenen gefüllt, deren Erſtaunen keine Grenzen zu finden ſchien, als ſie die fünf weißen Männer im Kahne des Häuptlings erblickten.

Wir fuhren in halb nord-weſtlicher Richtung, und indem wir die hohen Klippen, welche wir von unſerem Wrack aus geſehen hatten, vermieden, gelangten wir in etwa einer halben Stunde an die Mündung einer kleinen Bucht, welche ſich ganz plötzlich hinter einem weit hervorragenden Felſen öffnete. Der liebliche, herrliche Anblick der landſchaftlichen Schönheit, welcher ſich mir darbot, erfüllte mich ſelbſt in meiner damaligen gefährlichen Lage mit einiger Bewunderung. Die Bucht war im Süden durch ziemlich hohe, ſteil und ſchroff zur See abfallende und dicht bewaldete Hügel geſchützt. Im Weſten und Norden erhob ſich das Land terraſſenförmig und geſtattete eine ziemlich gute Fernſicht. Wieſen, mit graſendem Vieh bedeckt, und grüne Haine wechſelten mit einander ab; an vielen Stellen ſtieg Rauch zu dem tiefblauen Himmel empor, als wenn wir uns an einem ſchönen Sommertage

einem friedlichen Fischerdorfe unserer Nordseeküste näherten. Das Wasser der kleinen Bai selbst war so ruhig wie ein Mühlteich und erglänzte wie ein Spiegel in dem Lichte der Morgensonne.

Sobald wir uns dem Ufer näherten, kamen uns Schaaren von nackten Wilden entgegen, um beim Landen und Auspacken der vom Schiffe geraubten Gegenstände behülflich zu sein. Der Leser kann sich vorstellen, daß wir in Bezug auf das Schicksal, welches unser wartete, nicht wenig besorgt waren, und daß wir uns bemühten, dasselbe aus den Mienen der Insulaner zu errathen. Wir hatten entgegengesetzte Berichte über diese Leute gehört. Die Einen behaupteten, daß dieselben zwar äußerst kriegerisch aber zugleich edelmüthig und gastfrei seien, während Andere ihnen diese Eigenschaften gänzlich absprachen und sie einfach als ganz rohe und barbarische Wilde und erbarmungslose Kannibalen bezeichneten.

Zunächst gaben wir durch Geberden zu verstehen, daß wir hungrig und ermattet seien, worauf man uns verschiedene Speisen zu Theil werden ließ, als Brodbaumfrüchte, Datteln und auch getrocknetes Fleisch.

Da die Männer vollauf zu thun hatten, um die ihnen kostbare Ladung unseres Schiffes zu bergen, so übergab man uns den Greisen und Frauen zur Bewachung, und diese betrachteten und befühlten uns von allen Seiten, um sich zu überzeugen, daß wir wirkliche Menschen waren. Namentlich erregte unsere Hautfarbe ihre Verwunderung; sie hielten dieselbe jedenfalls für künstlich, und versuchten vielfach, sie durch Waschen zu entfernen.

Inzwiſchen entwickelten die Wilden eine außerordentliche Schnelligkeit und Geſchicklichkeit bei der Plünderung des Wracks. Sie waren ſich offenbar bewußt, daß daſſelbe jeden Augenblick verſinken konnte und ſchafften deshalb in größter Haſt eine Kahnladung nach der anderen ans Land. Ihre Furcht war durchaus nicht unbegründet, denn man erzählte mir nachmals, daß das Schiff plötzlich, wahrſcheinlich weil durch unkundiges und übereiltes Ausladen das Gleichgewicht geſtört worden war, umkippte, vom Felſen hinabglitt und ſpurlos in der See verſchwand, eine ziemliche Anzahl Eingeborener mit ſich hinabziehend. Einige derſelben tauchten zwar bald wieder auf und wurden von ihren verblüfften Kameraden in die Kanoes gezogen, aber diejenigen, welche ſich im unteren Schiffsraume zu ſchaffen gemacht hatten, kamen elendiglich um.

Mit Einbruch der Nacht wurden wir in ein leeres, zweiſtöckiges und ſehr nett aus Holz erbautes Haus eingeſperrt. Wir verlebten eine jammervolle Nacht, denn man hatte uns, um unſer Entkommen zu verhindern, Hände und Füße gebunden und außerdem befanden wir uns in großer Aufregung und Sorge über unſer nächſtes Schickſal. Sobald es Tag wurde, kamen unſere Wächter zu uns, um ſich zu überzeugen, daß wir nicht entſchlüpft waren. Unſere Feſſeln waren aber derartig feſte, daß wir beim beſten Willen, der zu dieſem Behufe in uns wohnte, dies nicht hätten bewerkſtelligen können. Die aus Baſt verfertigten Strike, mit denen wir gefeſſelt waren, hatte man ſo ſtraff gezogen, daß ſie tief in das Fleiſch einſchnitten und dieſes war deshalb derartig auf-

geſchwollen, daß es faſt die Binden überdeckt hatte. Wir verſuchten durch Zeichen verſtändlich zu machen, daß wir befreit zu ſein wünſchten, und unſer Schmerzenswimmern ſchien ihnen allerdings einiges Mitleid zu erregen.

Man holte den Häuptling herbei, und auf ſeinen Befehl wurden unſere Feſſeln durchſchnitten. Man brachte alsbald einige Nahrungsmittel und forderte uns durch Hindeuten auf dieſelben auf, davon zu eſſen. Wir ſprachen dem Mahle, welches wiederum aus Brodfrüchten, Fiſch und einem außerordentlich wohlſchmeckenden, pikanten Getränk beſtand, auch wacker zu und glaubten uns bereits Vorwürfe machen zu dürfen, die gutmüthigen Wilden, die uns ſo freundlich mit Nahrung aufwarteten, für Kannibalen gehalten zu haben, obgleich das Feſſeln in einigem Widerſpruch zu ihrem ſonſtigen Verhalten zu ſtehen ſchien. Bald nach der Mahlzeit jedoch überfiel uns eine unwiderſtehliche Müdigkeit und wir verſanken in einen tiefen Schlaf. Später erfuhr ich, daß man uns eine ſtarke Doſis Opium in das Getränk gemiſcht hatte.

Unſer Erſtaunen war nicht gering, als wir uns bei unſerem Erwachen vollkommen nackend vor einer Hütte, die rings mit einer Einzäunung umgeben war, liegend fanden. Eine große Anzahl Eingeborener, Männer, Frauen und Kinder umſtanden die Einfriedigung des Raumes und betrachteten uns mit Erſtaunen und Neugierde. Sobald man bemerkte, daß wir erwacht waren, brachte man uns wieder Lebensmittel, und wiewohl augenblicklich nicht gerade zum Eſſen aufgelegt, waren wir doch froh, am Abend unſeren Hunger ſtillen zu können.

Zur Nacht brachte man einen reichlichen Vorrath von trockenen Binſen, um uns in der Hütte ein Nachtlager bereiten zu können. Am nächſten Morgen nöthigte man uns, wieder auf den Platz hinaus zu gehen, wo unſerer ſchon eine gaffende Menge, wie am Tage vorher, harrte. Wiederum verſorgte man uns reichlich mit Speiſe und ließ uns am Abend in der Hütte zurück. Dieſe Behandlung dauerte etwa eine Woche und wir fingen an, uns an dieſelbe zu gewöhnen.

Wir aßen und tranken und fanden unſere Lage eher ſpaßhaft, als beſorgnißerregend. Als die Eingeborenen unſere Heiterkeit ſahen, gaben ſie auf alle mögliche Weiſe ihre Zufriedenheit darüber zu erkennen. Sie verſuchten häufig ein Geſpräch mit uns anzuknüpfen, ohne daß es uns indeß gelang, ein Verſtändniß herzuſtellen, aber dieſe Verſuche hatten dennoch einigen Vortheil.

Wir lernten mehrere Wörter ihrer Sprache kennen, ſodaß wir z. B. Waſſer und andere nothwendige Bedürfniſſe fordern konnten.

So waren mehrere Wochen verfloſſen, als wir eines Tages eine ungewöhnliche Lebendigkeit und Bewegung unter den Wilden bemerkten. Von Zeit zu Zeit ertönte ein widerliches Geſchrei im Dorfe, worauf die Zahl unſerer Beſchauer ſich jedesmal durch neue Ankömmlinge verſtärkte. Am Abend hörten wir viel Lärm durch Trommeln und Geſänge verurſacht, und unter mancherlei Gedanken, was dies Alles zu bedeuten haben möge, ſchliefen wir ein. Bei unſerem Erwachen fanden wir uns zu unſerem Entſetzen wieder an Händen und Füßen gefeſſelt und von

einem ſtarken Trupp wohl bewaffneter Wilden bewacht. Wir waren nunmehr ſofort überzeugt, daß man im Begriff ſtand, uns zum Tode zu ſchleppen. Wir wurden zu einem großen, freien Platze getragen, auf welchem die ganze Einwohnerſchaft des Ortes verſammelt war. In der Mitte brannte ein mächtiges Feuer welches von etwa einem halben Dutzend nackter Eingeborener unterhalten wurde. Ueber den Flammen lagen auf ſteinernen Unterlagen fünf große Steinplatten, welche augenſcheinlich ſchon glühend heiß gemacht waren. Unſer Muth ſank, als wir dieſe Vorbereitungen ſahen, denn wir erinnerten uns gehört zu haben, daß die menſchenfreſſenden Stämme im Innern Neu-Guinea's das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde auf heißen Steinen zu braten pflegen. Ein abſchreckend häßlicher Wilder, welcher eine Art Schürze trug und verſchiedener Zierrathen nach zu urtheilen ein Prieſter ſein mußte, trat an uns heran und unterſuchte unſere Körperbeſchaffenheit. Auf ſeinen Wink wurden wir von unſeren Wächtern in eine Reihe geſtellt, ein ſehr beleibter Matroſe Namens Bläſer am rechten Flügel zuerſt; ich ſtand zuletzt, und bildetete den linken Flügel. Nachdem dies geſchehen, näherten ſich die Gehülfen des Prieſters, drei an der Zahl, und begannen einen höchſt unmelodiſchen eintönigen Geſang, in welchen zuweilen die ganze Verſammlung einſtimmte und zu welchem Trommeln geſchlagen wurden. Beim letzten Chorus ergriffen zwei rieſige Wilde den armen Bläſer, ſchleppten ihn vorwärts, warfen ihn auf eine der glühenden Steinplatten, während ein Dritter ihm mit ſeiner Keule einen furchtbaren Schlag auf den Kopf ver-

ſetzte, wodurch er ohne Zweifel ſofort getödtet wurde. Wiederum begann der Geſang, wiederum fielen der Chor und die Trommeln ein, und der zweite meiner Gefährten wurde in derſelben Weiſe wie der arme Bläſer ermordet. Jetzt fingen meine Sinne an, ſich zu verwirren, Alles drehte ſich mit mir im Kreiſe herum, und ich wußte eigentlich nicht recht, ob ich mich im wachenden oder ſchlafenden Zuſtande befand. Sobald der Geſang von Neuem begann, und ſomit die Einleitung zum Hinſchlachten des dritten Opfers bildete, erhob ich inſtinctiv meine Hände, um mein Geſicht zu verbergen und nicht mehr Zeuge jener Grauſamkeiten zu ſein.

Alles um mich her ließ mich mehr oder weniger gleichgültig. Ich hatte deshalb auch ein rings um den Platz zu vernehmendes Geräuſch weniger beachtet, obwohl dann und wann auch einer der Wilden aufmerkſam zu werden ſchien. Wer hatte geahnt, daß dieſes Geräuſch um mich her meine Rettung ſein ſollte! In dem Augenblicke nämlich, als der vierte meiner unglücklichen Gefährten von den Wilden ergriffen wurde, ertönte plötzlich von allen Seiten ein wüthendes Kriegsgeheul und ein wahrer Regen von Pfeilen ſauſte über meinem Kopfe dahin auf die Wilden herab, welche dadurch in die größte Beſtürzung geriethen, da im erſten Augenblicke Niemand des Feindes anſichtig wurde.

Der Angriff ſchien aber ein wohl überlegter zu ſein. Kaum nachdem durch den Pfeilregen das Zeichen zum allgemeinen Vorgehen gegeben war, ſtürmten aus den Gebüſchen zahlreiche Wilde hervor und fielen über die Mörder meiner

Gefährten her. Ich erkannte ſowohl aus der Ausſchmückung derſelben, als auch aus ihren Geſichtszügen, daß dieſelben einem fremden Stamme angehören mußten und daß hier vielleicht ein Raubzug eines Stammes gegen den anderen vorliege, wie ſich ſolche ſo häufig ganz geringfügiger Urſachen wegen ereignen.

Die Metzelei, welche die ſchwarzbraunen Horden unter ſich anrichteten, war eine entſetzliche, und obwohl ich einigermaßen gleichgültig dem Ausgange derſelben zuſah, ſo wünſchte ich doch den Angreifern, welche ſo plötzlich hereingebrochen waren, und vielleicht meine Retter ſein konnten, zumal ich von den Anderen nichts zu hoffen hatte, den Sieg. Die angreifenden Wilden hatten ſich auch gut vorbereitet und bewaffnet gehabt, und da auf der anderen Seite zum Theil an eine derartige Gefahr wohl nicht gedacht worden war, zum Theil wohl auch eine zu große Freude über die weißen Menſchenopfer geherrſcht haben mochte, ſo hatten dieſe faſt alle Waffen in ihrem Dorfe und in ihren Häuſern zurückgelaſſen. Sie waren wohlbewaffneten Schaaren gegenüber alſo ſo gut wie wehrlos und befanden ſich jetzt in einer ähnlichen Lage von Todesangſt und Verzweiflung, wie ich mich kurz zuvor.

Es entkamen ſchließlich nur Wenige dem Gemetzel. Ich ſelbſt entging bei Beginn der allgemeinen Verwirrung der Aufmerkſamkeit meiner Peiniger und warf mich inſtinctiv zur Erde. Ungefähr zwanzig Fuß von mir lag ein dolchartiges Meſſer, welches der früher erwähnte Prieſter, wie ich beim Beginn des Angriffs bemerkte, von ſich warf, als er zu entfliehen ſuchte. Ich ſchob mich

kriechend vorwäts und war so glücklich, dasselbe zu erreichen. Da meine Arme nur am Handgelenk geknebelt waren, so konnte ich zu meinem Vortheil wenigstens von meinen Händen Gebrauch machen. Ich ergriff daher das Messer und zerschnitt zunächst die Binsenstricke, welche an meinen Füßen sowohl in der Gegend der Knöchel als auch am Knie angebracht waren. Ich erreichte dies zwar nur mit großer Mühe, aber endlich gelang es doch. Kaum war ich an den Füßen frei, so verkroch ich mich in die nahen Gebüsche. Meine Hände befreite ich auf folgende Weise. Ich ergriff das Messer und stieß es mit voller Kraft in einen nahen Baumstamm, stemmte dann meinen Körper gegen das Heft desselben, um jede Bewegung zu verhindern, und begann nun auf der Schneide mit den an meinen Händen angebrachten Fesseln hin und her zu fahren, als wenn man ein kurzes Stück Holz auf einer Säge durchreiben will. Endlich lockerten sich auch diese Stricke und ich war aller Fesseln ledig, hatte aber ziemlich erhebliche Schnittverletzungen an Händen und Füßen davon getragen, denn ich arbeitete zu hastig und aufgeregt an meiner Befreiung. Was aber sollte ich nun thun! Nackt und blos und nur mit einem Messer in der Hand, von streitenden, furchtbaren Barbaren umgeben, saß ich lauschend in einem dichten Gestrüpp und überlegte meine Lage, ohne zu einem bestimmten Entschlusse gelangen zu können.

Der Kampf schien sich seinem Ende zu nahen, indem sich das Geschrei der Kämpfenden mehr und mehr von dem Opferplatze, wo der Angriff stattgefunden hatte, entfernte und schließlich ganz und gar verstummte. Ich wagte

mich vor und kroch ſacht durch das Gebüſch hindurch, bis ich einen Punkt erreichte, von welchem aus ich eine Ueberſicht über den Kampfplatz erlangen konnte. Es bot ſich mir ein Grauen und Schauder erregender Anblick dar. Eine Anzahl erſchlagener Wilder lag umher und von allen Leichnamen waren die Köpfe abgetrennt. Dieſelben lagen zuſammengehäuft an einer mehr abſeits gelegenen Stelle. Nur zwanzig Schritt von mir befanden ſich jene fünf Steinplatten, und auf drei derſelben lagen die halb verkohlten Leichname meiner unglücklichen Freunde. Wo der Vierte geblieben, er hieß Conrad Waldow, den die Wilden gerade wegſchleppten, als der Angriff losbrach, konnte ich nicht ausfindig machen. Die vierte und fünfte Steinplatte war noch frei und unbenutzt. Ich kann das Gefühl nicht wiedergeben, welches ſich meiner bemächtigte, als ich die fünfte Platte betrachtete und dabei des Schickſals gedachte, dem ich ſoeben glücklich entronnen war. Ich verſank in ein dumpfes Hinbrüten, ohne eigentlich noch recht an meine gefährliche Lage zu denken, als mich ein immer deutlicher werdendes Gekreiſch aus der Ferne aufſchreckte. Ich konnte deutlich wahrnehmen, daß die Töne immer näher herankamen und es währte auch in der That nicht lange, ſo erreichten die ſiegreichen Angreifer den Platz ihrer blutigen That und begannen alle umliegenden Gebüſche ſorgfältig zu durchſuchen. Es wurde mir klar, daß ich dem Auffinden nicht entrinnen konnte, denn wenn ich aufgeſprungen und davongeeilt wäre, hätte mich das Geräuſch des Laubwerks ebenfalls verrathen. Ich blieb alſo ruhig liegen und harrte

meines Schickſals. Plötzlich hörte ich einen jubelnden Aufſchrei. Ich blickte aus meinem Verſteck hervor und ſah, wie man den Prieſter, welcher vorhin bei dem Opfer meiner Freunde thätig geweſen, aus dem Gebüſch hervorzog. Es wurde kein Federleſens mit ihm gemacht, indem man ihn durch einige Keulenſchläge niederſtreckte. Konnte ich ein anderes Schickſal erwarten?. Horch! — da raſſelte es dicht neben mir im Gebüſch und ein mit Blut beſpritzter Wilder lugt in mein Verſteck, kurz über meinen Kopf ſich hinüberbiegend. Es ſchien ihm dieſer Fund ſelbſt etwas zu erſchrecken, doch da er bemerkte, daß ich ſeiner ebenfalls anſichtig geworden war und trotz meines Meſſers keine Vertheidigungsmaßregeln ergriff, ſo kam er bald wieder näher. Er bückte ſich etwas, indem er ſeine Hände auf die Kniee ſtützte und mich anſtierte. Darauf begann er mich zu umhüpfen und ſtieß ein dumpfes Geſchrei aus, ähnlich, wie ich es bisweilen in Liverpool von den größeren Affen im zoologiſchen Garten gehört hatte. Es war ein dumpfes, trommelartig tönendes, ſchnell wiederholtes kurzes o=o=o=o=, welches er mit einiger Heftigkeit hervorſtieß. Er lockte dadurch die Leute ſeines Stammes herbei und in kürzeſter Zeit war ich von ungefähr zwanzig Wilden umſtanden, deren Unterhaltung und Berathung ſich jedenfalls um meine Perſon drehte. Plötzlich ergriff mich einer der Wilden am Arm; ich ſprang auf und indem man mich in die Mitte nahm, eilte man auf den Opferplatz zurück. Die Zahl der dort verſammelten Wilden mochte gegen hundert betragen. Als dieſelben der neuen Beute anſichtig wurden, erhoben ſie ein wahres Freudengeſchrei

und geriethen unwillkürlich in eine ähnliche Bewegung wie jener von ihren Genoſſen, der mich auffand. Ein mit Federbüſcheln und Binſengeflechten geſchmückter Kerl, welcher alle anderen faſt um Kopfeslänge überragte, trat dicht an mich heran und redete mich in ſpaniſcher Sprache an. Ich antwortete ihm ſofort in meinem Engliſch, ſoviel ich eben von der Sprache in Liverpool und Melbourne erlernt hatte, und ſagte ihm, daß ich nur engliſch und deutſch verſtände. Er wiederholte ſeine Frage ſofort in ziemlich richtigem aber fürchterlich accentuirtem Engliſch, ſodaß es mir einige Mühe machte ihn zu verſtehen.

„Woher kommſt Du und wo haſt Du Deine Geſchenke für uns“, war ſeine Anrede.

„Ich bin von Euren Feinden, die ihr ſoeben erſchlagen habt, gefangen worden; ſie haben vier meiner Gefährten umgebracht und mir ſtand von ihnen nichts beſſeres bevor. Wir ſind arme Schiffbrüchige und nicht weit von hier geſtrandet. Unſer Schiff iſt von Euren Feinden ausgeplündert worden und da wir nichts mehr geben konnten hat man uns ſelbſt unſerer Kleider beraubt. Wenn Du von mir etwas verlangſt, ſo kann es nur Arbeit ſein, die ich Dir gern leiſten will!“

Er ſchien dieſe Auseinanderſetzung ſeinen Leuten in der ihnen allein verſtändlichen Sprache wieder zu erzählen, denn es entſpann ſich ſofort ein lebhaftes Hin- und Herreden, welches ſchließlich zu dem Reſultat führte, daß ich Kleider und Sachen wieder erhielt, die inzwiſchen einer der Wilden herbeigeholt hatte. Es waren aber leider nicht die mir gehörenden Stücke, ſondern nur ein Theil

der uns fünf Europäern überhaupt geraubten Anzüge. Daher kam es, daß ich nur eine Weſte, aber zwei Röcke und auch eine Matroſenmütze, aber weder Hemd noch Hoſen erhielt. Der gutmüthige Häuptling ſchien über die Dummheit ſeines Untergebenen ſelbſt einigermaßen erheitert zu ſein, denn wie ich ſpäter erfuhr, ſetzte er demſelben ſofort auseinander, daß ein Europäer auch Hoſen und Schuhe zu tragen pflege, die ich denn auch bald bekam. Nach verſchiedenen weiteren Diskuſſionen, erklärte mir der Häuptling, daß ich vorläufig am Leben bleiben werde, da er wüßte, daß ich ihm nützlich ſein könnte. Es konnte mir dies nur ein geringer Troſt ſein, den das „vorläufig" ſchien nicht gerade dazu angethan, mir ein größeres Sicherheitsgefühl einzuflößen. Nachdem man alſo gewiſſermaßen mit mir fertig war, machte ſich der ganze Stamm daran, zuerſt die Kampf- und Opferſtätte nach allen Gegenſtänden, die ihnen von Nutzen ſein konnten, zu durchſuchen, und dann im nahe gelegenen Dorfe das gleiche Handwerk zu verrichten. Ich geſtehe, die Ausbeute war keine geringe und es fanden ſich Sachen vor, die es mir zur beſtimmten Gewißheit machten, daß ſchon vor mir Europäer von dem nun vernichteten Stamme ausgeplündert worden ſein mußten.

Der Häuptling hieß Lakangéoo und er ſchien bei ſeinem Stamme in ziemlichem Anſehen zu ſtehen, denn Niemand widerſprach ſeinen Befehlen. Als das Durchſuchen des Dorfes beendet war, wurden die aus Rohrflechtwerk und Baumſtämmen erbauten Häuſer angezündet, ſo daß das ganze Dorf bald in lichten Flammen ſtand.

Es war alſo ein Vernichtungskrieg im beſten Sinne des Wortes, denn was ſich vielleicht noch hie und da verſteckt gehalten haben mochte, wurde nun ſicher ein Raub der Flammen.

Die Wilden zogen nun nach einer nördlichen Richtung ab und ich mußte natürlich mit ihnen mich auf den Weg machen. Sie ſchienen ſich indeß auch nicht im Geringſten um mich zu kümmern. Der Weg führte durch einen ziemlich dichten Wald, ſo daß ſich die einzelnen Leute häufig trennen mußten um zwiſchen Bäumen und Geſtrüpp durchzukommen. Die friſche, kühle Luft, welche im Walde vorherrſchend war, ließ mich annehmen, daß wir uns in unmittelbarer Nähe des Meeres befanden.

Den Verluſt meiner armen unglücklichen Kameraden bedauerte ich auf das Lebhafteſte, denn wir hatten ſchon manches Mal dem Tode ins Angeſicht geſchaut und gemeinſam uns umtoſende Gefahren durch Kühnheit und Entſchloſſenheit abgewendet. Ich machte mir ſogar einige Vorwürfe, nicht gehandelt, ſondern ruhig zugeſchaut zu haben und unthätig geweſen zu ſein, wo ich doch noch vielleicht hätte retten können. Dieſe Selbſtbeſchäftigung mit meinen Gedanken ließ mich meine Umgebung völlig vergeſſen, ſo daß ich plötzlich laut aufſchrie und die Worte ausſtieß: „O mein Gott, meine gute Mutter, werde ich Dich jemals wiederſehen!“ Der Häuptling hatte mich gehört, aber nicht verſtanden, da ich deutſch geſprochen hatte. Er trat deshalb an mich heran und fragte mich, zu wem ich geſprochen hätte. Ich ſagte ihm, ich hätte eine Mutter weit, weit von hier, auch nahe an einer

Meeresküſte wohnen und an dieſe hätte ich gedacht und unwillkürlich gerufen. Er ſchien das Wort „Mutter“ wohl zu verſtehen, aber ſich über den Sinn meiner übrigen Worte nicht recht klar werden zu können, ſodaß ich manches wiederholen und erläutern mußte, ehe er mich ganz verſtanden hatte.

„Weshalb haſt Du Dein Dorf verlaſſen und biſt nicht bei Deinem Stamme geblieben?“

„Ich habe die See lieb und kann ein Schiff lenken, und deshalb wurde ich ein Seemann. Ich fuhr zuletzt aus dem großen Lande ſüdlich von hier, um Euch Bewohnern dieſer Inſel nützliche Sachen zu bringen und dafür die Früchte Eurer Felder und Bäume zu erhalten. Ein böſes Wetter hat unſer Schiff an Eure Felſen zerſchellt und die Feinde, die ihr ſoeben umgebracht habt, haben dies bemerkt, ohne uns zu retten und ſind erſt, als wir hülflos den Wellen preisgegeben waren, gekommen, um uns zu berauben.“

„Wir haben Euch auch geſehen und bemerkt, wie die Ottaroos Euch gefangen und Euer Schiff geplündert haben, und deshalb unternahmen wir unſeren Zug, um ihnen die Freude zu ſtören.“

Unter dieſen Geſprächen hatten wir inzwiſchen das Dorf erreicht, woſelbſt zahlreiche Frauen und Kinder die Ankömmlinge begrüßten und nicht wenig über den Fang eines Weißen erſtaunt waren; es kam mir aber vor, als ob auch ihnen dies nichts Neues wäre und daß ſie ſelbſt mehr erfreut als verwundert darüber waren.

Sechstes Capitel.

Die Welt iſt eine Inſel, darinnen
Vier Feſtungen ſind: Goldberg, Neideck,
Hohenzorn und Haderwick.

Samuel von Gaſchky. (1677.)

Verzehret dich ein Gram, ſo hebe ſeine
Urſache erſt, dann wird dein Gram verſchwinden.
Vergangnes nur läßt keine Hülfe zu.
Dem gegenwärt'gen Uebel giebt es immer
Noch einen Arzt; darum ſo lang' du leideſt,
So lang' auch hoffe noch! Das größte Glück
Der Sterblichen bleibt immer Hoffnung, Hoffnung!

(Leopold Scheſer.)

Man brachte mich in das Haus des Häuptlings, deſſen bequem eingerichtete Wohnung mir einige Verwunderung erregte. Zwar darf man ſich von der bequemen Einrichtung keine Vorſtellung in der Art der behaglichen Häuslichkeit, ſelbſt einer ganz gewöhnlichen Arbeiterwohnung meiner norddeutſchen Heimath machen. Eine ſolche Stube mit blank geſcheuerten Dielen, auf welchen der friſchgeſtreute weiße Sand in noch nicht zertretenen Brocken daliegt, wäre für die Wilden Neu-Guineas eine Fürſtenwohnung ohne Gleichen geweſen Dennoch kann ich die Einrichtung eine bequeme nennen, da das Innere der dortigen Hütten nur zum Schlafen hergerichtet iſt und ſonſt thatſächlich keinen anderen Zwecken zu dienen hat. Es herrſcht nur eine unbeſtimmte Helligkeit, da das Tageslicht einige Umwege zu machen hat, ehe es in das Innere einzudringen vermag. Dieſes matte Zwielicht ſcheint ganz von ſelbſt zum Schlafen einzuladen. Ich verfiel deshalb auch faſt augenblicklich in

einen wohlthuenden Schlaf, was wohl nach den Aufregungen des Tages und der ziemlich langen Wanderung ganz natürlich erſcheinen wird. Als ich am nächſten Morgen erwachte, wußte ich im erſten Moment nicht, wo ich mich befand und erſt als ich meine Umgebung genauer beſichtigte, erkannte ich meinen Aufenthaltsort wieder.

Als ein Gaſt — vielleicht Freund — des Häuptlings durfte ich ungehindert aus- und eingehen wo es mir beliebte. Ich ſtreifte deshalb kreuz und quer durch das Dorf und hätte ich nicht kurz zuvor die blutigen Thaten der Bewohner mit eigenen Augen geſehen, ich wäre ſelbſt zu dem Glauben gekommen, unter den friedlichſten Bewohnern des Erdballs zu leben. Das Dorf trug den Namen Ragék und beſtand aus etwa hundert Häuſern. Die Lage deſſelben war eine höchſt romantiſche, ja liebliche zu nennen und die umliegenden Wälder gewährten reichliche Jagdbeute. —

Ich blieb mehrere Monate an dieſem Orte und machte während dieſer Zeit einige Fortſchritte im Gebrauche der Sprache der Eingeborenen, wobei mir des Häuptlings Kenntniß der engliſchen Sprache ſehr zu Statten kam. Es wurde mir hierdurch ermöglicht, manches über das Innere der Inſel zu erfahren. Die wunderbaren Erzählungen der Eingeborenen über daſſelbe hatten mich im höchſten Grade geſpannt und neugierig gemacht, ſodaß in mir der Wunſch rege wurde, die dichten Wälder zu durchdringen, um das Königreich Kootar zu erreichen, welches jenſeits der hohen ſchneebedeckten Berge liegen ſollte.

Meine Lage war im allgemeinen keine ungünstige zu nennen. Ich hatte oft stundenlange Unterhaltungen mit Lakangéoo, in welchen wir die verschiedensten Themata besprachen. Ebenso sehr wie ich neugierig und wissensdurstig über das Innere Neu-Guineas war und den Häuptling mit Fragen bestürmte, so schien hinwiderum dieser eine gleiche Wißbegierde über meine Heimath zu entwickeln. Die Fragen, welche er in dieser Beziehung an mich richtete, waren oft einfältig und kindisch genug, sehr häufig aber schien mir aus seinen Andeutungen hervorzugehen, daß er bereits früher mit Europäern verkehrt haben mußte. Ich habe dies bereits mehrfach wahrzunehmen gemeint, wagte aber noch nicht meinen Beschützer und Retter deswegen zu fragen, da ich nicht wissen konnte, auf welchen Boden eine so vorwitzige Frage fallen würde. Um so rückhaltsloser aber war ich, ihm alles zu erzählen und auseinander zu setzen, was er zu wissen wünschte.

Eines Tages fragte er mich nach dem Befinden meines Häuptlings und seines klugen Rathgebers. Ich konnte im ersten Augenblicke nicht recht verstehen was er wünschte und sagte ihm, daß ich keinen Häuptling in meiner Heimath kenne. Das war ihm aber keineswegs glaubhaft und er begann mir zu erklären, daß er sowohl von der Tapferkeit des großen Häuptlings „William" als auch von seinem Rathgeber „Bismarck" vielfach gehört habe!

„Was! Du kennst meinen Emperor*) Wilhelm, sowie seinen Minister Bismarck sogar mit Namen und hast

*) Kaiser.

bereits von ihren Thaten gehört? Woher weißt Du das? Wer hat Dir das erzählt?“

„Es war ein Landsmann von Dir in unſerem Dorfe, der dreizehn Sonnen*) hier in Ragét geblieben iſt und uns viel nützliche Meſſer und Waffen gebracht hat. Wir haben ihn dafür bis nach Kootar begleitet und ihm reichlich Nahrung mitgegeben. Es war ein großer Jäger, der nur der Thiere unſeres Landes wegen hergekommen iſt und dann wieder fortging.“

Dieſe Mittheilung mußte natürlich meine Neugierde auf die Spitze treiben, zumal ich nunmehr die Gewißheit hatte, daß ein Deutſcher, und wahrſcheinlich ein Naturforſcher ebenfalls auf Neu-Guinea lebe, mit dem ich, wenn mir das Glück hold ſein wollte, vielleicht noch zuſammentreffen konnte.

„Wenn ſchon weiße Männer und ſogar welche meines Stammes bei Euch geweſen ſind, von denen Ihr doch gewiß viel Gutes erhalten habt, weshalb ſind dann die Ottaroos**) ſo grauſam gegen meine Gefährten geweſen, die ohne Erbarmen, wie Du weißt, erſchlagen wurden?“

„Nicht alle weißen Männer, die hierher gekommen, ſind unſere Freunde geworden! Viele ſind gleich getödtet worden und mit Recht! Ich werde Dir erzählen weshalb. Vor noch nicht zwei Jahren kam ein großes Schiff von Norden aus an unſere Inſel heran. Wir bewaffneten uns und gingen zur Küſte hinab an das große Waſſer. Als uns die weißen Männer bemerkten, ließen ſie ihre

*) Tage. — **) Sonnenanbeter.

Canoes herunter und es kamen zwanzig Mann an das Land gerudert. Sie waren mit bunten Röcken bekleidet, an welchen goldene Sterne saßen, und viele von ihnen hatten ‚Donnerstöcke' auf ihren Schultern. Ich trat ganz dicht an das Wasser heran, redete sie in spanischer Sprache an, und erlaubte ihnen zugleich unsere Insel zu betreten. Da forderte der Häuptling des Canoes von mir, wir sollten unsere Waffen auf die Erde legen und dann in unser Dorf gehen, so wollten sie uns folgen. Ich sagte ihnen, daß wir unsere Waffen ebenso behalten würden, wie sie ihre Donnerstöcke mitbringen dürften. Das schien ihnen aber nicht zu gefallen und deshalb nahmen sie die Keulen von ihren Schultern und ließen den Donner sofort ertönen, wodurch mehrere ganz oder halb getödtet wurden. Weshalb sollten wir da nicht unsere Bogen spannen und die weißen Männer auch tödten, wenn sie nicht thun, was wir von ihnen verlangen. Das haben wir auch immer gethan, bis einst ein anderes Schiff kam, von welchem die Leute ohne Donnerstöcke an unser Land heranfuhren und uns viele Geschenke brachten. Mit diesen nun haben wir abgemacht, daß in Ragék und von meinem Stamme überhaupt niemals wieder ein weißer Mann getödtet werden solle, und daß wir selbst die anderen Stämme, welche dies etwa noch thun, davon abhalten oder aber ganz ausrotten müßten. Nun weißt Du auch, weshalb wir die Ottaroos angegriffen und getödtet haben. Das Schiff kommt nach vielen Sonnen wieder und bringt uns neue Geschenke, und jedesmal fragt der Häuptling, ob weiße Männer getödtet worden,

und ob wir unſer Verſprechen erfüllt. Wir ſagen ihm dann was vorgefallen und er giebt uns viele Sachen, die wir hier nicht finden, wenn er ſich überzeugt hat, daß wir die Wahrheit geſagt haben. Es wird noch einige hundert Sonnen dauern, bis der deutſche Häuptling wiederkommt!"

So ſeltſam dieſe Erzählung nun auch klingen mag, ſo ſchien ſie mir doch ſo viel Wahres zu enthalten, daß ich an der Aufrichtigkeit meines Beſchützers nicht mehr zweifelte. Es war dies nicht nur eine große Beruhigung für mich, ſondern es wurde mir zugleich die Hoffnung erregt, daß ich durch ein deutſches Schiff würde Gelegenheit finden meinen unfreiwilligen Zufluchtsort wieder zu verlaſſen.

Ich hatte mich alſo in Ragék ganz leidlich eingelebt und war nach und nach durch die Fortſchritte, die ich in der Erlernung der Sprache der Eingeborenen machte ſoweit ermuthigt, daß ich mit den Dorfbewohnern Ausflüge oder nicht ſelten ſogar Jagdzüge unternahm.

Auf einem Ausfluge kamen wir ziemlich tief in's Land hinein und gelangten zu einer hohen Hügelreihe, die ſich von Norden nach Süden erſtreckte. Ich überredete meine Gefährten, den höchſten der Hügel mit mir zu beſteigen. Von der Spitze deſſelben aus erblickte ich eine ferne Bergkette, deren ſchneegekrönten Gipfel ſich in den Wolken verloren. Als ich jedoch nach dem Namen dieſes Gebirges fragte, ſchüttelten die Eingeborenen den

Kopf und wurden auffallend ſchweigſam. Erſt auf vieles Zureden theilten ſie mir mit, daß dieſe Berge zum Königreiche Kootar gehörten, über welches ein mächtiger Fürſt regiere. Seine Macht ſei ſo groß, ſagten ſie, daß weder alle verbündeten Häuptlinge des Küſtenlandes, noch ſelbſt die Prieſter ſich mit ihm meſſen könnten.

Ich vermochte aus meinen Gefährten nur wenig in Bezug auf dieſes Binnenland herauszubekommen, da ſie eine abergläubiſche Furcht vor den Bewohnern deſſelben hatten, und nicht gern von ihnen zu ſprechen ſchienen. Sie behaupteten, daß unſichtbare Geiſter ihre Worte zu jenen ſchrecklichen Bergbewohnern tragen würden und ſprachen daher nur flüſternd von dem Lande im Tanna-Vorkoo oder Gebirgsdiſtrikt. Was ich jedoch hörte, erregte meine Neugier im höchſten Grade. Ich erfuhr, daß die Bewohner von Kootar zuweilen das Küſtenland zu beſuchen kämen, dann aber auf „Böſen Geiſtern“ reiten, welche ſchnell wie der Wind dahinſauſen und Feuer aus ihren Nüſtern hervorſprühen ließen. Den Reitern dieſer Dämone könne Keiner widerſtehen, denn ſie ſeien mit Flammen gepanzert, welche Alles verſengten und die Augen Derer, welche hinzublicken wagten, gleich der Sonne blenden würden. Aus allen dieſen Mittheilungen ſchloß ich, daß die Leute gut beritten und bewaffnet ſein müßten, ja ſogar für eine europäiſche kriegführende Macht unſchätzbaren Werth beſitzen dürften. Die Bemerkung aber von „flammenden Panzern“ ließ mich vermuthen, daß ſie glänzende, ja vielleicht goldene Rüſtung tragen müßten. Das Letztere war durchaus nicht unwahrſcheinlich, denn

wir hatten vor unſerer Abreiſe aus Auſtralien immer gehört, daß das Innere von Neu-Guinea außerordentlich goldreich ſei.

Obwohl Vieles, was man mir über die Orang-Woks (ſo nannten meine Gefährten die Bewohner von Kootar) ſagte, lächerlich und übertrieben erſchien, ſo erfuhr ich doch durch einen eigenthümlichen Zufall, daß meine Vermuthungen zutreffend waren.

Ich hatte einige Bilderbücher im Beſitze, die vom Schiffe gerettet oder vielmehr geraubt worden waren. In einem derſelben befand ſich ein Bild, welches einen jungen Mann auf einem Berge ſtehend darſtellte, während man im Vordergrunde auf einer Ebene eine Heerde Pferde weiden ſah. Als ich dies Bild einem Eingeborenen zeigte, rief er ſofort: „Ahzê! Ahzê!“ welches ſoviel wie „böſer Geiſt“ bedeutet. Jetzt war ich überzeugt, daß die Orang-Woks Pferde oder Ponys beſäßen.

Lakangéoo war ein ſchlauer und verſchlagener Menſch und ſuchte jede Kenntniß, die ihm irgend nützlich ſein konnte, aus mir heraus zu locken, wobei er ſich aber bemühte, mir die Gründe ſeiner Wißbegier möglichſt zu verbergen. Er ſchien vollkommen zu verſtehen, daß ein Weißer einem Schwarzen bedeutend überlegen iſt, und er ſuchte ſich ſeinen Unterthanen gegenüber die Macht und die Kenntniſſe eines Weißen zu verſchaffen.

Man kann wohl behaupten, daß dies keine unrichtige Politik war!

Ich erzählte ihm gelegentlich von meinen Erlebniſſen, namentlich aus meinem Goldgräberleben in Auſtralien. Da fingen die Augen des Mannes an zu funkeln und er wurde faſt erregt, als ich ihm meine Vermuthung mittheilte, daß ich überzeugt ſei, die Panzer und Schilde der Orang-Wok-Häuptlinge beſtänden aus Gold.

Von dieſem Augenblicke an war er ſtets begierig, etwas über die Art und Weiſe zu hören, wie die Europäer ihre Goldminen bearbeiteten.

Die Beharrlichkeit, mit welcher er dies Thema verfolgte, verſchaffte mir die Ueberzeugung, daß er irgend einen Plan ſchmiede, und ein beſtimmtes Ziel vor Augen habe, welches er zu erreichen wünſchte.

Eines Tages, nachdem wir wieder längere Zeit über ſeinen Lieblingsgegenſtand geſprochen hatten, ſagte mir Lakangéoo, es gäbe in Kootar Gold in großen Maſſen und es würde dort aus der Erde gegraben.

„Das dachte ich mir bereits“, war meine Antwort. „Wie bearbeiten aber die Orang-Woks ihre Minen?“

„Ziemlich mangelhaft. Wir könnten ihnen zeigen, wie man mehr Gold gewinnt.“

„Aber würden ſie uns nicht tödten, wenn wir den Tannavorkoo überſchreiten?“

Er erwiderte mit einem Ausdruck der Verachtung: „Wenn wir ihnen zeigen, wie ſie ihre Minen beſſer ausnützen können, ſo werden ſie uns willkommen heißen. Ich habe viele Sonnen gelebt“, fügte er hinzu, indem er auf ſein weißes Haar zeigte, gleichſam um dadurch anzudeuten, daß er die Welt kenne.

Von dieſer Zeit an machten wir täglich Pläne in Bezug auf eine Expedition in das Land jenſeits des Tanuavorkoo. Ich war, wenn auch aus anderen Gründen, ebenſo eifrig wie Lakangéoo, und bald waren unſere Vorbereitungen beendet.

Der Häuptling gab nun ſeinen Leuten gegenüber vor, er müſſe, um mit Ottaroo, dem Sonnengott, zu ſprechen, eine Reiſe ins Gebirge machen, und begleitet von ſechs ſtarken Wilden, welche Alles, was wir gern mitnehmen wollten, trugen, machten wir uns eines ſchönen Morgens auf den Weg und marſchirten in nordöſtlicher Richtung dem Gebirge zu.

Unter Lakangéoo's Führung durchſchnitten wir die Gebiete verſchiedener Stämme, welche zwiſchen uns und der Grenze von Kootar wohnten.

Das Land hatte ſich nach und nach ſanft erhoben, bis wir am dritten Tage zu einer Stelle gelangten, wo es plötzlich mehrere hundert Fuß tief ſchroff abfiel und auf dieſe Weiſe eine ſteile Felswand bildete. Der Anblick, welcher ſich uns am Rande des Abhanges darbot, war ein überaus lieblicher. Eine wohlbewäſſerte, cultivirte, hie und da bewaldete Ebene erſtreckte ſich weit ins Land hinein. Dieſelbe wurde von vielen Flüſſen durchſchnitten, welche Wieſen und Felder befruchteten und ſich alle in einen großen See ergoſſen. Dieſer See hatte, wie mir Lakangéoo mittheilte, keinen ſichtbaren Abfluß und man vermuthete, daß er ſein Waſſer auf unterirdiſchem Wege dem Meere zuſende.

Das ganze Thal glich an Schönheit einem Paradieſe.

Heerden von Antilopen und anderen Thieren graſten an verſchiedenen Stellen, und an manchen Orten kräuſelte ſich Rauch über den Gipfeln der hohen Palmen, wodurch ſich die Wohnungen oder wenigſtens die Anweſenheit von Menſchen verrieth. Jenſeits der Ebene, in einer Entfernung von etwa zehn Meilen, erhob ſich der rieſenhafte Tannavorkoo, deſſen Spitzen bis in die Wolken ragten.

Wir ſandten jetzt unſere Eskorte zurück und die Leute wagten kaum ſich nach uns umzuſehen, da der Häuptling ihnen geſagt hatte, daß Jeder von ihnen, deſſen Fuß das Gebiet von Kootar berühre, ſofort dem Tode verfallen ſei.

Wir ſetzten nun unſeren Marſch allein fort, indem wir zunächſt eine weniger abſchüſſige Stelle, welche uns den Abſtieg erleichtern ſollte, ausfindig zu machen ſuchten. Es war dies aber keine leichte Sache, da der Abhang ſchroff und ſteil aus beträchtlicher Höhe ſich in das Thal verlor und ſoweit das Auge reichte nur eine gleiche Formation des Gebirgrückens wahrzunehmen war. Wir ſuchten deshalb die am wenigſten gefährlich erſcheinende Stelle auf, woſelbſt es nicht allzu waghalſig erſchien, hinabkletternd in das Thal zu gelangen. Unſere Habſeligkeiten trugen wir auf dem Rücken befeſtigt, in von dem Wrack gerettetem Segeltuch eingepackt und verſchnürt.

Wenn ich jetzt daran denke, wie ſchwer und ſauer es uns geworden iſt in das gelobte goldreiche Land Kootar zu gelangen, welches wie mit einer chineſiſchen Mauer umgeben war, ſo bedauere ich noch jetzt das gefährliche Kletterkunſtſtück. Jede Spitze eines Felſenvorſprungs, jeder Zweig eines Baumes oder Strauches, deſſen Wurzeln ſich in die

Spalten der Felswand eingesenkt hatten, mußte uns als willkommener Stützpunkt dienen. Mit den Fußspitzen tastend, suchten wir jeden Haltepunkt auf und mit den Fingern mußten wir die scharfen Kanten des Gesteins umklammern, um nicht in die jähe Tiefe hinabzustürzen. Endlich langten wir bis zum Tode erschöpft mit zerstoßenen Kniescheiben und zerrissenen Händen unten an. Wir legten uns sofort auf dem weichen Rasen nieder, um uns zu erholen. Als ich da unten ruhig und weich wie auf einem Pfühl dahingestreckt lag und die bedeutende Höhe der Felswand von unten aus betrachtete, war ich einigermaßen über meinen Leichtsinn und zum Theil auch über die Kühnheit des Unternehmens erschreckt, sodaß ich alles Gold von Kootar nicht mein nennen möchte, sollte ich das Wagestück nochmals unternehmen! Aber welches Kinderspiel ist doch dies Gekletter noch zu nennen gegen die Gefahren, welche mir noch bevorstanden. —

War es Müdigkeit oder Abspannung meiner Nerven — kurz, ich schlief, bald nachdem ich die Gefahren des Abstiegs mir vergegenwärtigt, sanft ein und auch mein eingeborener Reisegefährte Lakangéoo hatte die Gewogenheit, mir dabei Gesellschaft zu leisten. Es ist mir nicht möglich, anzugeben, wie lange wir uns durch den Schlaf gestärkt hatten, da unser Erwachen ein so plötzliches und wenig erfreuliches war, daß ich die kleineren Nebenumstände vollständig aus dem Gedächtniß verloren habe. —

Wir wurden ziemlich unſanft aufgerüttelt und fanden uns von ungefähr zwanzig Orang-Woks umgeben. Sie ritten auf kleinen hellfarbigen, meiſt weißen und gelben Pferden, welche ſich mit unglaublicher Schnelligkeit bewegten. Die Reiter waren mit einem loſe ſitzenden, bis zum Knie reichenden leichten Rocke angethan. Ihre Bewaffnung beſtand aus Schwertern oder Speeren, während einzelne Andere nur Bogen und Pfeile trugen. Alle indeß hatten zu ihrem Schutze Schilde aus reinem Golde an den Armen befeſtigt. Obwohl nur klein von Natur, machten die Leute doch einen recht kriegeriſchen Eindruck. Bevor wir daran denken konnten irgend welchen Widerſtand zu leiſten, waren wir ergriffen und mit ſtarken Hanfſeilen gefeſſelt.

Man fragte uns zunächſt nach der Art unſeres Eindringens in Kootar und als wir verſicherten, daß wir den Abhang herunter geklettert wären, ſchienen die Leute wenig geneigt uns Glauben zu ſchenken. Sie redeten die Sprache der Küſtenbewohner, nur klang dieſelbe aus ihrem Munde etwas verändert. Während die Küſtenbewohner oder „Hokſhis“ die Töne tief aus der Kehle hervor zu holen ſcheinen, ſprechen die Orang-Woks mehr mit den Lippen und der Zunge, was ihre Ausſprache volltönender und angenehm macht.

Lekangéoo übernahm es für uns beide zu antworten. Er erklärte dem Häuptling, daß wir in der friedlichſten Abſicht gekommen ſeien, um dem großen Könige von Kootar einige Geheimniſſe mitzutheilen, die demſelben von großem Nutzen ſein würden. Der Ertrag ſeiner Goldminen in

Watara würde durch Verwendung unſerer Kenntniſſe und Fertigkeiten ſo vermehrt werden, daß er ſich ſehr bald von der Wahrheit unſerer Behauptungen würde überzeugen können. Der Häuptling rief darauf einigen ſeiner Leute mir unverſtändliche Worte zu, welche aber zu veranlaſſen ſchienen, daß zwei derſelben plötzlich davon galoppirten. Wie ihre flinken Pferde dahinſchoſſen und ihre Schilde in der Sonne blitzten, konnte ich mir den Aberglauben der Küſtenbewohner ſehr wohl erklären, denn aus der Entfernung geſehen ſtrahlten dieſelben wie Feuer und, Flamme. —

Die Ranzen mit unſeren Handwerkszeugen und ſonſtigen Habſeligkeiten hatten wir wieder auf den Rücken genommen. Dieſer Tourniſter wog aber wohl ſeine fünfzig Pfund und dies war bei der glühenden Sonne und der ſchnellen Gangart der Pferde, welchen wir wohl oder übel folgen mußten, keine geringe Laſt.

Ich habe vergeſſen, zu erwähnen, daß uns inzwiſchen die Feſſeln abgenommen waren. An ein Entfliehen war ja nicht zu denken und offenbar flößte auch unſer friedliches Aeußere, ſowie die Erklärung Lakangéoo's unſeren Begleitern genügendes Vertrauen ein. Wir maſchirten an der Seite zweier älterer Krieger, die ihr Möglichſtes verſuchten, ſchon jetzt die geheimnißvollen Mittel zu erfahren, die wir ihrem König anzuvertrauen einen ſo mühſeligen Weg nicht geſcheut hatten. Ich verſtand ihre Sprache vollkommen, aber da es ſowohl mir als Lakangéoo daran lag, die Wichtigkeit unſerer Erſcheinung möglichſt hervortreten zu laſſen, ſo hatten wir auf alle

Fragen nur die Antwort, daß erſt ihr mächtiger König den Bann unſerer Zunge löſen ſolle. So wenig auch ihre Neugierde befriedigt wurde, ſo ließen uns die Krieger doch in der Folge in Ruhe und gaben uns bereitwilligſt über die näheren Verhältniſſe ihres Landes und des Lebens am königlichen Hofe Auskunft. —

Bald hatten wir den großen Wald erreicht, der in einer Länge von mehreren Meilen hier am Fuße des Gebirges die zweite natürliche Grenze des Landes Kootar bildet. Dichter Schatten umfing uns und gewährte uns kühlende Erfriſchung. Unſer ſchweres Gepäck hatten die mitleidigen Reiter auf ihre Pferde genommen und frei und ungezwungen konnte ich mich dem ganzen zaubervollen Reize des Tropenwaldes hingeben. Noch nie hatte die Axt die Ruhe des Waldes geſtört; im wildeſten, bunteſten Durcheinander ſtreckten Cedern, Brodbäume, Plantanen und Palmen ihre langen Aeſte und Blätter aus; Wein und Epheu ſchlangen ſich an den hohen, Jahrhunderte alten Stämmen empor, überall ſperrte undurchdringliches Lianengebüſch unſeren Weg, den wir uns erſt mühſelig bahnen mußten. Ein ſanftes Rauſchen ging durch dieſe erhabene Einöde und ſchüttelte die Zweige und Blätter, die ſich in geheimnißvoller Sprache über die noch nie geſehene Erſcheinung eines weißen Fremdlings zu unterhalten ſchienen. Ich vergaß mein bisheriges Mißgeſchick, das Abenteuerliche unſeres Zuges, die Ungewißheit meiner Zukunft. Schon als Kind habe ich den Wald geliebt und ihn aufgeſucht, wenn mir mein Herz zu voll war und ich meine Empfindungen nicht mehr bemeiſtern konnte. Und doch —,

unſer lieber, trauter, deutſcher Wald mit ſeinen Eichen und Tannen, und hier der ſüdliche Wald mit ſeinem heißen, umſtrickenden Zauber, — welch ein bedeutender Unterſchied! Auch die Scenerie war bunter, mannigfaltiger und großartiger. Vögel im bunteſten Gefieder, mit einer Pracht, die ich noch nie geſehen und die faſt die Augen blendete, Paradiesvögel und Papageien wiegten ſich auf den Zweigen und blickten keck und neugierig auf die Eindringlinge, deren Geräuſch ihre gewohnte Ruhe unterbrach. Große Affen kletterten von einem Baume zum anderen und warfen neckend Nüſſe und kleine Zweige auf uns herab; weder unſer Geſchrei, noch das Werfen mit Steinchen und Erde konnte ſie verſcheuchen.

Wir hatten ſo an fünf Stunden zurückgelegt, als ſich plötzlich der Wald lichtete. Nur vereinzelt erhoben ſich hier und da einige Baumgruppen aus der Mitte weiter, endloſer Wieſen, deren ſaftiges Grün unter den Wirkungen der brennend herunterfallenden Sonnenſtrahlen nicht das Geringſte zu leiden ſchien. Zahlreiche Quellen berieſelten den Boden, ihr Waſſer hatte einen außerordentlich lieblichen und ſüßen Geſchmack. Noch hatten wir keine Spur menſchlicher Wohnungen angetroffen, obwohl die zahlreichen Spuren auf dem Boden darauf hinwieſen, daß dieſe Gegend oft von Kriegern und Eingeborenen durchzogen werde. Ich hatte von unſeren Begleitern erfahren, daß wir bald die gleichnamige Hauptſtadt des Landes Kootar erreichen würden; ein ziemlich hoher Hügel, der die Lichtung begrenzte und deſſen Umriſſe immer deutlicher uns entgegentraten, ſollte ſchon den Anblick der Königsſtadt

gewähren dürfen. Es war also die höchste Zeit, sich im Voraus auf unseren Einzug und die zu erwartende Begegnung mit dem Könige vorzubereiten. Auch Lakangéoo, der düster und in sich gekehrt an meiner Seite ging, schien das Bedürfniß zu empfinden, sich zuvor mit mir über unser Benehmen auszusprechen, und wir Beide verständigten uns auch, so gut es ging, durch Zeichen, um nicht den Argwohn unserer Bedeckungsmannschaft wach zu rufen. Wir wurden mitten in unserer Berathung durch die Ausrufe und heftigen Gesticulationen der Reiter gestört, und wahrlich, das Bild, das sie veranlaßte, war werth genug, unsere stumme Unterhaltung zu unterbrechen. Ein wunderbares, spannendes Schauspiel fesselte unsere Augen, — es war der Kampf eines Orang-Utangs mit einer mächtigen Schlange. Der bekanntlich menschenähnliche Affe war anscheinend noch sehr jung; trotz seiner überaus plumpen Gestalt verstand er es in schnellen, geschmeidigen Bewegungen der gefährlichen Umarmung seiner furchtbaren Gegnerin zu entgehen. Die Schlange hielt mit ihrem Schwanze den Baumstamm, auf dem sich ihr Opfer befand, umwunden und verfolgte unter entsetzlichen Zischen, mit ihrem Kopfe alle Windungen des Orang-Utangs. Langsam löste sich ihr Körper unten ab und schob sich immer höher und höher am Baume herauf, einen Ast nach dem anderen erreichend und umschlingend. Ihre Augen richteten sich unheimlich auf den Gegenstand ihrer Verfolgung, ihre gespaltene Zunge war verderbendrohend dem Affen zugewandt. Es ist wirklich wahr, das Auge der Schlange hat eine magische Gewalt. Mensch

wie Thier vermögen nicht, ihre Blicke davon abzuwenden. Ich muß geſtehen, daß mich das Schauſpiel auf das Tiefſte erſchütterte und ich fühlte, wie mir das Herz bis zum Zerſpringen in der Bruſt klopfte. Der Orang-Utang hatte ſchon die Krone ſeines ſchützenden Baumes erreicht, die Augen ſtarr auf die andringende Schlange geheftet, der er nicht mehr ausweichen konnte; kein Baum befand ſich in der Nähe, der ihm geſtattet hätte, ſich zu retten. Die Natur hat dieſem Affen wohl Kräfte, aber nicht die Mittel verliehen, die Biſſe einer Schlange von ſich abzuwehren. Nur noch wenige Augenblicke, und wenn kein Wunder geſchah, war das arme Geſchöpf verloren; die Schlange mußte es bald umzingelt und erdrückt haben!

Ein Wunder erfolgte nun freilich nicht, wohl aber nahte ſich die Rettung und zwar von unſerer Seite.

Im Gebiete von Kootar ſind die Schlangen überaus häufig; die maſſenhaften Verwüſtungen, die ſie am Beſitzſtande der Einwohner anrichten, zwingen dieſe, den gefährlichen Reptilien einen Kampf auf Tod und Leben zu erklären. Unſere Krieger waren lange genug müßige Zuſchauer geblieben und hielten jetzt den Zeitpunkt zum Einſchreiten für gekommen, da die Schlange für die Vorgänge hinter ihrem Rücken weder Ohr noch Auge hatte. Auf ein leiſe gegebenes Zeichen des Führers unſeres Trupps ſprangen die Reiter von den Pferden, ließen dieſe, die keine Zeichen der Furcht zu erkennen gaben, alſo erſichtlich für ſolche Kämpfe dreſſirt waren, frei graſen und umzingelten raſch den Baum. Zwei oder drei gut gezielte Pfeilſchüſſe machten raſch dem ungleichen Kampfe da oben

ein Ende, — langſam löſten ſich die Glieder vom Stamme ab, ſie wurden allmählich ſteif und wuchtig ſtürzte die lebloſe Maſſe herunter.

Es war das erſte Mal, daß ich eine todte Schlange ſah. Ihre gefleckte Haut glitzerte in den buntſchillerndſten Farben; die mächtigen, harten Schuppen waren von einer Art Saft befeuchtet, der dem Körper eine ganz beſondere Glätte giebt; die Schlange ſelbſt hatte vom Kopfe bis zum Schwanze eine Länge von gegen 15 Fuß und eine Dicke von $2^1/_2$ bis 3 Fuß.

Schnell war die Haut abgezogen und als Geſchenk für den König auf das Pferd unſeres Führers gelegt; zuvor hatte ein erfahrener Krieger den Giftzahn vorſichtig ausgebrochen und die Giftdrüſe herausgenommen, aus deren Inhalt die Bewohner von Kootar wirkſame Arzneien zu bereiten verſtehen.

Nicht lange darauf war der Fuß des Hügels erreicht; er erhob ſich ziemlich ſteil aus dem Thalgrunde, zeigte aber doch mehrere behauene, gangbare Pfade, die den Pferden das Heraufklimmen ermöglichten. Bald war auch die Höhe erſtiegen, und hier wurde für längere Zeit Halt gemacht, um die beiden vorausgeſandten Reiter mit den weiteren Befehlen des Königs zu erwarten, und um uns zugleich für den Einzug in die Hauptſtadt vorzubereiten.

Noch ſtand die Sonne hoch am Himmel, aber ihre Strahlen fielen nicht mehr ſengend herab, und überdies wehte von einem großen See zu unſerer Rechten belebende Friſche und Kühle zu uns herüber.

Kootar, die Stadt, lag vor uns; im unüberſehbaren Gemiſch tauchten überall zierliche, weite Hütten aus dem Grün der ſie umgebenden Bäume hervor. Weit, weit hinten bildeten auf einer etwas höheren Bodenanſchwellung mächtige, faſt hausähnliche Hüttengebäude ein großes Viereck, in deſſen Mitte ſich ein alleinſtehendes Zelt erhob, — es waren der „Palaſt“ des Königs und die Wohnungen ſeines Hofſtaates. Stille lagerte um uns her, nur ſchwach ſchallte das verworrene Getöſe einer großen Volksmenge zu uns herauf; unſer Auge erkannte am Eingange der „Stadt“ eine große dunkle Maſſe, die Bevölkerung derſelben, die allarmirt von unſeren zwei Reitern uns voll Neugierde erwartete. Da löſte ſich deutlich eine kleine Gruppe vom Dunkel der Maſſe ab, eine dichte Staubwolke näherte ſich uns, und bald ſahen wir die Abgeſandten und fünf andere Reiter, noch prächtiger gekleidet, wie die Bedeckungsmannſchaft, vor uns. Unſer Führer ritt ihnen entgegen und empfing mit demuthsvoll geſenktem Haupte ſeine Befehle; ein ſchriller Ruf, — und unſer Trupp ſetzte ſich mit ſeinen Gefangenen raſch nach der Stadt zu in Bewegung.

Siebentes Capitel.

Wer wünscht und hofft, der lebt schon in der Zukunft;
Er spürt um sich die Zeit der Dinge kaum,
Bedenkt und braucht sie nur, so fern sie ihm
Als Stufen dienen hin zu seinem Ziel. — —
Drum Jeder hoffe, Jeder wünsche Etwas,
Denn Jahre lang genießt er es im Herzen,
Und durch die schweren Tage schifft er leicht.

Laß dich kein Unglück je bemeistern! Denn
Nur stark es tragen, führt allein zum Tag
Des Glückes. Was den Menschen treffen kann,
Dazu hat er auch Kraft; wozu er Kraft hat,
Das ziemt ihm auch zu tragen, liebe Seele.

(Aus Scheffer's Laienbrevier.)

Die Stadt oder vielmehr die Geſammtheit der Hütten, die ſich ſo nennen konnte, lag in einem fruchtbaren von kleinen Flüſſen bewäſſertem Thale. Auf dem Wege dahin entfaltete ſich die volle Schönheit der tropiſchen Natur vor meinem Auge. Cocosnuß-Palmen wechſelten mit Brodbäumen ab und dazwiſchen boten tauſendjährige Cedern ihren duftigen und erfriſchenden Schatten. Wie ein Bild aus dem Märchen lag die Landſchaft vor mir da, belebt von zahlloſen Schaf- und Rinderheerden, die mir den Beweis lieferten, daß in dieſem Goldlande das edle Metall im Wege des friedlichen Handelns und Wandelns gewirkt habe. Auch Schaaren jener kleinen hellfarbigen Pferde, die ich ſchon oben erwähnt, graſeten überall in voller Freiheit, oft nur von einem Hirten beaufſichtigt, der mit einem einzigen Pfiff ſeine Heerde zuſammenhielt. Das Wenige, was ich bisher ſah, gab mir die Gewißheit, daß das Volk von Kootar ſeinen Reichthum in der beſten und geſittetſten Weiſe zu benutzen verſtand und daß es allen Anſpruch darauf

hatte, ein ziemlich civiliſirtes genannt zu werden. Und ich war zu ihm gekommen, um es die raſchere und reichlichere Ausnutzung ſeiner Goldminen zu lehren; werden dieſe Bewohner, fragte mich eine warnende Ahnung, dann ebenſo glücklich und zufrieden weiter leben, wenn ſie gelernt haben, Maſſen vom edlen Metalle zuſammenzuſcharren, — werden dann nicht vielmehr Neid und Mißgunſt, Habſucht und Raubgier in ihre Herzen einziehen, und die ruhige gedeihliche Entwicklung des paradieſiſchen Landes im Keime erſticken?

Mir blieb aber keine Zeit und Gelegenheit mehr zur Umkehr, ſelbſt wenn ich ſie gewollt hätte, — ſie war mir völlig abgeſchnitten. Ich mußte weiter ſchreiten, ich war vielleicht zum Verderben Kootar's beſtimmt; wenn ich noch je meine Heimat, meine Mutter wiederſehen wollte, ſo blieb mir nichts anderes übrig, als die Schule meiner Leiden völlig durchzumachen.

Damals erſchien es mir ſchon als ein lichter Punkt in der Geſchichte meiner Unglücksfälle, daß mich die Vorſehung bis dahin ſo wunderbar gerettet und gerade in dieſes Land geführt hatte. Die Hirten auf unſerem Wege, die verſchiedenen kriegeriſchen Reiter, die uns entgegenſprengten und ſich unſerem Zuge anſchloſſen, zeigten ein ſo mildes und angenehmes Aeußere, daß ich mir alle Befürchtungen einer zu erwartenden ſchlechten Behandlung aus dem Sinne ſchlagen konnte.

Bald erſchienen auch Stroh- und Holzhütten zu unſeren Seiten; ſie waren geräumiger und zierlicher als die, welche ich zu Ragék geſehen. Statt der einen einzigen

Oeffnung, die im letzteren Orte zugleich als Thüre und als Fenster diente, waren hier zum Hereinlaſſen des Lichtes viereckige Löcher angebracht, hinter denen dicke Matten den Einblick Unberufener verhinderten. Binſen und Rohrgeflecht lagen vor dem Eingange dieſer Wohnungen und die zahlreichen wollenen Decken die an Latten ausgebreitet waren, bewieſen, daß dies Völkchen auch die Erzeugniſſe ſeines Viehſtandes zu benutzen verſtand. Was ich ſchon jetzt bemerken konnte und was mich nachher in der Stadt und im ganzen Gebiete Kootar's ſo ſehr überraſchte und erfreute, war die auffallende Sauberkeit, die Land und Leute zur Schau trugen.

Hier war nichts von dem Schmutze zu ſehen, der doch ſonſt den Eingeborenen Auſtralien's und der Inſeln zur zweiten Natur geworden zu ſein ſcheint, nichts von dem Mangel an Ordnung und Fleiß, den die europäiſchen Einwanderer nicht genug zu tadeln wiſſen. Dieſes Land mußte wohl ein verſtändiger König mit weiſen Geſetzen regieren. Es war trefflich bebaut und mit einer Reihe vorzüglicher Bewäſſerungsanlagen verſehen. Das Benehmen unſerer Begleiter und der Leute auf dem Felde zeigte einen gewiſſen Grad von Wohlanſtändigkeit und guten Sitten, die vortheilhaft von den rohen, ungeſchlachteten Gewohnheiten der Bewohner von Ragét abſtachen.

Inzwiſchen hatte ſich die Sonne zum Untergang geneigt, — ihre Strahlen wichen matter und ſchwächer nach Weſten zurück und bald war ſie hinter den Bergen verſchwunden, deren Gipfel ſie noch roſig beleuchtete. Im goldigen Glanze lag die Landſchaft und die Stadt

Kootar da, — wir hatten letztere eben erreicht. Eine ungeheure Menſchenmenge erwartete uns; ſie brach beim Anblick unſeres Zuges in unbeſchreiblichen Jubel aus und drängte ſich an uns heran, um den Mann mit der weißen Hautfarbe recht gründlich in der Nähe zu ſehen. Unſere Reiter hinderten ſie durchaus nicht; ſie mußten mich wohl ſelbſt als eine Art Wunderthier betrachten, das ſchon verdiene, von All und Jedermann angeſtaunt zu werden. Uebrigens hielten ſich die guten Leute von Kootar trotz ihrer unbezähmbaren und faſt kindlichen Neugier in den Grenzen des Anſtandes. Ich mußte es mir zwar gefallen laſſen, daß ſie meine Kleider berührten und mich wiederholt betaſteten, ob ich wirklich einen ſo menſchlichen Gliederbau habe, wie ſie ſelbſt. Die Frauen beſonders zeichneten ſich durch ihre Naivität aus; ſie befühlten lachend mein Geſicht und ſtrichen wohl auch zuweilen darüber, wie um ſich zu überzeugen, daß die weiße Farbe nicht etwa aufgetragen ſei. Sie hatten gewiß noch keinen Weißen geſehen und ihr Erſtaunen über dies unbegreifliche „Naturwunder", deſſen lebender Beweis ich war, ließ ſich deshalb wohl rechtfertigen. Ich muß geſtehen, ſo merkwürdig und abenteuerlich zugleich auch meine Lage war, ich ſtimmte doch oft herzlich in das allgemeine Gelächter ein, das ſich erhob, wenn mein Haar und mein Geſicht betaſtet wurde; die Menſchen waren ſo gutmüthig und herzlich, daß man ihnen nicht böſe ſein konnte.

Es war zu ſpät geworden, um Lakangéoo und mich noch dem Könige vorzuſtellen, der deshalb auch erklärt

hatte, uns erſt am nächſten Tage ſehen zu wollen. Wir wurden daher durch die Stadt bis zum Fuße der eigentlichen „Königsſtadt“ geführt und hier in einer geräumigen, gut verwahrten Hütte einquartiert. Ich hatte bei unſerem Marſche dahin Gelegenheit, die Anlagen der „Stadt“ kennen zu lernen. Die Wohnungen waren ziemlich gleichmäßig gebaut und ſtanden in ſchnurgraden Straßen, die ſich rechtwinklig ſchnitten, von einander durch ein kleines Gärtchen in beſtimmter Größe getrennt. Auf den Straßen herrſchte die größte Ordnung und Sauberkeit; nirgends war eine Spur von Schmutz zu entdecken. Die Gärtchen vor den Häuſern waren ſauber gepflegt und gehalten; ich erblickte darin viele Gemüſe und Früchte, die auch auf unſeren Tiſch in Deutſchland kommen. Auch Freunde von Hausthieren ſcheinen die Bewohner von Kootar zu ſein; rieſige Hunde, in der Größe und Stärke der Wölfe, kläfften uns entgegen, und auf den Matten am Eingange der Hütten lagen Katzen, die etwa das Ausſehen der großen franzöſiſchen Haus-Katzen hatten.

In dieſer Zone liegt zwiſchen Tag und Nacht keine Dämmerung, wenigſtens erfolgte der Uebergang zu raſch aufeinander. Die Nächte ſind ſehr kühl und da im Gegenſatze dazu die Tage wieder über Gebühr heiß ſind, ſo iſt hier auf Neu-Guinea das Klima für uns Europäer ſehr ungeſund und mörderiſch. Was mich betrifft, ſo hatte ich ſchon früher einmal alle Stadien des Fiebers durchgemacht und war als Matroſe ſo ziemlich gegen die Unbilden der Kälte abgehärtet. Nichtsdeſtoweniger war ich vorſichtig und bat um etwas Holz und Reiſig, um

uns, d. h. Lakangéoo und mir, ein Nachtfeuer anzünden zu können. Meiner Bitte wurde bereitwilligſt entſprochen und zugleich brachte man uns einige Laib Brod, ſowie gedörrtes Rindfleiſch und Früchte, die auf eine reine Strohmatte gelegt waren. Wir griffen herzhaft zu, und da Alles gut und appetitlich zubereitet war, ſo brauche ich wohl nicht zu ſagen, daß wir unſeren freundlichen Wirthen alle Ehre erwieſen. Bald war auch unſer Feuer im Gange; luſtig praſſelte die Flamme zum Loche an der Decke unſerer Hütte empor und da wir das Feuer fleißig unterhielten, ſo belebte bald eine wohlthuende, gleichmäßige Wärme unſere etwas ermatteten Glieder. Bald nach unſerer Mahlzeit hatten wir Sorge getragen, das Lager für die Nacht zu bereiten. Auch hier gingen die Kootaer uns hilfreich zur Hand; ſie brachten eine Maſſe trockenen Reiſigs und Stroh, ſowie mehrere Matten und wollene Decken herbei und legten ſie ſorgſam auf den mit Binſen beſtreuten Boden. Kootar ſelbſt iſt frei von Schlangen und wir brauchten daher nichts für unſere Ruhe zu fürchten. Die Kootaer verließen uns bald und Lakangéoo ſuchte auch ſofort ſein Lager auf; ein derbes Schnarchen von ſeiner Ecke belehrte mich, daß jeder Verſuch, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, vergeblich ſein würde. Ich ſchickte daher noch ein heißes Dankgebet zum Himmel empor, der mich bisher ſo gnädig geſchützt und geführt, flocht in daſſelbe alle meine Lieben daheim ein, empfahl mich Gott auch ferner und ſchlummerte dann ſanft ein.

Ich hatte einen angenehmen Traum! — ich ſah die

lieblichen, milden Züge meiner guten, guten Mutter, die unter Thränen lächelnd mich daheim im alten Vaterhause herumführte und mir alle Veränderungen erzählte, die seit meiner Flucht sich ereignet hatten. Dann strich sie mir noch sanft die Haare, streichelte mein Gesicht, — und ich erwachte. Ach, verschwunden war das süße Traumbild, und doch kniete Jemand an meiner Seite und hatte mich durch Zupfen an den Kleidern und Berühren meines Gesichts zu wecken gesucht. Es war ein Abgesandter des Königs, der Lakangéoo und mich zur Vorstellung begleiten sollte. Ich brachte meinen Anzug, so gut es ging, in Ordnung, wusch und kämmte mich ordentlich und folgte mit heiterem Gesicht und muthigem Herzen nebst Lakangéoo dem Boten in's Freie.

Draußen war es heller, lichter Tag; unsere Begleiter von gestern hielten vor unserer Hütte im festlichsten Anzuge zu Pferde und nahmen uns sofort wieder in ihre Mitte. Der Zug ordnete sich in folgender Weise: Voran mehrere Tamtamschläger und Hornbläser, die eine für europäische Ohren wenig harmonische Musik vollführten; dann mehrere riesige Keulenträger und Bogenschützen, denen die Reiter und wir folgten, und zum Schluß einige Abtheilungen reich geschmückter Krieger. Uns Beiden hatte man Palmzweige in die Hände gegeben, als Zeichen der friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen, die wir ja unserer Angabe nach für das Land und die Leute von Kootar hegten. Wieder umstand eine zahllose Volksmenge die Straßen, die uns noch von der königlichen Palasthütte trennten; wohin unser feierlicher

Zug kam, neigten ſich die Einwohner tief zu Boden; ja Einige warfen ſich völlig zur Erde und berührten dieſe mit ihrer Stirn, wie es die Orientalen beim Anblick des Sultans thun.

In kurzer Zeit waren wir bei dem ungeheuren Hüttenviereck angelangt, das, wie oben erwähnt, die eigentliche Wohnung des Häuptlings umgab, und bald ſtanden wir vor dieſem ſelbſt.

Der Häuptling oder, wie er ſich nennen ließ, der „große König“ Kayhgár war ein Mann in den vierziger Jahren, mit ernſten, aber nicht unfreundlichen Zügen. Entſchloſſenheit, Muth und Kühnheit blitzten aus ſeinen Augen; alle ſeine Bewegungen waren feierlich und abgemeſſen, und man merkte es ihm an, daß er ſich ſeiner hohen Stellung bewußt blieb. Ein zahlreicher Hofſtaat ſeiner erſten Beamten umgab ihn; Alles war überaus prächtig gekleidet und trug den Goldreichthum des Landes zur Schau; der König ſelbſt ſtach, wie es ſich wohl denken läßt, beſonders durch ſeinen glänzenden Anzug von ſeiner Umgebung ab. Unſere Begleiter wichen etwas zurück und bildeten um uns einen Kreis. Lakangéoo warf ſich ſofort vor Kayhgár zur Erde nieder, während ich nach einer tiefen Verbeugung aufrecht vor dem König ſtehen blieb. Dieſer muſterte mich lang und ſchweigend mit prüfenden Blicken, da ich dieſe aber aushielt, ohne die Augen niederzuſchlagen, wurde er freundlich und fragte mich im ſchlechten gebrochenen Engliſch nach den Beweggründen meiner Reiſe und wo ich meine Geſchenke hätte. Der zwar ernſte, aber milde Ton ſeiner Worte

gab mir Muth, und nachdem ich mich nochmals verneigt, begann ich ihm kurz in ſeiner Sprache, die ich mir ziemlich zu eigen gemacht, mein Mißgeſchick zu erzählen und fügte am Schluſſe hinzu, daß mir der große Vater im Himmel in meiner Bedrängniß den Plan eingegeben hätte, zum guten, gewaltigen Herrſcher Kayhgár und ſeinem hochherzigen, muthigen Volke zu gehen, um beiden meine Kenntniſſe und Erfahrungen anzubieten. Darauf beſtätigte Lakangéoo meine Rede und betonte, daß namentlich meine Mittheilungen über eine gründlichere, beſſere und ſchnellere Gewinnung des Goldes ihn veranlaßt hätte, mich zu begleiten, um dadurch, daß er durch meine Zuführung dem Lande von Kootar nützte, einen freundſchaftlicheren Anſchluß ſeines Stammes mit dem Könige und ſeinem Volke herbeizuführen. Der ſchlaue Lakangéoo hatte dies Alles in dem ſchwülſtigen Tone ſeiner Sprache hervorgebracht, während ich mich bemühte, ſo kurz und beſtimmt als möglich zu ſprechen. Geſchenke, ſo erklärten wir Beide, brächten wir leider nicht mit; ich hätte beim Schiffbruch Alles verloren, was ich mein Eigen genannt und kaum mein nacktes Leben gerettet, und Lakangéoo's Stamm ſei zu arm, um etwas eines ſo großen Häuptlings Würdiges überreichen zu können.

Wieder ſah uns Kayhgár forſchend an, dann wandte er ſich mit der Frage an mich, welche Vorſchläge ich zur Verbeſſerung des Minenbaues machen wolle; ſein Land ſei überaus reich an edlen Metallen und ihre bisherige Gewinnungsweiſe liefere ihm und ſeinem Volke mehr, als gebraucht würde. Ich erklärte, daß ich erſt an Ort und

Stelle ſein müßte, um den Grubenbau zu ſehen, und daß ich alſo erſt dann meine Verbeſſerungslehren geben könnte. Ich ſtellte ihm vor, daß nach meinen Kenntniſſen von der Bodenbeſchaffenheit ſeines Landes der Goldreichthum ein unermeßlicher ſei, und daß ſich ſehr wohl eine Verbindung mit der Küſte würde herſtellen laſſen, auf der er mit den Schiffen der weißen Männer, denen ich ja angehöre, einen für ihn ſehr nutzbringenden Handel unterhalten könne.

Offenbar kannte Kayghár die Küſte und hatte wohl auch davon gehört, daß fremde Handelsſchiffe wiederholt ſich an dieſer gezeigt hätten. So wenig ihn daher meine Mittheilungen zu befriedigen ſchienen, ſo erklärte er doch, meine Dienſte annehmen und mir in einigen Tagen Gelegenheit geben zu wollen, ſolche zu beweiſen. Dann unterhielt er ſich noch freundlichſt mit mir über die „weißen Männer jenſeits des großen Waſſers", über meine Heimat und meine Verhältniſſe, über unſere Häuptlinge und Krieger, über unſere Waffen, unſere Einrichtungen, — kurz, ich hatte genug zu erzählen, um alle ſeine neugierigen Fragen zu beantworten. Ich bemerkte auch hierbei mit Erſtaunen, daß der Häuptling im Allgemeinen gut unterrichtet war und ebenfalls ſchon von dem großen „Häuptling William" und ſeinem „weiſen Medizinmanne Bismarck" gehört habe. Wie ich nachher erfuhr, hatte vor einiger Zeit ein Miſſionar von Auſtralien aus ſeine ſegensreiche Thätigkeit in Kootar verſucht, allerdings ohne Erfolg.

Ich wurde ſehr gnädig und mit allen Beweiſen des Wohlwollens des Häuptlings entlaſſen und in demſelben

feierlichen Zuge, wie bei dem Hinmarſche, in meine Hütte geleitet. Nur Lakangéoo kam übel fort. Entweder traute ihm Kayghár nicht, oder er hielt ihn für überflüſſig und ſeine Miſſion für völlig erledigt, — genug, er ertheilte ſeinem Gefolge Befehl, den Häuptling von Ragék ſofort wieder über das Gebirge zu bringen. Lakangéoo nahm dieſen Beſcheid anſcheinend ruhig und mit allem Danke für die Güte des Königs hin; ich merkte ihm aber ſeinen Grimm an, ſo um alle ſeine ſchönen Hoffnungen betrogen zu ſein. Unſer Abſchied war kurz; ich dankte ihm nochmals als meinem Lebensretter und dann war ich allein in der Hütte.

Die widerſtrebendſten Empfindungen durchzogen mein Gemüth, als Lakangéoo ſich entfernt hatte. Was hatte Kayghár mit mir vor? Der Rückweg nach Ragék und damit die Ausſicht, einmal jenes deutſche Schiff anzutreffen, das, wie ſchon erzählt, zu Zeiten die dortige Küſte anliefe, waren mir jetzt völlig abgeſchnitten. Freilich ſchienen die Abſichten Kayghár's offenbar die beſten und friedlichſten zu ſein, — aber wer konnte mir für deren Dauer bürgen? Wenn meine Dienſte dem Häuptlinge nicht genügten, — was dann? Wiederfuhr mir auch im günſtigſten Falle kein Leid, ſo würde ich, ſagte ich mir, doch gewiß in Kootar bis zu meinem Ende feſtgehalten werden. O Gott, ich ſollte alſo nie mehr meine Mutter wiederſehen, nie mehr in ihre treuen Augen blicken dürfen, nie mehr ihre liebe Hand drücken können! Wahrlich, ich war genug für das Herzeleid beſtraft, das ich in ſo frevelhaftem Leichtſinn über ſie gebracht.

Dieſe und ähnliche Befürchtungen raubten mir wieder die Ruhe; ich ſah ſchwarz in meine Zukunft und doch war Selbſtbeherrſchung und Muth in meiner damaligen Lage das Nothwendigſte. Aus meinen trüben Betrachtungen weckte mich die Ankunft einiger Abgeſandter Kayghár's, die mir in ſeinem Auftrage mehrere golddurchwirkte Decken, Früchte und Speiſen aus ſeinem Hofhalte überbrachten. Auch erhielt ich zwei Sclaven zum Geſchenk und es wurde mir bedeutet, daß ich innerhalb Kootar's nicht im Geringſten in meiner Freiheit beſchränkt ſei. Ich will hier geſtehen, ſo widerſinnig auch der Gedanke an und für ſich war, ich dachte doch mehrere Male an Flucht; aber ich konnte mich bald überzeugen, daß meine beiden Sclaven im Grunde doch nur Diener des Häuptlings waren; ſie verließen mich nicht einen Augenblick und blieben mir unter dem Vorgeben, Alles erklären zu wollen, ſtets zur Seite.

Ich that daher das Beſte, was mir übrig blieb, — ich ergab mich in mein Geſchick und hoffte auf Gott Die Tage, die während der Zurüſtungen zur Abreiſe nach den Goldminen verſtrichen, benutzte ich, um Land und Leute von Kootar gründlich kennen zu lernen. In der Folge kamen mir auch meine Kenntniſſe trefflich zu Statten, und ich werde im Laufe dieſer Erzählung noch Gelegenheit finden, meinen liebenswürdigen jungen Leſern einige Mittheilungen von den Sitten, Gebräuchen, der Religion und der Rechtspflege in Kootar zu machen.

Achtes Capitel.

Verlaſſe deine Heimath nicht! Auf Jahre!
Es wäre dir ſonſt beſſer, daß du ſtürbeſt
Und eine neue fändeſt, die dir lieb iſt.
Dem Menſchen iſt nichts beſſer als die Heimath!

Ein Wandrer in der Urwelt hatt' es einſt
Recht ſchwer: der alten Berge Felſenrücken
Zu überſchreiten; öfter ſtolpert er
Und friert in Schnee und Sturm — und ſehnt ſich heim!
Jetzt wall' ich leicht und freundlich drüber hin,
Wie Sommerluft wallt über grüne Saaten: —
Ich ſchiffe drüber! — und ſie ruhen drunten
Als Grund des Meeres, ruhen als bunte Küſten!
Sieh, früher oder ſpäter, gute Menſchheit,
Verſenkt Natur das alles, was dich drückte.
Und du, du walleſt friedlich drüber hin,
Wie Sommerluft wallt über grüne Saaten!

(Leopold Scheſer.)

Der Tag der Abreiſe nach den Goldgruben war gekommen. Unſere Ausrüſtung war vollſtändig der Natur des Landes und unſerem Unternehmen angemeſſen. Vor meiner Hütte ſammelten ſich die zu meiner Begleitung aufgebotenen Krieger mit einer Unzahl von Laſtochſen und Pferden, Dienern und Sclaven, welche ſämmtlich mit dem für den weiten, beſchwerlichen Weg nöthigen Proviant beladen waren. Der König ſelbſt hatte beſchloſſen, die Reiſe mitzumachen; er wollte perſönlich meine Vorſchläge an Ort und Stelle prüfen und dabei dieſen Theil ſeines Landes einer genauen Muſterung unterziehen. Auf ſeinen Befehl erhielt ich als Zeichen ſeiner Gunſt und ſeines Wohlwollens zwei hüſche, muthige Pferde von der meinen Leſern ſchon bekannten kleinen Raçe, einen kunſtvoll gearbeiteten Bogen mit einem vergoldeten Köcher voller Pfeile, und außerdem vier neue Sclaven, die ich, falls ſie mir gefielen, für immer behalten ſollte.

Ein Theil der Leute wurde vorausgeſchickt, um an geeiguet erſcheinenden Stellen für das Nachtlager unſeres nachfolgenden Zuges die Vorbereitungen zu treffen. Unſerem Aufbruch ſelbſt ging ein feierlicher Gottesdienſt in den heidniſchen Tempeln voran, und erſt glaubte der König, der zugleich erſter Prieſter ſeines Volkes war, dieſen ſeinen Pflichten nachkommen zu müſſen, ehe er mit mir den mühſeligen Weg antrat.

Die Opfer waren günſtig verlaufen, die Pferde wieherten und ſchlugen mit ihren Hufen den Boden, die Menge der Laſtthiere lief brüllend wild durcheinander und ſperrte den Weg, die Sclaven und Treiber ſuchten mit lautem Geſchrei die Ruhe wiederherzuſtellen, — da erſchien der König an der Spitze ſeiner erſten Beamten und wie mit einem Zauberſchlage war die Ordnung hergeſtellt. Ein Zeichen, — und unſere lange Caravane ſetzte ſich in Bewegung unter den Glückwünſchen und dem frohen Zujauchzen der guten Bevölkerung von Kootar, die ſich beim Anblick ihres Herrſchers ehrfurchtsvoll verneigte. Ich ritt an deſſen Seite und war, wie man ſich denken kann, ein Gegenſtand der lauteſten Bewunderung und Neugier der Leute, in deren Augen mich das Gerücht von der Wichtigkeit meiner Perſönlichkeit als einen großen „Zauberer“ erſcheinen ließ. Ich hatte keine Urſache, mich über das Benehmen Kayhgár's zu beklagen, der erſichtlich bemüht war, meine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Einzelheiten und Eindrücke unſerer Umgebung und der Ereigniſſe der Reiſe zu lenken.

Bald lag Kootar hinter uns und war, nachdem wir den letzten Hügel vor der Stadt erreicht hatten, unſeren Augen entſchwunden. Wir legten an jenem Tage im Ganzen acht Stunden zurück, die erſten zwei in Süd-ſüdweſt-, die anderen ſechs in Nordweſt-Richtung. Die Gegend war vollkommen gebirgig und wir ſtiegen immer noch, aber faſt unmerklich an. Das Geſtein beſtand meiſt aus Granit und da, wo Erde war, zeigte dieſe den fetteſten Humus, der den angebauten Weizen auf das Herrlichſte lohnte. Die Sonnenwende war ſeit einigen Wochen eingetreten, die Regenzeit alſo vorüber. Die Vegetation prangte nun im friſcheſten Grün. Auf den bunten, oft ſonderbar hübſch geformten Blumen tummelten ſich die buntfarbigſten Schmetterlinge herum; die ganze Pflanzenwelt wurde um ſo üppiger, je näher wir dem in Nordoſten von Kootar liegenden großen See kamen. Wir hatten zahlreiche und oft recht wild abſchüſſige Rinnſale zu paſſiren, die ſämmtlich mit wilden Bananen und einer Art Plantanen bewachſen waren.

Die ganze lieblich und gut angebaute Gegend mit ihrem leicht gewellten Boden glich einem paradieſiſchen Garten. Von Zeit zu Zeit ſah man Leute mit Eßwaaren am Wege ſitzen, die bei unſerem Anblicke uns entgegenliefen und freigebig ihre Vorräthe vertheilten; an gutem Trinkwaſſer hatte es uns gar nicht gefehlt.

Bald hatten wir den erwähnten See erreicht und nachdem wir ihn in den bereitgehaltenen Canoes überſetzt hatten, wobei die Pferde und Laſtthiere hinter dieſen im Waſſer ſchwimmend gezogen wurden, befanden wir uns in den

tropiſchen Wäldern am Saume des großen vor Kootar liegenden Gebirges.

Hatte ich ſchon bisher den Zauber der Tropennatur hinlänglich kennen gelernt, ſo zeigte er ſich mir hier in ſeiner vollen Gewalt.

Die vielen kleinen Flüſſe und Bäche, deren Anweſenheit ſo bezeichnend für die Kultur Kootars iſt, führen eine Maſſe Geſteins mit ſich, ein Umſtand, der jetzt nach der Regenzeit den Boden vor dem Verſumpfen rettete. Der Waſſerreichthum des Landes erklärt ſich aus ſeiner gebirgigen Lage, die jedenfalls ihrerſeits ein Ergebniß der bei der Erdbildung hier ſtattgehabten großen Bodenrevolution iſt; für letztere ſpricht der große Vulkan im Norden vor uns, auf den ich weiter unten zu ſprechen kommen werde.

Ueberraſchend war anfangs der bunte Wechſel in den Wäldern; bald war die Gegend ſtark und dicht bewaldet, bald wieder parkähnlich. Zum erſten Male ſtieß ich hier auf den ſchönbelaubten Golumbi-Baum; auch die herrliche Tamarinde fand ſich zahlreich; ſie iſt von allen Bäumen der geſegnetſte, ihrer Frucht halber und des Schattens wegen; denn ihre Krone läßt auch nicht den leiſeſten Sonnenſtrahl durchdringen. Da, wo der Wald Lichtungen zeigte, wurde er von ausgezeichneten Getreide- und Morum-Feldern unterbrochen; auch Bohnen und Kareß, letzteres eine Pflanze von ſäuerlichem Geſchmack, ſind viel angebaut. Daß wir Cocos-, Brod- und Kaffeebäumen begegneten, an deren Stämmen ſich das wildeſte Lianen- und Epheugebüſch emporrankte, brauche ich wohl

nicht erſt zu erwähnen; dieſe Bäume finden ſich faſt unter allen Tropen. Neu war für mich die Erſcheinung des wilden Cactus, der in wunderbarer Blumen- und Blüthenpracht prangte, und beſonders des Digéſſa-Baumes, deſſen Saft Hauptbeſtandtheil des Pfeilgiftes iſt. Dieſer Baum iſt der Geſtalt nach ein Mittelding zwiſchen Cactus und Baum; ſein Stamm iſt viereckig und in der Jugend fleiſchig; die Blätter gleichen den Weinblättern, auch gehen wie bei der Rebe Ranken von ihm aus; er rankt und windet ſich an allen Bäumen empor und manchesmal werden dann ſeine unteren Stämme armsdicke und mit der Zeit abgerundet; Blüthe und Frucht konnte ich leider nicht zu Geſichte bekommen, weil es nicht die Zeit war. In Verbindung mit anderen Pflanzen wird der Saft der jungen fleiſchigen Stämme zur Bereitung des Giftes benutzt und auch meine Pfeile waren mit dieſem Gifte durchtränkt, das nach Ausſage Kayhgàr's faſt auf der Stelle tödtlich ſein und wovon der kleinſte Theil, in eine Wunde gebracht, hinreichen ſollte, den Tod herbeizuführen. Ich glaube indeſſen, daß in Bezug auf Letzteres der König etwas übertrieb; denn ich hatte während meines Aufenthaltes in Kootar oft genug Gelegenheit zu ſehen, daß meiſt noch Zeit zur Anwendung von Gegengiften, namentlich animaliſcher, wie z. B. des Schlangengifts, blieb. — Farnkräuter von äußerſt feinem und zierlichem Bau ſtellten ſich uns überall entgegen und verſperrten, mehrere Fuß hoch und in dichter Reihe, oft genug unſeren Weg, den wir uns erſt durch ſie bahnen mußten; die verſchiedenartigſten Schlingpflanzen, manch-

mal mit einer ſüßen, genießbaren Frucht, bedeckten zuweilen die Bäume wie mit einem Dache. Von den vielen Mimoſen ſtanden damals mehrere Arten in voller Blüthe und namentlich die Kingar-Art mit ihren wohlriechenden gelben Blümchen, die wie Sterne an das feinblätterige Grün geheftet erſcheinen, erhöht beſonders das Liebliche dieſer üppigen Tropenwälder.

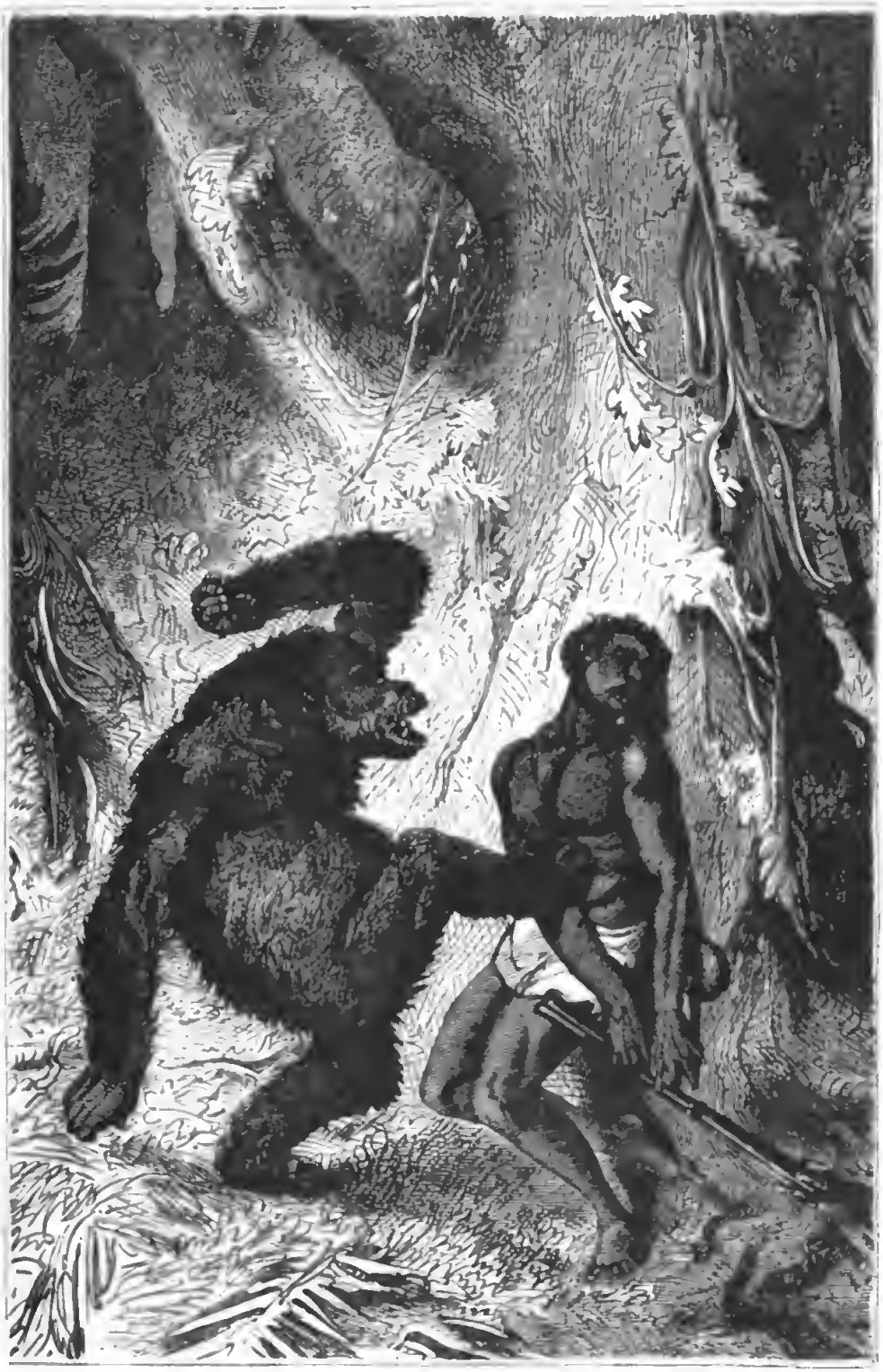
Unſer Wald wurde immer und immer dichter, aber auch prachtvoller, je weiter wir in ihm vordrangen. Bald beſtand er nur noch aus rieſigen, vielleicht tauſendjährigen Bäumen, die durch Schlingpflanzen oft zu einer einzigen Wand verbunden zu ſein ſchienen. Aber an einigen Stellen wurde der Weg doch ſumpfig und verwandelte ſich zuweilen in einen See. Der majeſtätiſche Anim-Baum, deſſen Laub man zum Grünfärben benutzt, der ebenſo ſchöne Komàna-Baum, deſſen Früchte an Geſchmack und Größe der Citrone gleichen und andere Rieſen mit hellgrünen Blättern und einer wunderbaren Laubfülle wetteiferten mit der Tamarinde, wer am höchſten ſeine Krone gegen den Himmel heben könnte. Sträucher, den Steineichen nicht unähnlich, und das Borungo-Gebüſch mit ſeinen korallenrothen Blüthen bildeten oft ein ſo undurchdringliches Dickicht, daß uns jeder Durchgang vollſtändig verwehrt war und wir uns genöthigt ſahen, einen Umweg zu machen. Ja bisweilen bildeten die Schlingpflanzen eine ſo undurchſichtige grüne Mauer, daß aus ihr nur die Kronen der Rieſenbäume hervorragten. Den Boden bedeckte ein dichter grüner Teppich von reiterhohem Graſe, das in der erhabenen Oede dieſer herrlichen

Natur das Geräuſch der Tritte unſerer Reit- und Laſtthiere gänzlich erſterben ließ. Aber zuweilen wurde unſer Weg im vollſten Sinne des Wortes ein dornenvoller. Zum Glück wuchſen die Dornen an beſonders lichten Stellen, ſonſt wären uns Hände und Geſicht von ihnen gehörig geriſſen worden. Die Dornen der wilden Akazie die den Weg häufig bis auf einen halben Fuß Breite einengten, und das mannshohe, oft dornige Gras, verſperrten den Durchgang zuweilen ſo, daß eben nur unſere kleinen Pferde durchkommen konnten. Die Laſtthiere zwängten ſich dann hindurch, ſo gut ſie konnten, aber mehr wie einmal wurde ihnen ihre Bürde abgeriſſen.

Der Wald war nicht unbelebt, wenn auch auf Neu-Guinea ebenſo wir auf dem auſtraliſchen Continent die wilden, reißenden, vierfüßigen Beſtien fehlen. Große Ketten Hühner zeigten ſich, ſchnell durch die Sträucher huſchend, und eine Menge der fremdartigſten und in den bunteſten Farben prangenden Vögel, mir faſt alle unbekannt, belebten die Bäume. Wildſchwein-Heerden ſtürzten mit Krachen durch die Büſche, während andere, rehartige Thier ein dichten Rudeln ruhig an unſerem Wege fortweideten. Der Pfefferfreſſer mit ſeinem langen, krummen Schnabel war faſt auf jedem hohen Baume anzutreffen; auch der Ameiſenfreſſer mußte hier wohl häufig ſein; denn faſt alle Ameiſenwohnungen waren angegriffen. Auffallend war der Reichthum an Schlangen, die überhaupt eine wahre Landplage Kootars ſind, an Käfern, Schmetterlingen und Fliegenarten, die letzteren jedoch ohne Giftſtachel, Würmern, Raupen und ſonſtigen Inſecten.

Die Vogelwelt war auf's Reichlichſte und Mannigfaltigſte vertreten, namentlich durch Singvögel; von Raubvögeln ſah ich nur Habichts- und Falkenarten. Papageien und Colibris kamen nirgends vor, dafür ließen uns die Paradiesvögel ihre hübſche Farbenpracht bewundern.

Mitten im Walde lenkte ein vom ſchönſten Grün umgebener kleiner See meine Blicke auf ſich; das niedergetretene Gras und die abgebrochenen Baumzweige verriethen, daß er den Thieren des Waldes zur Tränke diente. Er enthielt das ſüßeſte Waſſer und gewährte ein überaus reizendes Panorama, zumal ihn Tauſende von Waſſervögeln belebten. Auch eine große Heerde von Affen kam hervor; wahrſcheinlich wollten ſie auch zur Tränke, aber laut kläffend flohen ſie, ſobald ſie uns gewahr waren, in's Dickicht zurück. Alle Arten waren unter ihnen vertreten, ſo namentlich Meerkatzen und Paviane; ſie kamen mir aber größer und ſtärker vor, als die, welche ich bisher in naturhiſtoriſchen Kabinetten und in Menagierien oder zoologiſchen Gärten geſehen habe. Die einzigen Affen, die uns ruhig erwarteten, denen wir aber, wenn es anging, auswichen, waren die Orang-Utangs, die im Vertrauen auf ihre ungeheure Kraft und Körpergröße uns zum Kampfe herauszufordern ſchienen. Dieſe menſchenähnlichen Geſchöpfe beweiſen in der Regel wenig Achtung und Reſpect vor uns Menſchen; ſondern im Gegentheil einen Haß und eine Verfolgungsſucht ohne Gleichen. Ihre Muskulatur iſt ſo ungeheuer ſtark, daß ſie mit einem einzigen Schlage der ganz menſchlich geformten Hände eine noch ſo ſtark gebaute Menſchenbruſt



S. 125.

Ueberfall durch einen Orang-Utang.

eindrücken können. Sie sind nichts weniger als scheu und fürchten selbst den Angriff vieler Menschen nicht. Ein trauriges Ereigniß sollte mich noch an demselben Tage belehren, wie gerechtfertigt unsere Besorgniß und Vorsicht gegen sie war.

Unser Zug hatte eben wieder einmal einen nothwendigen Umweg gemacht, zu dem ihn ein mitten im Wege stehender Tamarindenbaum nöthigte. Die Krieger, Kayhgàr und ich marschirten an der Spitze, um die einzuschlagende Richtung zu bezeichnen, während uns die Sclaven mit dem Gepäck folgten. Es war uns daher unmöglich, die Vorgänge hinter unserem Rücken zu beobachten. Da traf gerade bei der Biegung ein markerschütternder Schrei unser Ohr, den ich so leicht nicht in meinem Leben vergessen werde. Es war der Todesschrei eines Menschen! Sofort ritten wir durch den wirren Knäuel der hinter uns gehenden Lastthiere nach dem Orte, von dem aus sich dieser Schrei hatte hören lassen. Ein entsetzlicher Anblick bot sich uns dar. Am Stamme eines riesenhaften, urweltlichen Baumes glitt ein Sclave, der letzte unserer Caravane, in den letzten Zuckungen zu Boden. Ein ungeheurer Orang-Utang stand vor ihm und bearbeitete den armen Sterbenden noch auf das Unbarmherzigste mit seinen furchtbaren Händen. Die Bestie hatte im Laub verborgen den ruhig seines Weges ziehenden Menschen überfallen, ihn, noch ehe er an Gegenwehr denken konnte, an den Baum gedrückt und ihm mit einem Schlage die nackte Brust zerschmettert. Die nächststehenden unbewaffneten Sclaven waren bei diesem Anblicke nach

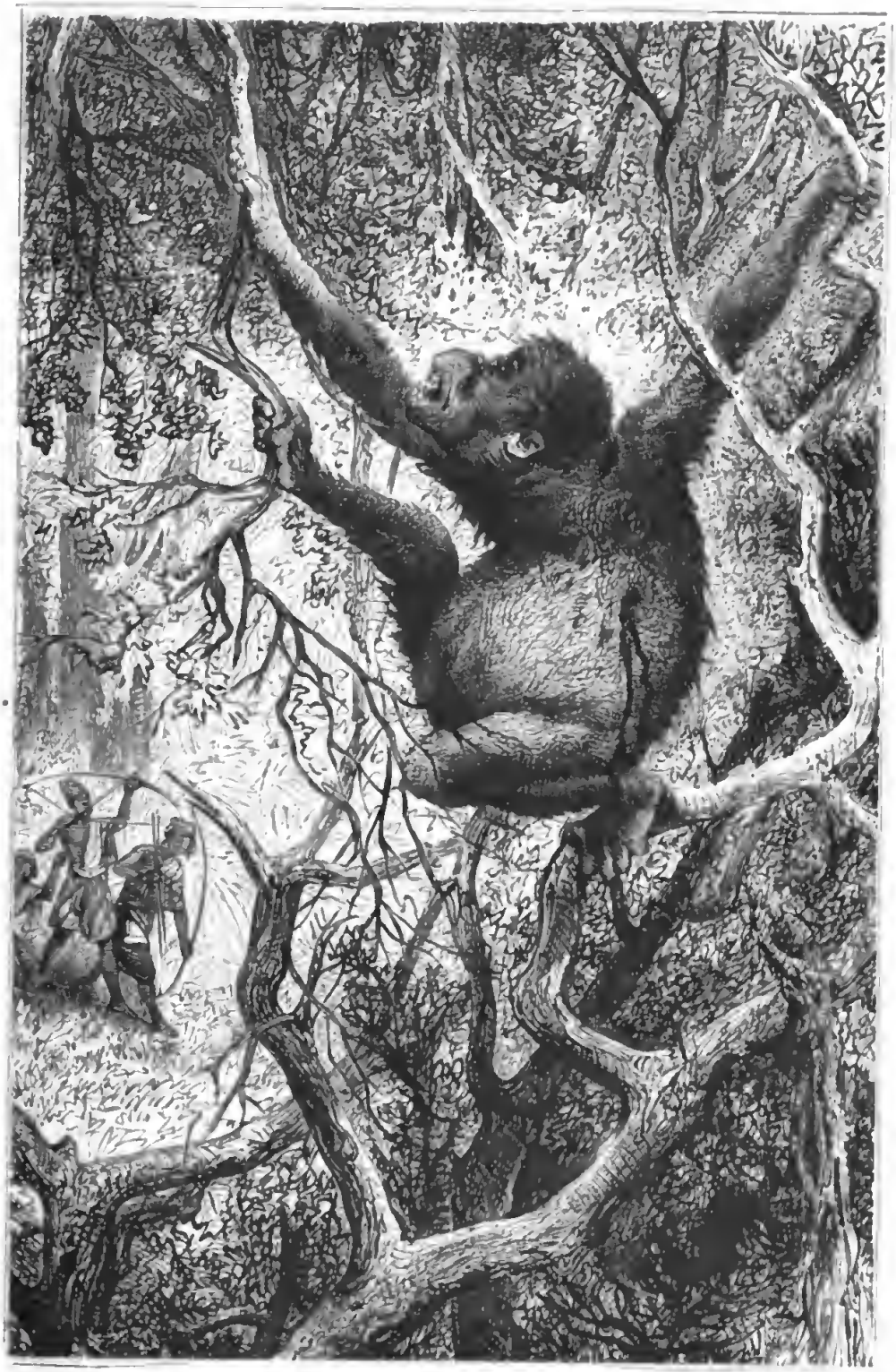
allen Richtungen geflohen und ſo kam der arme Menſch um ſein Leben. Wir ſelbſt waren zu ſpät gekommen, aber der lebloſe Fleiſchklumpen da am Baume entflammte uns zur höchſten Rachewuth. Der heimtückiſche Affe war nach ſeiner That anfangs ruhig ſtehen geblieben und zeigte ſich nicht im Geringſten durch unſere Menge eingeſchüchtert; mit den Zähnen fletſchend ſah er uns ſo grimmig an, als wollte er es auf einen Kampf mit uns Allen auf einmal ankommen laſſen, um uns daſſelbe Schickſal zu bereiten. Aber unſere drohende, furchtloſe Haltung und einige gut gezielte Pfeilſchüſſe belehrten ihn bald eines Beſſeren. Ein Pfeil war tief in ſeine linke Seite gedrungen und hatte ihn wohl tödtlich verletzt. Mit einem entſetzlichen Gebrüll, das unſere Pferde ſcheuen machte, ſchwang er ſich auf die breiten vielverzweigten Aeſte des Baumes empor und verſuchte es, ſich durch Höherklettern und hinter dem Laubdunkel vor unſeren Schüſſen zu decken. Aber Vergebens! Wir waren raſch von den Pferden geſprungen, banden dieſe an dicken Sträuchern feſt und umzingelten raſch den verhängnißvollen Baumrieſen. Drei unſerer Leute ſtanden ſchußfertig zur Rechten des Unthiers und hatten das Glück, in einem Augenblicke deſſen Körper gerade frei und ungeſchützt im Laube zu bemerken. Eine ganze Salve vergifteter Pfeile bannten das Ungeheuer an den Platz; im wahnſinnigen Schmerze erfaßte es noch mit den „Händen" zwei ſchlanke Zweige über ſeinem Haupte, während die Füße vergeblich nach einem ſtarken Stützpunkte auf den Aeſten ſuchten. Ein ſicherer Schuß kürzte ſeine Leiden, die wir ihm vollauf

gönnten, ab, — der mit der Rechten umklammerte Zweig brach unter der Wucht der Masse entzwei und ohne jeden Halt stürzte der Orang-Utang, sich im Fallen mehrere Male überschlagend, träg und schwer zu Boden. Noch war er nicht ganz todt, und da das sterbende Thier noch gefährlicher ist, als das lebende, beeilten wir uns durchaus nicht, unserer Beute näher zu treten. Der Anblick des Affen war entsetzlich; das Blut floß allenthalben aus seiner zottigen Haut heraus, wild peitschte er den Boden, und dabei blickte er so grausig wild und grimmig uns an, als ob er es bedauerte, sich nicht noch einmal rächen zu können. Heißer Schaum strömte aus seinem Rachen, der Athem wurde kürzer und immer lauter und ging schließlich in ein entsetzliches Röcheln über, sodaß mir die Haare zu Berge stiegen. Dann machte er noch einen schwachen Versuch, sich zu einem letzten Angriff emporzurichten, — aber schon hatten ihn die Schauer des Todes ereilt, — ein letztes wüthendes Aufleuchten seiner tückischen Augen, noch wenige Schläge umher mit Händen und Füßen, — und die Glieder wurden steif, das Ungeheuer war todt. —

Wir warteten noch mehrere Secunden und näherten uns alsdann gleichzeitig von allen Seiten vorsichtig dem Todten. Es war der erste Orang-Utang, den ich leblos vor mir sah, und ich betrachtete ihn mit einem gemischten Gefühl des Abscheues und der lebhaftesten Bewunderung seines herkulischen Körperbaues. Er war stärker und ausgewachsener, als derjenige, den ich beim Kampfe mit der Schlange angetroffen hatte. Dieser Affe ist eine

höchſtgefährliche Beſtie; von ſeiner hinterliſtigen und grauſamen Natur hatte er ſoeben eine Probe abgelegt und ich kann nur ſagen, trotz ſeiner überraſchenden Menſchenähnlichkeit brauchen wir Zweifüßler durchaus nicht ſtolz auf dieſen „ſtammverwandten Vetter“ aus dem Thierreich zu ſein.

Der arme Sclave war bald der Mutter Erde übergeben und die Erinnerung an den vor Kurzem erlebten ſchaudervollen Vorfall ſchwand beim Anblick der uns umgebenden Natur raſch aus meinem Herzen. Die großartige Waldſcenerie blieb dieſelbe, doch ſpannte ein neuer Anblick mein Staunen über das wunderbare Gebahren der Naturgeſchöpfe auf das Höchſte. Große Termitenhügel, deren Pyramiden und Thürme oft die Höhe von acht bis zehn Fuß erreichten, begannen jetzt eine hervorragende Rolle zu ſpielen und dem Walde einen neuen Reiz zu verleihen. Dieſe weißen Termiten (eine Ameiſenart) zeigen ſich nie am Tage; wer ſie beobachten will, muß zeitig aufſtehen; denn bald nach Sonnenaufgang ziehen ſie ſich von der Arbeit in ihren „Palaſt“ zurück. Sobald indeſſen die Nacht hereinbricht, kommen ſie an den Rand ihrer Wohnung und thürmen die Erde auf, ohne jedoch ihren Bau zu verlaſſen, und ſo ſcheint es auch, daß ſie ſich von der Erde ſelbſt ernähren oder wenigſtens eßbaren Stoff in derſelben finden und das, was nicht genießbar iſt, dann herausſchaffen. Der Auswurf bildet jene thurmartigen Röhren, die, inwendig hohl, von innen aus aufgebaut werden und, wie geſagt, oft zehn Fuß hoch werden. Häufig ſind zwanzig ſolcher



Tod des Orang-Utang. S. 127.

Röhren dicht neben einander und bilden eine große Pyramide mit zwanzig Oeffnungen, jede Oeffnung von 1 oder $1^1/_2$ Decimeter Durchmesser. Sieht man diese Wohnungen bei Tage, so ist man versucht, sie für ausgestorben zu halten, weil sich dann nie eine der weißen, rothköpfigen Ameisen zeigt; jeder Bau hat überdies seine Königin, die von beträchtlicher Größe sein soll. —

Nach achtstündigem Marsche hatten wir den Saum der Gebirgskette erreicht. Die Wälder, die sich fast bis zu ihrem Fuße hinzogen, waren allmälig lichter geworden und hatten schließlich einer zerrissenen, wild romantischen Gegend Platz gemacht. Hohe Haufen von Steinen, deren jeder Hunderte von Meter im Umfang hatte, bildeten Felsenhügel, deren Zwischenräume durch buschige Bäume und Schlingpflanzen ausgefüllt waren und einen vorzüglichen Schlupfwinkel für räuberisches Gesindel und wilde Thiere hätten abgeben können. Andererseits sah ich rechts und links einzelne Felsblöcke aus Granit mit so senkrechten Wänden, wie ich sie auf meiner Seereise auf der spanischen Seite des Felsens von Gibraltar schon bewundert hatte. Inmitten dieser Wildniß war aber noch jedes freie Plätzchen angebaut, trotz aller Schwierigkeiten, welche die jetzt stark bemerkbare Hebung des Bodens dem Fleiße der Landleute von Kootar bot. Die Abdachung geht indessen, wie die zahlreichen, nach der Regenzeit fast noch sämmtlich Wasser haltenden Rinnsale zeigten, nach Südosten hin. Das Gebirge bestand, soweit ich sehen konnte, durchweg aus Granit, der aber oft geschichtet war und sich in Tafeln, wie Schiefer, ablöste.

Es ist bis fast zur Schneegrenze bewaldet und bewohnt und trennt das ackerbauende Kootar vom goldgrabenden beinahe in zwei gleiche Theile.

Je weiter wir vordrangen, desto zerklüfteter zeigte sich der felsige Boden, und als beim Ueberschreiten eines Abgrundes mehreren Lastthieren der Gürtel riß, beschlossen wir um so eher Halt zu machen, als einmal das nahe Gebirge uns doch dazu gezwungen hätte und übrigens Mensch und Thier vom beschwerlichen Marsche zu sehr ermüdet waren. Die Lasten abladen, die Thiere füttern und tränken, einen trockenen, gesicherten Platz für diese und unser Lager auswählen, war rasch geschehen; die vorausgesandten Leute hatten in dieser Beziehung schon für die nöthigen Schritte gesorgt gehabt. Dann schlugen wir mehrere Hütten auf, brachten die mitgenommenen Decken und Matten hinein, bereiteten an einem schnellangemachten Feuer unsere Mahlzeit und stärkten uns durch diese, eine längere Ruhe und einen durch nichts gestörten Schlaf für die Anstrengungen, die wir am anderen Tage beim Ueberschreiten des Gebirges zu erwarten hatten. —

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Kayhgär und ich, die wir eine Hütte theilten, erwachten. Draußen war Alles schon zum Aufbruche vorbereitet, die Pferde gesattelt und gezäumt, das Gepäck aufgeladen und das Frühstück rasch von uns eingenommen.

Kayhgär brauchte mich nicht erſt auf die Gefahren des Gebirgszuges aufmerkſam zu machen; was ich vor mir ſah, gab mir ſelbſt die Gewißheit von der Schwierigkeit unſeres Unternehmens. Hätten nicht die tropiſchen Bäume, die Heerden von Affen, die fremdartigen Vögel und ſo vieles Andere an das außereuropäiſche Land erinnert, ich hätte mich in die wildeſten Bergparthien der Schweiz und Tirols oder der Pyrenäen verſetzt denken können. Die uns umgebenden Berge, gewaltige Felsmaſſen der wunderlichſten Form, glichen manchesmal einem Zuckerhut oder bildeten Würfel, wie der Königsſtein in der ſächſiſchen Schweiz, oder nahmen ſonſt höchſt wunderbare Formen an; alle waren gut bewachſen und erreichten eine ziemlich bedeutende, oft mehrere 1000 Fuß betragende Höhe. Unſer Zug ging anfangs in ziemlicher Ordnung durch einen annähernd guten Paß, ſo wild die Schlucht auch war und ſo ſteil und faſt ſenkrecht oft die ſchwarzen Granitwände nach beiden Seiten zu abfielen. Nichtsdeſtoweniger mahnte uns der glatte, ſteinige Boden zur größten Vorſicht. Unſere Thiere ſtrauchelten mehr als einmal, und obwohl die Laſten auf dem Rücken des Laſtviehs möglichſt gleichmäßig nach beiden Seiten vertheilt und die Gurte, ſo viel es anging, gelockert waren, mußten doch die Laſtthiere mit den größten Anſtrengungen kämpfen, um auf dem ſteilen Pfade vorwärts klimmen zu können, ohne unter dem Gepäck zu unterliegen und zu ſtürzen.

Wie geſagt, im Anfange verlief der Aufſtieg noch ziemlich leicht und günſtig. Der Paß führte uns durch einen geſchützten Keſſelgrund, der zahlreiche Spuren menſch-

licher Anſiedlung zeigte. Wenn auch die Bäume und Pflanzen der Ebene immer ſeltener wurden, ſo war die Vegetation doch noch der tropiſchen Natur angemeſſen. Eine herrliche Bergreihe, am Fuße blühend und prangend mit Obſt, Nuß- und Kaſtanienwaldungen beſtanden, ſchützten den Keſſel gegen Norden vor dem rauhen Andrang der Luft aus der Schneeregion und gaben einen wahren Heerd für die zurückprallende Mittagsſonne, deren Strahlen uns nicht im Geringſten läſtig fielen. Die untere Fläche des Thalwinkels ſtellte ſich als ein ſchwimmendes Wieſenmeer dar, von den einzeln ſtehenden Hütten geſchmückt und mit reichen Plantagen an den zahlreichen Gebirgsbächen und Rinnen durchzogen. In tiefem, blaugrünem Sonnenduft lag die Landſchaft da, als wäre ſie ein auf Glas gemaltes, durchſichtiges Gebilde. Noch trug unſere Umgebung einen blühenden, lachenden Character zur Schau, aber hinter dem tiefen Grün, dem hohen mächtigen Baumwuchs und den üppigen Grasflächen, wie ſie nur der tropiſchen Natur eigen ſein können, erhoben ſich ſchon drohend die beſchneiten Gipfel des Hochgebirges, das wir noch erſt zu überwinden hatten.

Wir machten Halt, ſobald uns ein größeres Dorf begegnete, um unſere Thiere nicht zu ſehr zu ermüden. Die freundlichen Bewohner kamen uns überall entgegen und theilten uns bereitwilligſt von dem Ihrigen mit. Es läßt ſich denken, daß wir in dieſer Weiſe nur langſam vorwärts kamen; es war, als ob wir uns nur ſchwer von der Geſellſchaft von Menſchen trennen könnten, um in eine Natur einzudringen, deren Beſchaffen-

heit dem kühnen Erdbewohner ein gebieteriſches „Zurück“ zurnft.

Wir hatten ohne zu große Anſtrengungen und ohne jeden Verluſt einen Weg von zwei Tagereiſen zurückgelegt und befanden uns dicht vor der Schneeregion. Die Leiden ſollten jetzt beginnen.

Die letzten Spuren von menſchlichem Anbau waren verſchwunden; ſtatt der hohen Bäume fanden wir nur noch eine zwerghafte, verkrüppelte Vegetation, die hier ſelbſt nur mit Mühe fortzukommen ſchien. Nur armſelige, unfruchtbare Sträucher waren ſchließlich das Einzige, was ſich über dem ſchneebedecktem Boden erhob; keine ſichtbare Straße zeigte die Richtung, die ohne Gefahren für Menſch und Thier durch dieſe ſchrecklichen Gefilde einzuſchlagen war. Nur wenige und oft genug ganz verwiſchte Fußſpuren wanden ſich ſchlangenartig über die in die Wolken ragende Grenzſcheide zwiſchen dem Norden und Süden und bewieſen, daß ſelbſt die drohendſten Todesgefahren den Menſchen nicht zurückſchrecken können, wenn er der in ſeiner Bruſt wohnenden Habſucht und Goldgier nachgehen will. Und dieſe undeutlichen Spuren ſollten uns zum Ziele führen! — Es ſchienen kaum bemerkbare Indianerpfade, deren Schreckniſſe aber immerhin größer waren, als diejenigen, welche der Tomahawk und das Skalpirmeſſer der Araucaner oder der Comantſchen in der Urwaldwildniß bieten mögen. Da lauerte auf der einen Seite der gähnende Abgrund, ein zu lauter Ruf konnte auf der anderen die ſchlafende Lawine wecken, daß ſie mit Donnergebrüll von der ſchwindelnden Höhe

herabſtürzte und in ihrem raſenden Anpralle Roß und Reiter mit ſich durch die Luft wirbelte, als wären es bloße Spielzeuge von Thonerde, welche ein übelgelauntes Kind zerſchmetternd gegen die Wand wirft. Langſam, wie in weiten wallenden, grauen Talaren gehüllt, kamen die weißen Nebel aus den unergründlich tiefen Schluchten des Gebirges herauf; ſie umſpannten uns Verwegene, die es gewagt, in ihr Revier einzudringen, mit ihren trügeriſchen Schleiern, — ein lauter, entſetzlicher Todesſchrei da vorn an der Spitze unſeres Zuges, und dann war Alles todtenſtill, nur die eiſigen Winde ſchlugen wuchtig gegen das öde, glatte, beeiſte Felsgeſtein, und es klang wie ein Hohnlachen über uns ſchwache, elende Geſchöpfe. Ein Unſeliger war wieder geſtrauchelt; ein geblendetes Auge hatte nicht mehr die ſchmale Grenze zwiſchen Leben und Tod zu unterſcheiden vermocht; ſein Fuß konnte die enge Kante längs des Felſens nicht finden und trat hinaus in's Leere, ſo daß Roß und Reiter zerſchellend ins unſichtbare Felſenbette hinunterſtürzten. Mehr wie einmal brach die trügeriſche Eisdecke unter den Hufen der Laſtthiere, die wir in weiſer Vorſicht als unumgängliche Todesopfer jetzt hatten voranmarſchiren laſſen und begrub ſie und unſer Gepäck unter dem tückiſchen Flußbette, deſſen Rauſchen durch die ſo entſtandene Oeffnung unheimlich hervordrang; nur mit Mühe und mit vor Schrecken verzerrtem Geſicht rettete ſich dann der Führer durch einen Sprung auf Leben und Tod zu uns hinüber. Bald waren wir gezwungen, abzuſitzen; denn die ſcharfbeſchlagenen Hufe unſerer Roſſe waren nicht

mehr im Stande, die Thiere auf der glatten Eisfläche ausgreifen zu laſſen; ſie keuchten entſetzlich, ihnen und uns trat trotz der jetzt eingetretenen empfindlichen Kälte der dichteſte Schweiß aus allen Poren. Jeder trug nur Sorge, ſelbſt vorwärts zu kommen und hatte kein Ohr und kein Auge für das Leiden des vor und hinter ihm Gehenden; — ob dieſer zerſchellte, ob er kraftlos zu Boden ſank, ob er im Eiſe verſchwand, abgeſpannt und gefühllos trat der Eine nur in die Fußſtapfen des Vordermanns und ſchritt theilnahmslos bei dem Unglück ſeines Nebenmenſchen vorüber. Wehe dem Unglücklichen, den die Schneekönigin und ihr treuer Genoſſe, der Wirbelwind, mit ihrem eiſigen Blumennetze umſpannten; — beiden war nur ſchwer zu entkommen; denn ihre Schlingen legten ſich ſo ermattend um die ſteifer und ſteifer werdenden Glieder, bis die völligſte Ermattung ſelbſt die Sinne erfaßte und unüberwindliches Schlafbedürfniß dem Wehrloſen die Zügel ſeines Pferdes aus den Händen wand. Da hatte die Schneekönigin weiter nichts mehr zu thun, als den bereit gehaltenen weißen Mantel über den Schläfer zu decken, und ſie durfte ſicher ſein, daß kein Sterblicher jemals wieder ihn und ſein Thier aufweckte.

Die größten Gefahren, welche ſich bei dieſem lebhaft an die Nordpolfahrten erinnernden Gebirgsübergange darboten, lagen in dem Ausgleiten unſerer Füße bei dem in jähen Krümmungen am ſchwindelnden Rande des Abgrundes hinführenden Wege. Da mußten wir alle unſere Sehnen anſtrengen, um nicht den feſten Halt zu verlieren und hatten dabei ein beherzigendes Beiſpiel an

unſerem treuen Reit- und Laſtvieh, das ſeine Kraft in einer wahrhaft mit Klugheit gepaarten Weiſe oft genug erprobte. Es kam häufig vor, daß dieſe Thiere, wenn der eine Hinterfuß in Gefahr ſtand, auszugleiten, ſich ſofort und ohne Befehl mit Aufbietung aller Kraft an die Seite der aufſteigenden Felſenwand an den Boden legten und ruhig abwarteten, bis man zu ihrer Rettung herbeieilte. Galerien und Zufluchtshäuſer, wie ſie in Europa zum Schutze gegen die herabſtürzenden Lawinen gebaut werden, waren ſelbſtredend unbekannte Dinge; wir mußten uns mit den Schneeſtürmen abfinden, ſo gut wir es eben vermochten, und daß dies nicht ohne Verluſte abging, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen. Wie bleichende Schädel den Caravanenzug durch die Wüſte bezeichnen, ſo lagen hier nicht ſelten die Gerippe umgekommener Thiere und Menſchen und bildeten bei unſerem weiteren Vordringen ein immer lebhafteres „Memento mori“, als wollten ſie uns warnen und zur Rückkehr auffordern. Als ob wir dies nunmehr, ſelbſt wenn wir gewollt, gekount hätten! Der Pfad war ſchließlich ſo eng und ſchmal geworden, daß nur Einer hinter dem Anderen zu gehen vermochte, — an ein Umdrehen war nun gar nicht zu denken, — wir mußten uns auf dem äußerſten Raude des Weges halten, der an der Felswand hinlief; denn hätten wir nur im Geringſten an dieſer Wand ſelbſt angeſtoßen, ſo wären wir unfehlbar aus dem Gleichgewichte gebracht worden und in den Abgrund geſtürzt. Das Schrecklichſte und eine tüchtige Aufgabe für mich, als Bewohner der großen norddeutſchen Tiefebene, war

es, ohne Zittern in die ſchaurige Tiefe niederzuſchauen, in welche der leiſeſte falſche Tritt mich ſchleudern konnte. —

Gott ſei Dank, ich hatte die entſetzlichen Gefahren endlich überſtanden und hatte mit den übriggebliebenen Reiſegefährten die höchſte Höhe erreicht, von der aus der Weg in das geſuchte Goldland herabführte. Wir machten ermüdet Halt und ſammelten die einzelnen Menſchen und Thiere. Wie Viele hatten an dieſem Tage zum letzten Male das Tageslicht geſchaut, wie mancher ſchlief da unten in den furchtbaren Abgründen und in den blaugrünen Kryſtallgrotten den Todesſchlaf, — wie oft werden noch nach uns Andere über dieſen Todesweg geſchritten ſein, achtlos über das Grab des Unglücklichen vorüber oder bei dieſem vorbei! — Mir fielen damals die Worte ein, mit denen Goethe die Berge ſchildert:

„Kennſt Du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth.“ —

Es wäre Verwegenheit geweſen, noch an demſelben Tage an den Abſtieg zu denken; wir mußten zunächſt daran denken, unſere Kräfte für dieſe faſt ebenſo beſchwerliche Mühe tüchtig zu ſtärken. Unſere Leute, die ſicherlich nicht zum erſten Male das Gebirge überſchritten hatten, zeigten hier die kühle, verſtändige Ueberlegung, welche die Einwohner von Kootar beſonders vor den Eingeborenen Neu-Guinea's auszeichnet. Sie hatten an unſerem letzten Nachtquartier Sorge getragen, Holz zu ſammeln und da ſie ſich vorzüglich darauf verſtanden, das Feuer durch

ſtarke Aneinanderreibung von Holzſcheiten ſich von ſelbſt entzünden zu laſſen, ſo genoß ich bald das Vergnügen, meine halberſtarrten Glieder an einer tüchtigen Flamme erwärmen zu können. Wir ſchlachteten einige Thiere, die einen ſo bedeutenden Schaden erlitten hatten, daß wir befürchten mußten, ſie im Laufe des nächſten Tages vollſtändig zu verlieren; das Gepäck, welches ſie trugen, wurde entweder auf die anderen Laſtthiere vertheilt oder ſoweit es uns überflüſſig erſchien, in Stich gelaſſen.

Das Plateau, auf dem wir lagerten, bot nicht den geringſten Schutz gegen die Unbilden der Witterung und wir hatten unter deren Einfluß noch genug zu leiden. Die Nacht, die ich damals erlebte, gehört mit zu den ſchrecklichſten Errinnerungen meines an Abenteuern und Mißgeſchick doch ſo reichem Leben. Ich kann hier aber nur geſtehen, das ſich Kayhgàr und ſeine Unterthanen meiner auf das Beſte annahmen und mich geradezu mit Decken und Matten überſchütteten, da ſie das Klima beſſer zu ertragen wußten, als mein an die Seeluft gewöhnter Körper. Ob dies aus Menſchenfreundlichkeit oder aus Furcht geſchah, mich und damit alle zu erwartenden Vortheile zu verlieren, kann ich allerdings nicht behaupten. —

Genug, die Nacht ging endlich, wenn auch langſam vorüber; die Sonne trat in voller runder Scheibe hervor und übergoß die Gletſcher und Schneefelder mit ihrem ſo lieblichen purpurrothem Scheine; die Nebel flohen vor ihr her, wenn auch nach heißem, für ſie erfolgsloſen Kampfe. Mir gab ihr Erſcheinen den geſunkenen Muth

wieder her; ich war glücklich, nach allen den überstandenen Gefahren noch zu leben und zwar gesund zu leben und ich fühlte mich beruhigt in der Gewißheit, daß Gottes Schutz über mich waltete, dem ich mich in heißem Dankgebete auch weiter anempfahl. —

Wir brachen wieder auf; der Abstieg war, wie gesagt, beinahe ebenso gefahrvoll, wie der Aufstieg. Der Weg, wenn ich von einem solchen sprechen kann, machte uns unendliche Schwierigkeiten, da wir genöthigt waren, wieder unsere Thiere am Zaume zu führen, für die ein sicherer Pfad sich gar nicht finden ließ. Mehrere Fuß hohe treppenartige Absätze und steile Schlünde mußten überwunden werden, und oft lief auch hier der Weg so dicht an senkrecht abfallenden Felsabhängen hin, daß eine einzige unvorsichtige Bewegung hingereicht hätte, Mann und Pferd in die Tiefe zu stürzen. Die Vorsicht erforderte sogar, die Lastthiere theilweise von ihrem Gepäck zu befreien, das nun unsere Sklaven auf ihren Rücken nehmen mußten. Indessen wurde die Schneegrenze ohne Unfall überschritten und von da an war die eigentliche drohende Gefahr überwunden. Wieder zeigten sich menschliche Ansiedlungen und schließlich führte ein gangbarer Paß auf die Hochebene, an deren äußerster Grenze sich unser ersehntes Ziel, das Goldland, befand. —

Wir fanden Gelegenheit, die Hufe der Pferde wieder in Ordnung bringen lassen zu können, wozu es eben die höchste Zeit war; denn die Hufe waren so abgelaufen, daß jeder Schritt auf dem sehr steinigen Boden den braven Thieren Schmerzen zu bereiten schien. —

Am dritten Tage unſeres Abſtiegs befanden wir uns am Fuße des Gebirges und hielten auf friſchem Graſe unter ſchattigen Bäumen und an einem fließenden Bache Raſt, um uns für den noch weiten Weg in der Ebene tüchtig vorbereiten zu können.

Wir waren jetzt gleichſam in eine andere Welt eingetreten; der Boden zeigte eine andere Beſchaffenheit ſeiner Zuſammenſetzung und die ganze Vegetation war eine andere. Soweit die Erde ſteinige Beſtandtheile enthielt, beſtand ſie vorwiegend aus Granit, der in allen Farben und Geſtalten vorkam. Aber auch andere Geſteinsarten ſtießen mir auf dem Wege auf, und obgleich ich kein Geolog bin, konnte ich doch die häufige Exiſtenz von Gneis, Glimmer- und Talkſchiefer, Trachyt, Quarzkieſeln u. ſ. w. erkennen. Dieſer Umſtand mußte mich um ſo mehr intereſſiren, als ich wußte, daß in dieſen Felsarten das Gold entweder „verlarvt“ (mikroſkopiſch verſteckt) oder als „Freigold“ in Schüppchen, Blättchen, Aederchen und Adern als Ausfüllung der Riſſe, Spalten und Klüfte des Geſteins ſteckt. Namentlich der Quarz iſt das vorzüglichſte „Muttergeſtein“ des edlen Metalles; in Kieſelfels ruht dieſes am Liebſten, und ſelbſt, wenn rauhe Naturgewalten Felſen und Gold zertrümmert und pulveriſirt haben, ſo halten beide auch dann noch treulich zuſammen und das Gold iſt nun um ſo weicher in Sand gebettet. (Vielleicht intereſſirt meine lieben Leſer die Mittheilung, daß auch der alltäglichſte Sand ein — wenn auch äußerſt beſcheidenes — Maß an Gold enthalten kann. So findet man in Glashütten zuweilen am Boden

von Glashäfen, die mehrere Wochen zum Schmelzen gedient haben, einige Körnchen ausgeschmolzenen Goldes.) —

Die Pflanzenwelt behielt zwar ihren tropischen Charakter bei und erschien in der größten, nur denkbaren Mannigfaltigkeit; aber hier auf dem nordöstlichen Abfall des Gebirgszuges unterschied sie sich doch sehr wesentlich von der bisher gesehenen. Die Tamarinde fehlte gänzlich, die Mimosenarten zeigten sich nur noch sehr spärlich, ebenso wie der Cactus. Dafür traten die verschiedensten Fruchtbäume an ihre Stelle, und ich war sehr freudig überrascht, hier und da unsere heimischen Arten begrüßen zu können. Es ist überhaupt eine von Reisenden wiederholt beobachtete Eigenthümlichkeit der Natur, daß sich die Inseln der Südsee in ihren Producten und ihrer Vegetation mehr denen des europäischen, als denen des südamerikanischen Klima's nähern. — Weizen wurde hier nur noch an einzelnen Stellen angebaut, während die verschiedenen Kornarten offenbar auf's Beste gediehen. Dasselbe war mit dem Reis der Fall, der an einigen sumpfigen Stellen wild wuchs, aber überall, wo sich fließende Bäche vorfanden, gezogen wurde. Während der Pfeffer gar nicht fortzukommen schien, begünstigte der Boden den Ingwer, der in ausgezeichneter Güte gedieh. Eßbare Erdwurzeln, süße Kartoffeln, Bohnen, Wasser- und andere Melonen sahen wir ebenfalls allenthalben. Der Boden war stark gewellt und bestand meist aus pechschwarzem Humus. Auch die Wälder, die er trug, hatten zum Theil ein anderes, wenn auch ebenso wild-romantisches Aussehen, wie der oben von mir geschilderte

Urwald. Gleich am Tage nach unſerer Raſt am Fuße des Gebirges umgab uns ein Wald mit mehr als 100 Fuß hohem und ſo dichtem Gebüſch, daß kaum ein Haſe hätte durchſchlüpfen können. Durch dieſe dichte grüne Maſſe ſchlängelte ſich der meiſt $1^1/_2$ Fuß breite Pfad. Als beſonders bemerkenswerth führe ich hier an, den ſogenannten „Stützenbaum", mit ſeinen Hunderten von zu Bäumen gewordenen Luftwurzeln; ganz eigenthümlich, aber gar nicht ſelten war es, daß dieſer Baum ſich eines anderen bemächtigt und dann letzteren mit ſeinem Stamme gänzlich umgeben und eingeſchloſſen hatte. Ebenſo intereſſant war der höchſt merkwürdige Dornenbaum, deſſen ganzer, oft mehrere Fuß im Durchmeſſer haltender Stamm von unten auf mit zollangen Dornen beſetzt iſt.

Auch der Charakter der Gegend war einem ſteten Wechſel unterworfen. So iſt mir noch eine große Sandebene erinnerlich, die wir drei Tage lang zu durchſchreiten hatten. Hier waren Gras und Bäume mit einer dichten Staublage überzogen, die Alles in ein eintöniges, langweiliges Grau gehüllt hatte. Die Bewohner dieſer Gegend hatten Mühe genug, dem Boden etwas abzugewinnen; ſie waren aber ſtets fleißig und unverdroſſen und pflegen, wie mir Kayhgár erzählte, überall Bäume, auch wenn ſie nicht nutzenbringend ſind, anzupflanzen, um Schatten gegen die ſenkrechten brennenden Sonnenſtrahlen zu erzielen.

Neuntes Capitel.

Fern von gebildeten Menschen, am Ende der Reiche,
wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die
beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde ver-
wahrt.

(Goethe.)

Ich hatte Gelegenheit, auf unſerer Reiſe nach den Goldgruben die Sitten und Gebräuche der Einwohner kennen zu lernen, und will dieſe jetzt ſo, wie ſie mir noch lebhaft in der Erinnerung vorſchweben, meinen Leſern vorführen.

Wenn auch auf Neu-Guinea ſich ſo viele Stammeseigenthümlichkeiten zeigen, daß man faſt verſucht iſt, an verſchiedene Raçen und Stämme zu glauben, ſo gehörten doch die Menſchen, welche ich ſah, durchſchnittlich den Papuas an. Dieſe ſind melaneſiſchen Urſprungs, d. i. malayiſcher Race. Ihre Hautfarbe iſt vorherrſchend chocolade- oder dunkelrothbraun, jedoch ſchwankend zwiſchen hellkupferfarbig bis rußſchwarz. Flockiges, in Büſcheln ſtehendes Haar findet ſich reichlich entwickelt und abſtehend am Kopfe, auch ſtarker Bart; gewöhnlich aber fällt das Haar in dichten, langen Strähnen auf den Hals hinab. Die Form des Schädels iſt ſchmal und hoch. In dem Striche, in welchem wir uns jetzt befanden, begegnete uns aber auch eine Art Miſchvolk von

den ſogenannten Auſtralnegern und Malayen. Dieſe ſind, wie die Papuas, mittleren Wuchſes, ſchlank, haben eine ſchmale, bisweilen zurücklaufende, oft aber auch hohe und vorſpringende Stirn und einen ſchmalen Schädel. Die Naſe iſt oben etwas eingedrückt, unten breit, der Mund groß mit dicken Lippen, das Haar lang, fein, wollig, glänzend ſchwarz oder tiefbraun, der Bartwuchs ſtark, die Haut dunkelchocoladebraun bis röthlichſchwarz. Im Allgemeinen iſt die Geſtalt der ganzen Bevölkerung eine ſchöne und kräftige, und wenn ich die breiten Schultern, die mähnenartig herabfallenden Haare und den äußerſt kräftigen Körperbau ſah, ſo konnte ich wohl an die früher gehörte Erzählung glauben, daß dieſe Leute ſchwimmend das Tau eines neun Knoten gehenden Dampfers ergreifen und ſich damit an Bord ziehen konnten. Ein üppiger Bartwuchs gilt bei ihnen ſonſt als ein Attribut männlicher Schönheit, nur die Einwohner von Kotaar, die glatt raſirt gehen, ſcheinen hiervon eine entſchiedene Ausnahme zu machen.

Waren die früher kennengelernten Wälder im Allgemeinen nicht eben reich an jagdbaren Thieren, ſo ſtießen wir jetzt maſſenhaft auf Kängurus, Opoſſums und andere Marſupalien. Der eigentliche ackerbauende Diſtrict der Inſel lag hinter uns, wir waren jetzt unter einem Gebirgs- und Jägervolke. Der Unterſchied wurde mir ſofort an der Kleidung bemerkbar. In Kootar beſtand dieſe aus Wollenſtoffen, hier aus den Häuten der erlegten Thiere; der Schnitt näherte ſich in Kootar, wenn ich ſo ſagen darf, beinahe dem europäiſchen, — jenſeits des

Gebirges zeigte er beſondere Eigenthümlichkeiten. Jetzt beſtand er aus einer Art Ueberwurf, der ſtets bis über die Knie herabfiel und bei den Männern einfach vorn am Halſe, bei den Frauen unter dem rechten Arme mittelſt einer Nadel oder Schnur zuſammengehalten wurde, und zwar derartig, daß der rechte Arm bei beiden Geſchlechtern unbedeckt blieb, um ſeiner freien Bewegung nicht hinderlich zu ſein. Durch eine zweite Befeſtigung dieſes „Plaids“, deſſen Pelzſeite nach Außen ging, und mit Hilfe eines um die Hüften geſchlagenen Gürtels bildeten die Frauen auf dem Rücken eine Taſche, in welche ſie auf dem Marſche oder bei der Arbeit fern von ihrer Hütte die kleinen Kinder ſteckten. Den Stoff zu dieſen Kleidern gaben, wie erwähnt, die Felle der Kängurus und Opoſſums. Wir fanden ſelbſt oft Gelegenheit dieſe Thiere zu fangen, und ich muß geſtehen, ich fand die Art der Jagd ebenſo intereſſant und einfach.

Die Opoſſums werden am Tage und in der Nacht gefangen; die erſtere Jagd iſt ungleich hübſcher und ſpannender, als die letztere. Bei dem Fang zur Mondſcheinzeit bedienen ſich die Eingeborenen gern ihrer Hunde, welche von ihrer Jugend an zum Auffinden des Opoſſums gezähmt werden. Der Hund wittert das Thier ſchon in großer Ferne, und hat letzteres ſeine Abendmahlzeit eingenommen, ſo weiß der Hund die Spur bis zum Baume, in welchem es ſeinen Schlupfwinkel hat, zu verfolgen. Am Tage findet der Jäger den Aufenthalt ſeiner Beute, indem er jeden, ihm verdächtig erſcheinenden Baum genau unterſucht, ob er auf dem Stamme irgendwie Spuren,

welche die ſcharfen Krallen des Opoſſums ſtets mehr oder weniger deutlich hinterlaſſen, entdecken kann. Sind die gefundenen Spuren friſch, was ſich an ihrer Farbe leicht erkennen läßt, ſo weiß er ſicher, daß ſich das Thier in ſeinem Bau befindet. Er klettert dann einfach hinauf, zieht ſein Opfer beim Schwanze aus dem Loche heraus und tödtet es mit einem Schlage, indem er es im kräftigen Schwunge derart gegen den Baum ſchleudert, daß vor Allem der Kopf des Thieres den Schlag erhält. Dies iſt bei der bekannten Lebenszähigkeit und Schlauheit des Thieres von größter Wichtigkeit. — Schwieriger wird die Jagd, wenn ſich das Opoſſum auf einen Baum geflüchtet hat, deſſen Stamm bis zu den erſten Aeſten nicht allein gerade und hoch, ſondern auch zu umfangreich iſt, um bei ſeinem Erklettern umſpannt zu werden. Hier muß dem Jäger ſeine Axt helfen, welche — zweiſchneidig — aus einer Art ſehr harten Grünſteins geſchliffen und wie das Meſſer mittelſt Harz in die Klemme eines paſſenden Stieles gekittet und noch obenein mit einem elaſtiſchen Zweige feſtgebunden iſt. Der Jäger macht nun zunächſt mit der Axt in den betreffenden Stamm etwa zwei Fuß hoch vom Boden eine Kerbe, in welche er den kleinen Zeh des linken Fußes ſetzt, und während er mit dem linken Arm den Stamm ſo viel wie möglich zu umfaſſen ſucht, macht er ungefähr zwei Fuß über der erſten Kerbe, aber etwas ſeitlich, eine zweite. Jetzt ſchlägt er erſt die Axt möglichſt hoch und tief in den Stamm, um ſich daran in die Höhe zu ziehen und gleichzeitig den großen Zeh des rechten Fußes in die zweite Kerbe zu ſetzen. Sobald dies

geſchehen, löſt er die Axt vom Baumſtamm und macht einen dritten Einſchnitt, um nun wieder für den linken Fuß einen Halt zu gewinnen, und ſo fort, ſodaß er Sorge trägt, ſtets drei Berührungspunkte zu gleicher Zeit mit dem Baume zu haben, entweder beide Arme und einen Fuß oder beide Füße und einen Arm.

Zur Jagd ſelbſt vertheilten wir uns immer ſchon bei ihrem Beginn, ſodaß ein Jeder ſeinen beſonderen, vom Anderen unabhängigen Weg nahm; nur wurde die Verabredung getroffen, ſtets in Hörweite zu bleiben, um etwaige Neuigkeiten den Uebrigen anzeigen zu können. Die Signale trugen natürlich einen ſehr einfachen Charakter und genoſſen den nicht zu unterſchätzenden Vortheil, weder mit beſonderen Koſten, noch mit erſchwerenden Umſtänden verbunden zu ſein; — es genügte ein lauter Pfiff, um den Nachbarkameraden zu belehren, ob er auf der Fährte des Wildes ſei oder nicht. Der Pfiff ſelbſt erfolgte in den verſchiedenſten Weiſen und Arten; es koſtete mir ziemlich viel Mühe, die einzelnen Signale kennen zu lernen.

Auch das Jagen des Kängurus und Emus, die uns jetzt zahlreich aufſtießen, gewährte ein Vergnügen, das ſelbſt einen deutſchen verwöhnten Jagdliebhaber entzücken dürfte. In der Regel erlegten wir dieſe Thiere mit dem Speere, namentlich auf dem Anſtand, der hier ebenſo bekannt iſt, wie bei uns. Bei der gewöhnlichen Jagd mußten wir mit großer Vorſicht uns dem Opfer auf ſolche Entfernungen nahen, daß das Gelingen des Wurfes außer Frage ſtand; geſchah die Jagd auf freiem Felde,

ſo pflegten meine Begleiter ihren Körper mit einem grünen Baumzweige zu decken, bis ſie in gute Schußweite kamen. Bei der Treibjagd auf Kängurus ſchließlich trieben die von uns aufgebotenen Frauen und Kinder der benachbarten Ortſchaften das Wild dadurch in unſeren Bereich, daß ſie das trockene Gras des betreffenden Reviers in Brand ſteckten. Zuweilen ſahen wir, daß die Kängurus und Emus in Gruben, aber auch in Netzen gefangen wurden. Thiere, welche wie die Dachſe ihren Bau unter der Erde haben, pflegten meiſtens ausgegraben zu werden.

Dieſe Netze wurden je nach dem Zwecke aus den Sehnen oder den Fellen der erlegten Thiere zuſammengeſchnitten, oder ſie waren aus Pflanzenfaſern gefertigt, wozu Baumrinden, die Wurzelfaſern einer Art Eibiſch, meiſt jedoch ein gewiſſes Riedgras den Stoff lieferten; das letztere wurde im Waſſer eingeweicht und dann durch Reiben mit den Händen oder Kauen mit den Zähnen zu Fäden in jeder beliebigen Stärke bearbeitet. Dieſe Art Seilerei gewährte mir beſonders viel Vergnügen.

Auch die Ausübung des Vogelfanges verrieth ebenſoviel Geſchicklichkeit als Erfindungsgabe. Ganz große Vögel, wie Emus, Schwäne und dergleichen wurden natürlicherweiſe auch mit dem Speer getödtet; allein noch häufiger ergriffen wir ſie auf dem Waſſer, zumal ſie gerade in der Zeit ihre Federn verloren und das Entkommen dadurch erſchwert ward. Den Fang kleinerer Vögel, wie Tauben, Enten, Waſſerhühner, Gänſe u. ſ. w. pflegten indeſſen die Eingeborenen am liebſten durch Netze

zu bewerkſtelligen; die dabei befolgte Methode war aber ſo intereſſant und zeigte ſo viel Scharfſinn, daß ich nicht umhin kann, hier etwas länger zu verweilen.

Das Netz, welches für einen Maſſenfang brauchbar ſein ſoll, muß mindeſtens 30 bis 60 Fuß Länge und 24 bis 36 Fuß Breite haben; deshalb beſteht es gewöhnlich aus mehreren alten Fiſchnetzen. Nachdem durch die äußerſte Maſchenreihe einer Langſeite des Netzes ein ſtarker Strick gezogen und an deſſen Breitſeiten befeſtigt worden, wird daſſelbe zwiſchen zwei hohe, aber möglichſt vereinzelt und in paſſender Entfernung von einander ſtehenden Bäumen in der Weiſe aufgehängt, daß es mit Leichtigkeit auf- und niedergelaſſen werden kann. Um dies zu ermöglichen, wird über den höchſten Aſt eines jeden der Bäume ein anderer langer Strick geworfen, deſſen oberes Ende je an die Endpunkte des vorerwähnten, durch das Netz gezogenen Strickes geſchürzt wird und ihn ſo in den Stand ſetzt, das Netz in beliebiger Höhe geſpannt zu erhalten. Iſt Alles nach Wunſch beſorgt, ſo nimmt je ein Mann an den beiden Bäumen Stellung, erfaßt das freie Ende des Strickes, welches hier herabhängt, und wartet geduldig der kommenden Dinge. Zur ſelben Zeit vertheilen ſich die anderen Jäger, mit größeren Stücken Baumrinde bewaffnet, in der Umgegend, wo ſich die zu fangenden Vögel aufhalten, und nun iſt es Sache der Weiber und Kinder, die nichtsahnenden Thiere aufzuſcheuchen. Sollte die erſchreckte Vogelſchaar eine andere, als die gewünſchte Richtung einſchlagen oder einen zu hohen Flug nehmen wollen, ſo wirft Derjenige, auf deſſen Seite ſie ſich eine

ſolche Ausſchweifung zu Schulden kommen läßt, ihr je nach Bedürfniß ein größeres oder kleineres Stück Rinde entgegen oder über ſie hinweg, — ein Mittel, das ſtets die gewünſchte Wirkung zur Folge hat. Die geflügelte Schaar hält nämlich das Geräuſch, das die Rinde beim Durchſchneiden der Luft verurſacht, für den eigenthümlich ſchwirrenden Flügelſchlag der Raubvögel und ſucht nun der vermeintlichen Gefahr auszuweichen. Auf dieſe Weiſe wird der Flug der armen Thiere ſehr leicht auf das große Netz hingelenkt, welches in demſelben Augenblicke losgelaſſen, mit den dagegenſtoßenden Vögeln zur Erde fällt, wobei Hunderte auf einmal erbeutet werden. Das Todtſchlagen der Beute erfolgt mit dicken Knüppeln.

Eine ebenfalls höchſt ſinnreiche Methode hatten die Eingeborenen, in hohlen Bäumen oder Felſenhöhlen Honig, für den ſie ſehr ſchwärmen, zu finden. Sie ſuchten eine Biene zu fangen, klebten ihr mit Harz etwas Federflaum unter den Bauch und ließen ſie dann weiterfliegen, wobei ſie über Stock und Stein dem ſo gekennzeichneten Thiere bis zu ſeinem Bau folgten.

Die Zubereitung der Felle und ihre Bearbeitung zur Kleidung iſt Sache der Frauen, die dabei ebenſo geſchickt, wie ganz eigenartig verfahren. Gleich im nächſten Dorfe, das wir am Ende der Sandebene betraten, hatte ich das Glück, einer ſolchen „Schneiderwerkſtätte“ zuſehen zu können. Eine Anzahl Frauen und Kinder waren gerade in beſter Arbeit begriffen, die ſie, nachdem ſie mich weißen Fremdling tüchtig angeglotzt hatten, in aller Ungezwungenheit zu Ende führten. Einige Frauen waren damit beſchäftigt,

die Innenseite von Opossumfellen, welche den Stoff zu Mänteln liefern sollte, mit Muscheln zu bearbeiten, eine Arbeit, die meiner Ansicht nach nur eine stark verschnupfte Nase vertragen kann. Die Art und Weise des „Gerbens" der Felle gewährte wiederum einen höchst einfachen und interessanten Anblick. Das frisch abgezogene Fell wurde zunächst mittelst einer Anzahl Holzpflöcke auf der Erde ausgespannt, und dann, wenn es völlig ausgetrocknet war, mit einer Schicht Asche oder feinem Sande bedeckt, um es von seinen fettigen Bestandtheilen zu befreien.. Nun begann die eigentliche Bearbeitung des Felles mit scharfkantigen Steinen oder Muscheln, bis die innere Fläche völlig glatt und sauber erschien. Ein altes, erfahrenes Mütterchen schnitt auf den Knieen liegend mehrere so zubereitete Felle mit einem Messer nett und gewandt in die nöthige Form, während zwei jüngere Frauen, die vor ihr saßen, die verschiedenen Stücke wie die Schuhmacher mit Nadeln ohne Oehr zusammennähten. Die Fibula des Känguru und des Emu wurden am meisten zu diesen Nadeln verwandt und zu diesem Zwecke auf einem harten Steine spitz geschliffen, — ebenso geben die Sehnen dieser Thiere den Stoff zu den Fäden und Schnüren her. In einer anderen Gruppe hatten Frauen vollauf mit ihren netzartigen Taschen zu thun, welche zur Aufnahme von allerlei Gegenständen bestimmt, namentlich aber beim Muschelsammeln benutzt werden.

Einen weiteren Kulturunterschied zwischen den Einwohnern diesseits und jenseits des hohen Gebirges fand ich in der verschiedenen Weise, in der sie ihre Nahrung

bereiteten. Ich hatte in Kootar die Eingeborenen irdene Töpfe und Geſchirre beim Kochen und beim Auftiſchen der Gerichte ſtets benutzen ſehen und dabei die Wahrnehmung gemacht, daß ſich ihre Töpferkunſt nicht blos auf das Formen und Austrocknen dieſer Fabrikate beſchränkte, ſondern ſich ſehr gut darauf verſtand, das Feuer ſelbſt in unſerer Art zum Hartbrennen des Thons zu verwerthen. Jetzt ſtolzirten nur die Häuptlinge der einzelnen Ortſchaften mit dem Beſitze ſolcher Geſchirre und augenſcheinlich hatten ſie dieſe nicht ſelbſt verfertigt, ſondern im Wege des Tauſches oder des Kaufes von den jenſeitigen Bewohnern erhalten. Nichtsdeſtoweniger zeigte auch ihre Koch- und Bratkunſt einen verfeinerten und etwas wähleriſchen Charakter. Kleinere Thiere aller Gattungen, Fiſche, Vögel, Schlangen, Schildkröten, Wurzeln, Rinden, Harze wurden gewöhnlich in heißer Aſche geröſtet oder gebacken; Eier von Enten, Emus u. ſ. w., Larven eßbarer Inſecten, Pilze, manches Gemüſe, wurden entweder ebenſo behandelt oder ganz roh gegeſſen. Zum Braten größerer Thiere, ſowie zum Dämpfen größerer Gemüſemengen bedienten ſie ſich einer Art Backofens, deſſen Größe den zu kochenden Speiſen entſprach. Denke ſich aber der Leſer durchaus nicht einen Ofen in unſerem Sinne, — nein, er beſtand aus einem runden Loche in der Erde, welches mit heißen Steinen erhitzt und nachdem die betreffenden Speiſen hineingethan waren, luftdicht verſchloſſen gehalten wurde, bis dieſelben gar waren. Die dabei befolgte Methode ähnelte ſehr der noch heute bei einzelnen Indianerſtämmen üblichen. Das Loch wurde

alſo in gewünſchter Höhe gegraben, dann bedeckte man den Boden mit einer doppelten Steinlage, zündete ein tüchtiges Feuer an und unterhielt dieſes, bis das Loch völlig trocken erſchien. Hierauf wurde das Feuer mit der oberen Lage der gleichzeitig heiß gewordenen Steine entfernt, und nachdem einige grüne Blätter auf die liegengebliebenen Steine geſtreut waren, um das Anbrennen des Bratens zu verhüten, kam dieſer ſelbſt auf den ſo ausgefütterten Boden und wurde ſeinerſeits mit den eben entfernten Steinen bedeckt, ſo lange und ſo hoch, bis ſie das Loch ganz ausfüllten. Auf dem Ganzen lag wieder eine Lage Blätter oder Rinde und etwas Erde, welche die Hitze in wirkſamſter Weiſe zuſammenhielt. Eine andere Weiſe war noch einfacher und zeigte ſchon größere Fortſchritte; in das ausgetrocknete Erdloch wurde Waſſer gegoſſen und dieſes dann durch hineingeworfene heiße Steine zum Kochen und Sieden gebracht. Oder ſollten Früchte, Wurzeln u. ſ. w. in großen Maſſen gedämpft werden, ſo wurden auf die heißen Steine am Boden des Loches zunächſt gewiſſe Arten von Waſſerpflanzen oder naſſes Gras geworfen und darauf die Vegetabilien in Bündeln gepackt. Eine zweite Lage von naſſem Kraut, darüber eine Schicht trockener Blätter und zuletzt eine Schicht Erde, — und der Gemüſedämpfer war fertig. War das naſſe Kraut nicht im Stande, das Gemüſe weich zu kochen, ſo halfen ſie ſich in der Weiſe, daß ſie einen ſpitzen Stock an mehreren Stellen durch das Ganze bis auf den Boden ſtießen und in die hierdurch entſtandenen Löcher Waſſer goſſen, worauf die Löcher wieder möglichſt ſchnell ge-

ſchloſſen wurden, um den erzeugten Waſſerdampf nicht entweichen zu laſſen.

Das Feuer ſelbſt wurde in der bekannten, allereinfachſten, und dabei doch ſo langwierigen Art angemacht, nämlich durch die Reibung zweier Hölzer. Man rieb mit der rechten Hand einen Stab von recht hartem Holze in der Rinne eines weichen Holzſtückes, welches in der linken Hand ruhte, ſo lange hin und her, bis das Holz zu glühen begann. Dann wurde raſch eine Lage trockenen Laubes darauf gelegt, dieſes fing Feuer und bald loderte eine tüchtige Flamme empor, die eben der Schwierigkeit ihrer Erzeugung wegen gewöhnlich lange Zeit unterhalten wurde. Ich fand daher faſt überall ſo eine Art „ewigen Feuers", das in der Mitte der Ortſchaften ſtets brannte und fand es erklärlich, daß ſich die Eingeborenen, wenn irgend möglich, des Nachts nie entfernten, ohne einen mächtigen Holzbrand als Fackel mitzunehmen.

Was die Bauart der Hütten anbelangt, ſo unterſchied ſie ſich von der bisher kennengelernten faſt gar nicht, wenn der Boden ein trockener und feſter war. Nur an vereinzelten, ſumpfigen Stellen erhoben ſie ſich auf feſt in die Erde gerammten Pfählen und dann führte eine Treppe in die innere Behauſung. Ich habe ſehr viele beſucht, aber überall die rühmlichſte Reinlichkeit und Ordnung gefunden. Auffallend geradezu war die faſt verſchwenderiſche Ausſtattung mit Matten und Decken, mit denen der Boden belegt war. In der Regel befand ſich in deſſen Mitte eine Fallthür, um den Unrath und die Ueberreſte der Mahlzeit nach unten zu ſchaffen.

Die Religion, wenn dieser Ausdruck nicht zu gewagt an diesen Orten erscheint, bewegte sich in der Ausübung des rohesten Götzen- und Bilderdienstes. Doch fand ich zu meinem größten Erstaunen hier und da, friedlich unter den Anderen lebend, Mohammedaner; ich kann mir diesen Umstand nur dadurch erklären, daß die Malayen auf ihren Zügen von der Westküste der Insel nach deren Innerem und dem Osten diese Religion hierher getragen hatten.

Die Bekenner des Islams bewiesen ihren Nachbarn gegenüber nicht das Geringste von jenem Fanatismus, und jener Unduldsamkeit, welche sonst dieser Religion eigen sind. Kayghár selbst waren ihre Grundsätze nicht fremd, wenn er auch im Inneren und Aeußeren, wie die Masse seine Unterthanen, Heide war und blieb. Besonders ergötzt hatte mich eine Unterhaltung mit einem „Faki" (mohammedanischer Theologe oder Geistlicher), welcher auch der Häuptling und seine Begleitung beiwohnte. Der Faki, der wohl von unserer christlichen Religion etwas wußte, da der Islam sie oft erwähnt, fragte mich nämlich, um mich, wie man zu sagen pflegt, auf das Glatteis zu führen: „Bezeugst Du Mohammed?" — „Nein!" antwortete ich so rasch und entschieden, daß er gleichsam verblüfft wurde. — „Wen bezeugst Du denn von den Propheten?" hieß es weiter. — „Jesus Christus und die der Söhne Israels." — „Gut, aber im Koran steht, Mohammed übertreffe alle diese Propheten." — „Das steht, wie ich gehört habe, freilich wohl im Koran, aber wer kann sagen, daß dies auch wahr ist?" — Der Faki

ſchwieg wieder einen Augenblick höchſt verdutzt, — er wußte wahrſcheinlich darauf nichts zu erwidern. „Wie oft beteſt Du des Tages?“ — „So oft ich das Bedürfniß dazu fühle; indeſſen iſt uns Chriſten öffentliches und lautes Beten verboten.“ — „Kennt Ihr den gnädigen Herrn und Propheten Abraham?“ — „Wir kennen Abraham, halten ihn aber nicht für einen Propheten.“ — „Weißt Du etwas vom Inhalte des Korans, dem Buche aller Bücher?“ — „Ja!“ — „O, Wunder, und trotzdem biſt Du dennoch Chriſt geblieben?“ — „In der That, und ich will als ſolcher ſterben!“ — „Steht im Evangelium auch vom gnädigen Herrn Omar geſchrieben?“ — Dieſe Frage entlockte mir ein ſolches Gelächter, daß ich faſt nicht zu halten ſchien, und als ſich Kayghár, der aufmerkſam der Unterredung zugehört hatte, neugierig nach der Urſache erkundigte, ſagte ich: „Warum ich ſo lache, hört doch! Du, Faki, weißt ja, das Evangelium iſt ungefähr 600 Jahre vor Mohammed geſchrieben; wie kann alſo in einem Buche die Rede von einem Manne ſein, deſſen Thaten erſt nach einem ſo langen Zeitraume anfingen!“ — „Das iſt wahr“, meinte nun der König, jetzt ſelbſt lachend und die ganze Umgebung ſtimmte ſo pflichtſchuldig in ſein herzliches Gelächter ein, daß ſich der Faki beſchämt zurückzog.

Dieſe Unterredung wurde weiter erzählt und ſprach ſich ſchließlich im ganzen Lande herum; da ſie aber die Folge hatte, daß Kayghár's Zutrauen und Wohlwollen für mich ſeit dieſem Tage noch mehr zunahm und andererſeits für die Ausbreitung des Islams eben nicht ſehr

förderlich war, ſo hatte ich mir, ohne es zu wollen und zuerſt ohne es zu ahnen, im Faki und den anderen mohammediſchen Prieſtern Feinde geſchaffen, die ſo verhängnißvoll in mein ferneres Schickſal eingreifen ſollten. Doch davon ſpäter, an Ort und Stelle!

Ich will jetzt wieder auf unſeren Marſch zurückkommen. Zehn Tage, nachdem wir die Landſchaft hinter dem Gebirge erreicht hatten, ritten wir in eine größere Ortſchaft ein, die mir den Beweis lieferte, daß bei allen Völkern die Triebe der Leidenſchaft, Geſittung u. ſ. w. einen und denſelben Gang haben und nur zu verſchiedenen Perioden dieſelbe Entwickelung erreichen. Gleich an ihrem Eingange ſtieß ich, als ich zufällig aufſchaute, einen Schreckensruf aus und ich hatte wohl Urſache dazu. Denn gleichſam als Wächter des Orts ſah ich rechts vor uns drei Menſchen derartig aufgepfählt, daß die ſpitze Stange aus dem Munde wieder zum Vorſchein kam. Es ſchauderte mich zuerſt ſo ſehr, daß ich Anfangs gar nicht meinen Begleitern zu folgen vermochte, — aber es half nichts, ich mußte ja in den von den Todten bewachten Ort hinein. Langſam ritten wir durch denſelben, und das luſtige Treiben, das in den Gaſſen herrſchte, und das unſer Erſcheinen nur noch erhöhte, verwiſchte bald in mir den grauenvollen Eindruck der Aufgeſpießten. Aber ich ſollte für dieſen Tag noch nicht genug haben; auf dem größten Platze des Ortes, ſeinem Mittelpunkte

etwa, fand ich wieder vier andere Leute aufgeſpießt; einer von ihnen war faſt an der Stange herabgeſunken, indem blos noch der Kopf oben auf der Spitze ſtak. Dies war für meine Nerven denn doch etwas zu ſtark und in der Erinnerung an die eben geſehenen Greuel wurde mir die reichlich aufgetiſchte Mahlzeit zum Ekel; weder die freundlichen Worte meiner Umgebung, noch der lachende Anblick der Landſchaft, der heitere, geſellige Verkehr auf den Plätzen und Straßen ſprachen mich noch an und verkümmerten mir jede Freude, bis ich zwei Tage darauf einen ebenſo entſetzlichen Anblick genießen ſollte!

Wir paſſirten nämlich ein Thal, welches allen Schlangen der Welt ein Stelldichein geben zu wollen ſchien. Der Boden war faſt buchſtäblich mit gefährlichen und ungefährlichen Nattern und Schlangen bedeckt. Hinter dem dichten Lianengebüſch, auf den höchſten Kronen der Bäume lauerten zuſammengerollt oder die geſchmeidigen Körper um den Stamm geſchlungen dieſe ſchrecklichen, hinterliſtigen Reptilien, die als unheimliches Verhängniß ja nach der Bibel in die Geſchicke des Menſchengeſchlechts eingreifen. Wahrſcheinlich flößte unſere ſtarke Anzahl den Thieren Reſpect ein; denn wir hatten während der Tagemärſche, die wir im „Schlangenthale“ machen mußten, von ihnen unmittelbar nichts zu leiden. Dagegen erfreuten wir uns des Nachts ihrer liebenswürdigen Schlafkameradſchaft. Es half nichts, daß wir uns vor ihnen durch ein tüchtiges Feuer zu ſchützen ſuchten; im Gegentheile, die Wärme lockte die ſcheußlichen Geſchöpfe heran und der geringſte Verſuch, ſie mit Knütteln zu vertreiben,

hätte uns nur einen Biß eingebracht, der uns wohl jedes ferneren Kampfes mit Schlangen überhoben haben würde. Nur die größte Kaltblütigkeit und Ruhe kann in ſolchen kritiſchen Momenten helfen; man darf nicht durch die kleinſte Bewegung ſeine Furcht verrathen und muß den bekannten fürchterlichen Blick der Schlangen mit aller Kraft aushalten. Freilich waren auch dieſe Mittel nicht unfehlbare zu nennen, und wie ich am Lagerfeuer von meinen Begleitern hörte, koſtete in dieſem Thale ein Nachtlager oft genug Menſchen das Leben. Ich ſelbſt war nahe daran, den Schlangen zum Opfer zu fallen, und dies ging folgendermaßen zu.

Nachdem wir unſer Abendmahl eingenommen und für die Unterhaltung des Feuers Sorge getragen hatten, bereitete ſich Einer nach dem Anderen ſeine Lagerſtätte. Ich blieb mit fünf oder ſechs Mann noch am Feuer zurück und lieh den Erzählungen derſelben — ſie waren ſämmtlich erprobte Jäger — ein aufmerkſames Ohr. Bald aber erlahmte allmählich das Geſpräch und ich merkte es den Leuten an, daß auch ſie nach den ermüdenden Anſtrengungen des Tages ſich nach der Ruhe ſehnten. Um ſie daran nicht zu hindern, ſtand ich auf, raffte von dem umherliegenden Laub und Reiſig ein ſtarkes Bündel zuſammen, bereitete daſſelbe am Fuße eines ehrwürdigen Brodbaumes auf einer ganz trockenen Stelle aus, legte einige mitgebrachte Decken und Matten darauf und wollte mich eben auf dieſes einfache Lager ſtrecken, als mich ein eigenthümliches Geräuſch unter der unterſten Decke auf's Aeußerſte erſchreckte. Zum Glück verlor ich meine Geiſtes-

gegenwart nicht, ſondern lief raſch zum Feuer zurück, holte einen tüchtigen Brand hervor, — und die Matten raſch aufdecken und Laub und Reiſig in Flammen ſetzen, war das Werk eines Augenblicks. Was ich vermuthete, geſchah; züngelnd, ziſchend und die entſetzlichen Kiefern zuſammenſchlagend, erhob ſich eine ungeheure Schlange mehrere Fuß in die Höhe — und verſchwand im Dunkel der Bäume. Meine Nerven waren denn doch zu ſehr geſtählt, um trotz der großen Aufregung, in der ich mich befand, nicht die Vorſicht zu vergeſſen. Ich hatte beim Anblick meines unvermutheten Fundes einen lauten Schrei ausgeſtoßen und meine Gefährten damit aufgeweckt und allarmirt. Wir durchſuchten die nächſte Umgegend des Baumes, deſſen leiſes Blätterrauſchen mich in den Schlaf lullen ſollte, und fanden ein ganzes Lager von jungen Schlangen, auf dem Boden verſteckt. Daß wir uns dieſer keineswegs erwünſchten Nachbarſchaft entledigten, verſtand ſich von ſelbſt; es gelang uns mehrere dieſer Geſchöpfe mit dem Speer zu tödten, der Reſt zerſtob nach allen Richtungen des Waldes. Kayhgár ließ mir von ſeinen Leuten an einer anderen Stelle, die natürlich zuvor einer gründlichen Unterſuchung unterzogen wurde, ein neues Lager in nächſter Nähe des Feuers bereiten; aber noch lange Zeit vermochte ich vor Aufregung in der Erinnerung der Gefahr, in der ich geſchwebt hatte, nicht einzuſchlafen; ein kalter Angſtſchweiß durchrieſelte meinen Körper, über und unter mir kurz, überall glaubte ich die ſcheußlichen Thiere zu ſehen und noch immer ertönte das entſetzliche Geräuch in meinen Ohren. Schließlich ſiegte jedoch die

Müdigkeit über die Furcht und ich erwachte nach einem anfangs unruhigen, dann aber festem Schlafe neu gestärkt am anderen Morgen, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Die nahen Beziehungen, in denen die Sage die Schlangen mit uns Menschen stehen läßt, schienen auch in dieser Gegend die Veranlassung zu einer eigenthümlichen und grausigen Sitte gegeben zu haben. Diese Thiere sind, wie ich schon früher einmal sagte, eine große Plage des Landes Kootar. Während aber jenseits des Gebirges keine Mühe und kein Kampf zu ihrer Vertreibung geschont wird, genossen hier in unserem Thale die Reptilien eine besondere Verehrung. Sie wurden heilig gehalten und verehrt und ihre Vertilgung galt als ein todeswürdiges Verbrechen. Als göttliche Geschöpfe empfingen sie auch ihre Opfer und zwar — Menschenopfer; allerdings wurde die abscheuliche Sitte etwas dadurch gemildert, daß nicht Unschuldige, sonderen Verbrecher den Schlangen zum Fraße vorgeworfen wurden. Wir sollten noch an demselben Tage ein solches Schauspiel genießen.

Eben hatten wir eine lichte Waldstelle erreicht, an deren Saume wieder eine größere Ortschaft lag, als ein entsetzlicher Menschenschrei an unser Ohr schlug. Schnell ritten wir hinzu und sahen an einem riesigen, dichtbelaubten Baume einen nackten Menschen angebunden, dessen Glieder in mächtigen Windungen eine furchtbare Schlange zusammenpreßte; den Kopf hielt sie unverwandt gegen ihr Opfer gerichtet, aus ihrem schäumenden Rachen züngelte die gespaltene Zunge drohend gegen das Gesicht

des Unglücklichen, der — ach vergebens — in seiner Verzweiflung mit beiden nicht mit angebundenen Händen sich von seinen schaurigen Fesseln zu befreien suchte und mit schrecklich verzerrtem Antlitz und mit Augen, die weit aus ihren Höhlen traten, uns anzuflehen schien, doch seinen Leiden mit einem Schlage rasch ein Ende zu machen. Die Schlange, die mit dem Leben des Elenden spielte und sich an seinen Qualen weidete, war anscheinend sich ihres Rechtes auf den Menschen bewußt; denn sie würdigte uns keines Blickes und zeigte sich durchaus nicht von unserer Gegenwart beunruhigt. Sie wurde auch nicht gestört, — Kayhgár, seine Leute und ich zogen weiter und weiter, fort von der Unglücksstätte, wo ein lebender Mensch das schrecklichste Loos erlitt, das man sich denken kann, — ich mußte mitziehen; denn der elende, unglückliche Mann war ja nur ein Verbrecher. Was er gethan, was die Gepfählten verbrochen, — ich habe es nicht in Erfahrung bringen können; jedenfalls brauchte ich noch nicht an Schauderthaten zu denken, die sie begangen; denn, wie ich später ersehen konnte, wurde in Kootar selbst das geringste Vergehen mit dem Tode bestraft.

Sehr gering sind noch die religiösen Vorstellungen der Einwohner, und dabei hatten sie doch ein für erhabene und sittliche Ideen empfängliches Gemüth, woher es kommt, daß im Allgemeinen die zahlreichen deutschen und englischen Missionare jetzt für die Lehren des Evangeliums ein furchtbares Feld finden. Die vulkanische Natur des Bodens bringt es mit sich, daß gerade das

Strafe der Verbrecher. S. 163.

Feuerelement eine hervorragende Stelle im Gottesdienſte einnimmt. Die Leute von Kootar glauben an einen Hauptgott, der mit Feuer und Flammen ſtraft und dem ſowohl zur Regierung über die anderen Götter, als über die Menſchen eine ganze Legion von Feuergeiſtern zu Gebote ſtehen. Einen Einblick in die religiöſen Anſchauungen des Volkes erhielt ich, als wir auf dem Marſche auf den großen Vulkan ſtießen, der im Nordoſten der Inſel als letzte Erinnerung der revolutionären Umwälzung der Bodenoberfläche zurückgeblieben iſt. Mir war der Anblick des feuerſpeienden Berges nichts Ungewöhnliches, ich hatte auf meinen Seereiſen wiederholt den Veſuv und den Aetna geſehen, — dagegen wirkte er auf meine Begleiter, Kayhgàr nicht ausgenommen, geradezu erſchütternd. Schon als wir das Getöſe des Ungethüms vernahmen, verſtummte ſofort das Geſpräch, das bis dahin unſere Reihen belebt hatte. Wie wenn ſie fürchteten, den ſchrecklich rollenden Donner noch mehr zu wecken, waren die Reiter ſofort von den Pferden geſprungen und führten ſie lautlos und langſam faſt drei Stunden hindurch, ſo lange wir noch den Ausbruch des Vulkans hören konnten. Ich mußte nothgedrungen dem allgemeinen Beiſpiel folgen, wenn ich nicht zum zweiten Male den Zorn der guten, einfältigen Menſchen hervorrufen wollte. Einmal nämlich mußte ich tüchtig auflachen, als ich die poſſirliche Angſt des Häuptlings ſah und erhielt zum Lohn dafür — einen ſtrafenden mißbilligenden Blick. Um ſo mehr nahm ich nachher, als Alles wieder das gewöhnliche Ausſehen angenommen

hatte, Veranlaſſung, mich nach dem Grunde des eigenthümlichen Gebahrens der Leute zu erkundigen. Wieder ſah mich Kayhgár, an den ich mich wandte, mit einem mißbilligenden Blicke an. „Du biſt ein Fremdling", ſagte er endlich, „und deshalb mögen Dir die Götter Deine vorwitzige Neugier verzeihen. Wiſſe, was Du ſah'ſt, iſt ein Zeichen der Allmacht und der Strenge des großen und mächtigen Feuergottes. Hüte Dich, daß Du nicht auch ſeinen Zorn wachrufſt, wie jene Unglücklichen, die an Eiſen geſchmiedet im Inneren des Berges jetzt ihre Sünden und Frevel büßen müſſen. Haſt Du nicht gehört, daß in dieſer Gegend einſt Rieſen wohnten, ſo groß wie die unſterblichen Götter, aber zu ſehr bewußt ihrer Stärke und Kraft? Lange, lange Zeit, viele Sommer hindurch bildeten ſie ein Schrecken für unſere Vorfahren, die zu ſchwach waren, ihnen Widerſtand zu leiſten; die Rieſen raubten ihnen ihre Heerden und ihr Geld und tödteten ihre Frauen und Kinder und oft die Männer ſelbſt. Da beteten endlich unſere Prieſter inbrünſtig zu dem großen Gotte des Feuers, auf daß er die Peiniger vernichte mit Schwefel und Flamme. Aber all die Gebete, all die Opfer waren zuerſt umſonſt; denn der große Feuergott zürnte unſeren Aeltervätern, weil ſie gegen ſeine Erlaubniß vom Feuer, das er ihnen geliehen, etwas zurückbehalten hatten und mit Hilfe des ſegenreichen Elements Vieles verfertigten, was zwar der Annehmlichkeit des Lebens diente, aber doch geeignet war, Unfriede und Zwietracht unter die bis dahin friedlichen Menſchen zu ſäen. Und wer weiß, ob wir jetzt die Felder bebauen

könnten, deren Ertrag unſere Eltern und uns ſo reichlich nährt, wenn nicht die ſchrecklichen Rieſen ſelbſt den Zorn des großen Gottes hervorgerufen hätten. Sie ſahen unſere Opfer und hörten unſere Gebete, und da uns der Gott nicht half, ſo vermeinten ſie, es ſei ſeine Ohnmacht, die ihn hindere, uns Hilfe zu bringen. Und von jetzt an achteten ſie gar nichts Göttliches mehr; ſie opferten nicht nur nicht den Göttern, ſondern verlangten, daß unſere Altvordern die großen Götter nicht mehr anbeteten, ſondern ſie, die Rieſen. Nicht ſchreckten ſie die verſchiedenen Strafgerichte; ein gewaltiges Sterben ging über ihr Land hin, — ſie lachten und wurden übermüthiger, denn je. Nicht weit vom Fuße des ‚rauchenden Berges', den Du ja geſehen, befand ſich ein Heiligthum des Feuer-Gottes hier brannte der ewige Heerd und eine dichte Wolke gab Zeugniß davon, daß unſere Vorfahren bemüht waren, den Zorn des Gottes, der ſo ſchwer über dem Lande laſtete, zu verſöhnen. An dieſer heiligen Stelle hatte ja zuerſt der Gott ſich offenbart und die Menſchen gelehrt, menſchlich zu leben und das Feuer zu gebrauchen. Allüberall im Lande hatten ſich Heiligthümer der Rieſen erhoben und wurde ihnen geopfert, nur hier nicht; denn an dieſem Orte wehte noch der Geiſt des Gottes zu mächtig. Dies ergrimmte die furchtbaren Rieſen und ſie faßten den entſetzlichen und verderblichen Entſchluß, den Gott zu vernichten. Und ſie leiteten zu dieſem Zwecke eine Quelle, die von dem Gipfel des Berges kam, ab und hin zum heiligen Heerde. Der Tag des großen Feſtes war gekommen; von Nah

und Fern zogen die Menſchen zu ſeiner Feier herbei. Noch aber war die Sonne nicht aufgegangen und die Prieſter trieben erſt die Opferthiere zuſammen, um ſie zum Heiligthum zu führen, — da ſtanden ſchon die Rieſen beim ewigen Feuer und — durchſtachen den Damm, der das feindliche Waſſer bisher zurückhielt. Einen Augenblick mehr, und das Waſſer wäre über den Opferheerd gerauſcht und hätte die Flamme ausgelöſcht. Aber oben im Himmel ſahen die unſterblichen Götter herab auf ihr frevelhaftes Beginnen und Zorn erfaßte ſie, als ſie die Dinge da unten wahrnahmen. Am Meiſten ergrimmte der Feuergott ſelbſt. Eben, als der Damm durchſtochen war und das Waſſer ſich anſchickte, das Feuer auszulöſchen, da ergriff der Gott in ſeinem furchtbaren Zorn einen rieſigen Fels und ſchleuderte ihn auf die Quelle, die er begrub und auf alle Rieſen, die er wie in ein Grabgewölbe einſchloß. Finſter wurde es um die Frevler umher, nur die kleine Flamme auf dem Heerde, der erhalten blieb, leuchtete ihnen damals und leuchtet ihnen noch heute, und wollen die Rieſen nicht in ewiger Finſterniß umkommen, ſo müſſen ſie das Feuer unterhalten und ſie thun es mit dem Geſtein des Felſens. Siehſt Du nun, weißer Fremdling, die Flamme, die aus der Oeffnung des Berges hervorlodert, ſo iſt ſie die des heiligen Heerdes, und ſie iſt bald ſtärker, bald ſchwächer, je nachdem ſie ſtark unterhalten wird oder nicht. Den Rauch kannſt Du Dir nun erklären; was den Donner betrifft, ſo bilden ihn die Schreie der Rieſen, die nach endlicher Befreiung ſeufzen. Aber der Gott will ſie nicht

befreien, und wird es auch uns zu Liebe nicht thun. Denn unsere Vorfahren wurden gottesfürchtig, als sie am Tage, zur Abhaltung des Festes angelangt, das Geschehene sahen, und sie haben uns gelehrt, die Götter zu fürchten. Und auch Du, Fremdling, scheue die Götter und habe Ehrfurcht vor ihrer Allmacht; hüte Dich, über sie zu spotten; denn wisse, die Götter sehen Alles und hören Alles und furchtbar strafen sie die Zweifler."

Der Häuptling schwieg erschütterten Herzens; lautlos hörten meine Begleiter und ich dieser poetischen Ausschmückung eines einfachen Naturereignisses zu. Ich wußte sehr wohl, wie schwer sich tiefeingewurzelte Ansichten bekämpfen lassen, und wagte daher keine Einwendungen und Belehrungen, zumal das Gehörte zu sehr an die Sagen fast aller Naturvölker erinnerte, in denen ja Götter, Feuer, Riesen eine so große Rolle spielen. —

Endlich, nach langem ermüdenden Marsche waren wir bei den Goldgräbern angelangt. Ein neues, buntes bewegtes Bild zeigte sich meinen Augen. Mir fielen die Worte Goethe's ein:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende der Reiche, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt."

Australien und die Inseln der Südsee sind stark goldhaltig; ihr Reichthum an dem edlen Metalle, dessen Symbol die Alles bewirkende Sonne ist, hat schon seit Decennien das Wunderland Californien in den Schatten gestellt und ist ebenso überraschend, wie der Anlaß zu

seiner Entdeckung überraschend war. Schon seit 1844 hatte der englische Geologe Murchison die Aufmerksamkeit auf die östlichen Berge Neuhollands hingelenkt, wegen ihrer merkwürdigen Aehnlichkeit mit den Goldgebirgen des Ural. Seine Ueberzeugung, daß sich dort Gold finden müsse, war so fest, daß er seinen Landsleuten rieth, nach Neusüdwales zum Behuf des Goldschürfens auszuwandern. Welche segensreiche Folgen dieser Rath hatte, zeigt heute der blühende Zustand des fünften Welttheils. Dort stehen aber den Goldsuchern alte Erfahrungen und die besten technischen Werkzeuge zur Seite, hier — im Goldlande Neu-Guinea fehlte es an Allem.

Wie ich sofort bemerkte, wurde hier das Gold unter zweierlei Verhältnissen gefunden, nämlich entweder in ein Muttergestein eingewachsen oder unter den Trümmern desselben im Anschwemmungslande. Durch den andauernden natürlichen Schlämmprozeß mußten von den zerkleinerten Felsstücken die leichteren Theile immer mehr abgetrennt, unedle Metalle oxydirt und als Oxyde fortgeschwemmt worden sein, sodaß schließlich nur die schwersten und widerstandsfähigsten Theile vereinigt blieben Die Natur hatte in ihrer Weise und in angemessenen Zeiträumen so eine Aufbereitungsarbeit besorgt, ohne die es bei dem derzeitigen Stande der Arbeiten des Goldsuchens um dieses mißlich genug ausgesehen hätte. Denn das Gold aus dem Felsen herauszubefördern, war selbst für die kräftigsten Arbeiter eine schwere und kostspielige Arbeit und hätte eine Verzichtleistung auf jeden außerordentlichen Gewinn geheißen. Das gewonnene Gold war nur Wasch-

gold, welches auf kunſtloſe Weiſe aus dem durch die langdauernde Wirkung des Waſſers angehäuften Sand und aus Geröllen abgeſchieden wurde.

Die Goldſucher hatten ſich alſo bei der Natur und ſpeciell beim Waſſer dafür zu bedanken, daß ihre Arbeit ſo weſentlich einfach war; aber ſie war nichtsdeſtoweniger doch ſehr ſchwer. Nur in ſehr ſeltenen Fällen lag der goldführende Sand noch öde und unfruchtbar und dann konnte allerdings das Waſchen unmittelbar von der Oberfläche ausgehen; meiſtens mußte jedoch zuvor ſchon Wald ausgerodet oder eine Schicht Gewächserde weggeſchafft werden. In der Regel blieb nichts übrig, als in die Tiefe zu graben — und dieſe „Wühlerei" hatte eben ihre bedeutenden Schwierigkeiten. Hauptſächlich wurden die alten Betten vorzeitlicher Bäche ausgebeutet, aber dieſe lagen meiſtens tief, oft haustief unter der gegenwärtigen Oberfläche. Die Inangriffnahme einer Gegend blieb daher oft ein reines Glücksſpiel. War ein „Treffer" gezogen, ſo ſtieß man auf eine verhältnißmäßig dünne Schicht von Sand und Gras, die herausgeſchafft und gewaſchen wurde, und dann war man mit dieſer Grube zu Ende. Fanden ſich mehrere Gruben auf einem kleineren Bezirk, ſo pflegte man aus der Lage der gelungenen die Richtung zu errathen, welche der ehemalige Goldfluß genommen haben könnte. Auf ſolchen alten, aus den Bergen kommenden Rinnſalen, die ſpäter durch Bewegſchutt oder Anſchwemmung hoch überſtürzt wurden, beruhte in den meiſten Fällen der Bergbau.

Die Thätigkeit des Goldwaſchens ſelbſt nun er-

regte meine höchste Verwunderung. Wie sich die Leser wohl denken können, bewegte sie sich in den einfachsten Formen, die aber Zeugniß von dem Scharfsinn der Papua-Bevölkerung gab. Zuerst wurde die goldführende Erde in eine Reihe treppenförmig übereinander liegender Bassins gebracht. Dann leitete man einen Wasserstrom durch dieses System, welcher im obersten Bassin ein- und im untersten wieder ausfloß. In jedem Bassin stand ein Mann oder mehrere, welche beständig im Sande rührten und dadurch veranlaßten, daß die leichteren Theile vom Wasser mit fortgenommen wurden. Der Sand, durch diese Operation viel geldreicher geworden, wurde darauf in einem runden, kegelförmigen, einem chinesischen Hute ähnlichen Troge geschlämmt. Man gab etwas Goldsand und Wasser hinein und versetzte ihn in eine drehende Bewegung, welche die Goldkörner in den unteren spitzen Theil brachte, sodaß der größte Theil des Sandes abgenommen werden konnte. An manchen Stellen des mehrere Meilen langen Golddistrictes kam indessen eine noch einfachere Methode zur Anwendung. Man leitete das Wasser durch die goldhaltigen Schichten und ließ es über Ochsenfelle laufen, deren Haarseite nach oben zu in dem Bette des Flusses lag. Die goldführenden schweren Niederschläge, welche sich naturgemäß auf diese eher absetzten, als der erdige Schlamm, den das Wasser weiter mit sich fortführte, gewann man alsdann durch Ausklopfen jener Häute und verarbeitete sie auf geeignete Weise weiter. —

Ich kann hier wohl kurz über unseren überaus be-

geiſterten Empfang hinweggehen; vornehmlich war ich ein Gegenſtand der allgemeinen Neugier und als ich am anderen Morgen das Zelt verließ, das mir und Kayhgár zur Nachtruhe diente, fand ich in allen Straßen dieſer erſten Goldgräberniederlaſſung Schaaren feſtlich gekleideter Menſchen ſtehen, die mir überall hin auf Schritt und Tritt folgten. Ich ſelbſt befand mich in nicht geringer Aufregung, — hing doch mein ganzes Schickſal vom Erfolg meines jetzigen Auftretens ab. Indeſſen fand ich bald meine Ruhe wieder und ſchritt zunächſt zur genauen Beſichtigung der Minen. Ich ließ drei, vier, ſechs Fuß tief ein Loch graben, machte mittels der Küpe (einer Art blecherner Schüſſel, die in aller Eile angefertigt wurde) wiederholte Proben zur Prüfung des gehobenen Erdreiches und überzeugte mich von dem Goldreichthum des Bodens. Auf meine Anordnungen wurden alsdann zwei Inſtrumente gebaut, die unter dem Namen „Wiege“ und „Longtom“ bei den Goldgräbern bekannt ſind Die Wiege beſteht aus einem 7—8 Fuß langen Kaſten, über deſſen gerundeten Boden kleine hölzerne Kloben in der Quere eingenagelt ſind. Am oberen Ende befindet ſich ein grobes Sieb, am unteren Ende iſt die Wiege offen. Das Ganze ruht auf Schaukelbalken. An einer ſolchen nahe am Ufer eines Fluſſes oder Baches aufgeſtellten Maſchine beſchäftigte ich mindeſtens vier Perſonen. Während der Eine die goldhaltige Erde ausgrub, trug der Zweite ſie zur Maſchine und wirft ſie in einen Sieb. Die Aufgabe des Dritten war, die Wiege durch Schaukeln in anhaltend lebhafter Bewegung zu halten, die des

Vierten, Waſſer über das Sieb zu gießen. Dadurch blieben nämlich die größeren Steine in demſelben zurück, während die erdigen Theile weggeſpült wurden; die härteren, ſowie der Kies rollten nach und am unteren offenen Ende der Maſchine heraus; das Gold ſelbſt aber, mit einem ſchweren, feinen ſchwarzen Sande vermiſcht, blieb hinter den Querhölzern ſitzen. Das ſo vermiſchte Gold ließ ich dann in Pfannen laufen, in denen es der Sonne ausgeſetzt wurde, bis es gänzlich trocken war, worauf der Sand einfach weggeblaſen wurde und das Gold in glänzenden Körnern zurückblieb.

Das Auswaſchen mit dem Longtom erfolgte ungefähr in derſelben Weiſe. Letzteres Inſtrument wurde von einem Amerikaner, Namens Tom, erfunden, und da es gewöhnlich eine Länge von 10—12 Fuß hat, ſo hat man ſeinem urſprünglichen Namen das Beiwort „lang“ hinzugefügt.

Allmählich erfand ich noch andere einfache Vorrichtungen zur Trennung des Goldes von Sand und Erde, die ſich recht gut bewährten, wie Schaufelräder oder ſonſtiges Rührwerk, oder ich benutzte das reichlich vorhandene Waſſer der Gebirgsflüſſe und Bäche dazu, um die Trennung durch einen ſtarken, heftig auffallenden Strahl ſtattfinden zu laſſen. Zu letzterem Zwecke wurden unter meiner Leitung ziemlich bedeutende Waſſerbauten ausgeführt. So ſpeiſten künſtliche Seen ein Netz von Kanälen, und andere Anlagen führten das Waſſer von Flüſſen über Berg und Thal der Minenlandſchaft zu. Oder einzelne Flüſſe, deren Grund goldhaltig erſchien, wurden

abgedämmt und in ein neugegrabenes Bett gegleitet und hierauf die trocken gelegten Gründe weiter bearbeitet. Ich hatte ferner auch das Glück, mehrere reiche Queckſilberminen zu entdecken und damit der Ausbeutung des Goldes eine neue Anregung zu geben. Ließ ſich nämlich das Gold von ſeinen quarzigen und erdigen Theilen nicht völlig abſcheiden, ſo wurde der Reſt mit Queckſilber vermiſcht, welches das Gold bekanntlich auflöſt, die Nebentheile aber zurück läßt; dann folgte das bekannte Abtreiben des Queckſilbers in der Hitze. Später, als das Waſchgold allmählich ſeltener geworden, trat die Wichtigkeit dieſer Entdeckung beſonders hervor. Das Goldwaſchen hatte in Folge der jahrelangen unſyſtematiſchen Goldgräberei der Verarbeitung des feſten Geſteins, des goldhaltigen Quarzes Platz machen müſſen. Was die Natur im Laufe der Jahrhunderte dem Menſchen vorgearbeitet, hatten ungeübte und etwas zu fleißige Hände in kurzer Zeit zum beſten Theil in Beſchlag genommen. Jetzt mußte der Menſch an ſehr vielen Stellen das Zerkleinern des Felſens ſelbſt ausführen. Um die langſame Thätigkeit der Natur zu erſetzen, erſann mein Geiſt Quarzmühlen, welche unaufhörlich das feſte Geſtein in ein feines Pulver verwandelten. Durch Schlämmen des Pulvers wurden die Goldtheilchen desſelben concentrirt und ſchließlich das Metall durch Queckſilber ausgezogen. —

Wie ging es mir nun im Lande der Goldgräber? Ich komme nach der Schilderung meiner Thätigkeit jetzt darauf zurück.

Ich verlebte ſieben Jahre im Lande der Goldgräber. An und für ſich liegt mir keine Veranlaſſung vor, dieſe Zeit als eine verlorene betrachten zu müſſen. Ich hatte einen tüchtigen Wirkungskreis gefunden, in welchem ich meine Erfahrungen und meine Kräfte zum Beſten Anderer verwerthen konnte. Alle meine Vorſchläge wurden, da ſie ſtets den Erfolg für ſich hatten, befolgt und noch nie hatte ſich dieſer Diſtrict in ſo glänzenden Verhältniſſen befunden, als damals, wo ich mit Kopf und Hand helfen konnte, den Wohlſtand des Landes zu vermehren. Wo aber blieben nun meine Hoffnungen, meine Mutter wiederzuſehen, — hegte ich noch den Wunſch, jemals zurückzukehren? Gewiß, dieſer Wunſch und dieſe Hoffnungen haben nie aufgehört, mich zu beleben, ſolange auszuharren bis ſich ſichere Ausſicht zeigte, an der Küſte ein europäiſches Schiff zu finden. Ich hatte geglaubt, daß meine Thätigkeit und Verdienſte mir ſelbſt den Weg zur Rettung bahnen, daß Dankbarkeit und Anerkennung mich zu dieſem Wege geleiten würden — doch ich ſollte mich geirrt haben; als Flüchtling mußte ich ruhelos weiter wandern und erſt unzählige Gefahren beſtehen, ehe ich wie die Zehntauſend Griechen unter der Führung des berühmten Xenophon „Meer, Meer“ rufen konnte.

Kayhgár, der Häuptling, hatte ſich ſelbſt von meinen für ihn und ſein Land ſo wichtigen Leiſtungen überzeugen können. Er ſchenkte mir in Folge deſſen ſein volles Vertrauen und unterließ ſeinerſeits gewiß nichts, mir Beweiſe deſſelben zu geben. In ſeiner edlen Seele hatte der Neid keinen Raum und unſer gegenſeitiges

Vertrauen ſchien nicht das geringſte Wölkchen trüben zu können. Er ſelbſt hatte ſchon einige Monate nach unſerer Ankunft in den Minen den Rückweg eingeſchlagen und erſchien nun alle zwei Jahre wieder, theils um den Transport der gewonnenen Schätze ſelbſt zu leiten, theils um mir eine neue ſchmeichelhafte Anerkennung meiner Leiſtungen zu überbringen. Bald ſchenkte er mir Sclaven bald Land und Schätze, und in ſeiner Abweſenheit durfte ich an ſeiner Statt nach Belieben ſchalten und walten. Hatte ich mir nun ſchon von Anfang an eine Stellung unter den Goldſuchern zu verſchaffen gewußt, ſo ſtieg dadurch mein Einfluß und Anſehen noch mehr und verlieh mir die erſte Würde nach dem Häuptling. Ich habe nun dieſe mir dargebotene Lage gewiß nur zum Vortheil von Land und Leute benutzt, aber dies ſollte mir gerade zum Verderben gereichen.

Die Goldſchätze wurden an mich abgeliefert und da mir Kayhgár ihre Verwendung freigeſtellt hatte, ſo dachte ich zunächſt daran, die äußeren Verhältniſſe der Goldſucher beſſer und glänzender zu geſtalten. Ich ließ breite Straßen anlegen, die wie ein Netz das ganze Goldland umſpannten, Canäle ziehen, gab den Leuten Anleitungen, ſich menſchenwürdigere Wohnungen zu bauen, wozu ich ſelbſt die Riſſe zeichnete, ſchuf wie mit einem Zauberſchlage Bäckereien und Ziegeleien und ſorgte dafür, den Arbeitern ſtets eine kräftige, geſunde Nahrung liefern zu können. Mein Lohn war das blühende Gedeihen der umfangreichen Colonie, die Watara genannt wurde, und die Dankbarkeit der Bevölkerung, deren Charakter über-

haupt ein in jeder Hinsicht lobenswerther war. Ich ging nun allmälich einen Schritt weiter, ich versuchte auch, geistig auf die Menschen einzuwirken. Ich lehrte sie, Nächstenliebe üben und sich gegenseitig unterstützen, und als ich einmal den Boden für die Saat des heiligen Evangeliums urbar gemacht fand, säete ich die erhabenen Lehren unserer göttlichen Religion in die empfänglichen Herzen und sah mit Vergnügen, wie herrlich diese Saat aufging. Meine Absicht war gewiß die beste, und wenn diese ehrlichen Menschen mich wie ihren Wohlthäter und Vater verehrten, wenn sie mit Auge und Ohr an meinen Lippen hingen, wenn sie sich beeilten, selbst meine leisesten Wünsche sofort zu erfüllen, so hatte ich dies Alles nur durch die Zauberkraft des Evangeliums erreicht. Ich fühlte mich, abgesehen vom Heimweh, glücklich und selig und genoß die Zufriedenheit eines Menschen, der das Beste will und Gutes erreicht. Wann ist aber je ein menschliches Glück unwandelbar gewesen, wann hat nicht der böse Wurm des Neides und der Eifersucht am Glücke des menschlichen Lebens genagt?

In unserem Goldlande lebten, wie ich schon früher erwähnt hatte, auch Mohamedaner. Sie hatten als Bekenner einer vorgeschrittenen Religion, durch erhöhte Bildung, Geschicklichkeit, Fleiß und Ausdauer sich bis dahin eine bevorzugte Stellung zu verschaffen gewußt und galten als die ersten Unterthanen des Häuptlings. Meine Unterredung mit dem Fakir hatte sie zuerst mißtrauisch gemacht; als sie nun erst die Gnade des Königs gegen mich bemerkten und die Wahrnehmung machen

mußten, daß ſich auch nach und nach mehrere der Ihrigen mir anſchloſſen und meinen Lehren beſonders eifrig lauſchten, da beſchloſſen ſie meine Beſeitigung, ſei es durch Liſt oder durch Gewalt. Jetzt erntete ich die Früchte meiner langjährigen Thätigkeit; denn immer erhielt ich genaue Kunde der Pläne meiner Gegner und wurde ſo in den Stand geſetzt, mich gegen ihre Anſchläge zu ſichern. Freilich wäre es der einfachſte Weg für mich geweſen, mich bei Kayhgár über ſie zu beſchweren und ſeinen mächtigen Schutz gegen ſie anzuflehen. Aber einmal war ich zu ſtolz, dieſen hinterliſtigen Schurken eine größere Bedeutung beizulegen, als ſie meiner Anſicht nach verdienten, und dann hoffte ich auch, meine Gegner würden mit der Zeit ermüden. Da griffen dieſe zum letzten abſcheulichen Mittel, dem der Verdächtigung. Sie ſorgten durch ihren Anhang in der Umgebung Kayhgár's dafür, allen meinen Schritten und Vorſchlägen, über welche ich ſelbverſtändlich an ihn berichtete, die abenteuerlichſten Zwecke unterzulegen und den Häuptling mißtrauiſch zu machen. Ich ſuche mich unentbehrlich zu machen, ſagten ſie, um allmählich völlig freie Hand in dem Goldlande zu bekommen. Das Volk jauchze mir zu; ſchon ſtelle man mich neben den König, — wie lange würde es noch dauern, dann würde ich, unbeaufſichtigt wie ich wäre, mich über dieſen ſelbſt erheben. Aber nicht nur ihm ſtehle ich die Herzen ſeiner Unterthanen, ſondern auch den Göttern ſeiner Eltern und Vorfahren. Schon nenne man ſeinen Namen nicht mehr, ſondern nur noch den meinigen, und auch die Opfer, die

doch ſonſt ſeinen von ihm angebeteten Göttern ſo zahlreich früher dargebracht worden wären, ließen ſich jetzt zählen. Ich führe neue Götter ein und verführe die Jugend.

Solche und ähnliche Verdächtigungen trug geſchäftige Ohrenbläſerei gefliſſentlich dem Häuptling zu, — und Kayhgár war doch nur ein Menſch und mußte ſchießlich glauben, was Unverſtand und Bosheit mir nur Niederträchtiges anſinnen wollte. Wohl wurde ich von meinen Getreuen auch hiervon rechtzeitig unterrichtet, wohl kamen mir diesſeits und jenſeits zahlreiche Warnungen zu; aber ich wollte nicht gegen die Hinterliſt mit gleichen Waffen kämpfen, ich glaubte, das offene Licht nicht ſcheuen zu brauchen und wollte erſt reden, wenn mich Kayhgár ſelbſt zur Rede ſtellen würde.

Der Häuptling war im Grunde genommen, wie man zu ſagen pflegt, eine gutmüthige, ehrliche Seele. Er mag ſich lange gegen die abſcheulichen Einflüſterungen meiner Feinde geſträubt haben, und als er ſchließlich halb von der Wahrheit der gegen mich geſchleuderten Anklagen überzeugt war, beſchloß er dennoch, ſelbſt in die Golddiſtricte zu kommen, um ſich wieder einmal perſönlich durch den Augenſchein von meiner Wirkſamkeit zu überzeugen. Wie um mir Zeit zur Flucht zu geben, ließ er mir den Tag ſeiner Ankunft mittheilen mit dem Anheimſtellen, dabei fehlen zu dürfen. Die Folge war, daß ich erſt recht blieb und keine Koſten ſparte und alle meine Erfindungskraft anſtrengte, um ſeinen Empfang ſo glänzend wie möglich zu machen.

Endlich ritt der König in Watara, unſerer Niederlaſſung, ein; noch nie war er mit einer ſo großen Begleitung von ſchwer gewappneten Männern erſchienen, aber noch nie hatte der Zug, den ich ihm entgegenführte, ein ſo prächtiges Aeußere gezeigt, wie gerade damals. Wir ſtellten, ohne es zu wollen, Kayhgár und ſeine Leute völlig in den Schatten, — und dies war Waſſer auf die Mühle der Mohammedaner. Was bei uns Zeichen unſerer Treue und Ehrerbietung war, wurde mir als Selbſtüberhebung, Uebermuth und Auflehnung angerechnet und das finſtere Geſicht des Häuptlings bei meinem Anblick weiſſagte nichts Gutes. Ich zeigte ihm, was ich Neues geſchaffen, führte ihn überall herum, aber immer finſterer und argwöhniſcher wurden ſeine Blicke; denn Alles ſchien ſich unbewußt gegen mich zu verſchwören. Auf Schritt und Tritt konnte ſich Kayhgár von der Anhänglichkeit der Bevölkerung gegen mich überzeugen; wenn er lobte, lehnten die Vorgeſetzten ſowohl, wie die Arbeiter beſcheiden die Ehre ab; ich wäre es geweſen, der alle Anordnungen getroffen und deshalb gebühre mir allein der Ruhm. Ueberall und immer wieder lag mein Name im Munde der Leute, mochte Kayhgár die reinlichen, netten Häuſer bewundern oder ſeiner Freude über den ſyſtematiſchen Bergbau Ausdruck geben. Schließlich zog er ſich mürriſch gänzlich zurück; ſtatt meines prächtigen Hauſes wählte er eine einfache Hütte zu ſeinem Nachtlager, und theilte ſie nur mit ſeinen erklärteſten Lieblingen und Vertrauten. Ich merkte, daß ſich der Sturm über meinem Haupte zuſammenzog; als ich gegen Abend

Kayhgár um Gehör für mich ersuchen ließ, wurde ich kurzweg zurückgewiesen: der König sei unwohl, hieß es, und für Niemanden zu sprechen.

Und doch blieb ich; ich war mir nichts Böses bewußt und fühlte mich in Gottes Hand. Was konnte mir geschehen? — —

Langsam entflohen die unheimlichen Stunden der Nacht. Hin und wieder schoß ein blasser Lichtstreif nach Osten zu am Himmel auf, ohne daß es schon getagt hätte. Ich hatte die Nacht schlaflos zugebracht; meine Zukunft lag als wirrer Knäuel vor mir, — die Ungewißheit, was die nächsten Stunden mir bringen würden, ließ den Schlaf nicht sein Recht behaupten. Rings um mich herrschte die größte Ruhe und Stille; nur ein leiser Wind strich über die Wipfel der Bäume, Mensch und Thier hatten sich der süßen Ruhe hingegeben. Da verscheuchte plötzlich ein furchtbares, durchdringendes Gebrüll in unmittelbarer Nähe allen Schlummer und erfüllte Alles mit einem so jähen Schrecken, daß Jedermann zusammenfuhr und die Thiere entsetzt sich loszureißen versuchten. Halb bekleidet stürzten die Bewohner aus den Hütten, Kayhgár mit seinen Kriegern unter ihnen, — ich, der ja angekleidet kein Auge hatte zumachen können, Allen voraus.

Welch' ein Anblick entsetzte uns, als wir das Freie erreicht hatten. Ein großer Tiger, der, Gott weiß wie hierher sich verirrt hatte, befand sich im Kampfe mit einer Riesenschlange, die ihn mehrfach umstrickt hatte. Unter wildem Gebrüll, während dem ihm weißer Geifer

aus dem blutigrothen Maule raun, ſchlug er ſeine Tatzen in das Fleiſch der ihn umſchlingenden Feindin ein, deren ungeheuerer Leib bei jedem Schlage krampfhaft zuckte.

Der Tag erwachte. Am tiefblauen Himmel leuchteten brennend rothe, violette und gelbe Farbentöne, welche ſich zu miſchen ſchienen und ſich zu weiten Feldern vereinten, auf denen Licht und Dunkel ihre hartnäckigen Kämpfe fortſetzten. Und auch der Kampf der Beſtien wurde wilder und wilder. Der Schwanz der Schlange ringelte ſich um einen dicken Aſt in der Höhe, während ihr herabſchwebender Leib, von Biſſen und Krallen zerfleiſcht, unten den Streit führte und mit Rieſenkraft den Gegner nicht nur an ſich drückte, ſondern ſogar in die Höhe zog, ſo daß es ausſah, als habe dieſer die Vordertatzen zum ungeheueren Sprung auf den Baum erhoben. Aber allmählich ging in dem Geſicht des Raubthieres, deſſen Augen bisher blutgierigen Blickes ſeine Biſſe begleitet hatten, jetzt eine deutliche Veränderung vor. Die tiefen drohenden Falten, welche die höchſte Wuth um Stirn nnd Naſe gelagert hatte, glätteten ſich. Seine Augen rollten unſtät und ziellos im Kopfe. Seine Glieder, welche eben noch die größeſte Thätigkeit aller Muskeln verriethen, wurden ſchlaff, dehnten ſich unwillkürlich und ſchnellten dann ebenſo wieder zuſammen. Noch ein paar Hiebe, die, mit letzter Kraftanſtrengung und äußerſter Wuth ausgeführt, für einen flüchtigen Augenblick alle Lebensgeiſter wach riefen, dann brach das Thier kraftlos zuſammen und ſeine Feindin hatte gewonnenes Spiel.

In diesem Augenblicke, als die Schlange eben den Rachen weit aufreißend ihre Beute mit weißem Geifer bespritzte, um sich den Bissen zurechtzumachen, stürzte sich Kaghgár, nur mit einer Keule bewaffnet, auf das Reptil, dessen schwere Verwundung er überschätzt hatte. Sofort ließ die Schlange ihre Beute los, schwang sich ein Stück in die Höhe und versuchte es, sich auf den neuen Feind zu werfen. Des Häuptling's Leben hing an einem Haar; er war, fast waffenlos, verloren, wenn ich ihm nicht Hilfe gebracht hätte. Ich riß dem ersten Besten Pfeil und Bogen aus der Hand und schoß gerade als die Schlange im Begriff war, niederzufahren, ihr einen Pfeil in den Kopf. Der lange ungeheure Leib hing einige Minuten bebend zwischen Himmel und Erde. Dann neigte er sich, der Schwanz glitt oben vom Aste ab und krachend sank der Riesenkörper zu Boden.

Wenn ich dieses Ereigniß so ausführlich schilderte, so geschah es, weil es von so tiefeingreifender Bedeutung für mich war und den Schluß zu jener Kette feiger Verleumdungen bildete, unter denen ich so sehr litt.

Kayhgár hatte mir zuerst tiefbewegt die Hand gedrückt, mich Freund und Bruder genannt und geschworen, mir, seinem Lebensretter, diese That niemals vergessen zu wollen. Als aber rings umher lautes Jauchzen erscholl, Frauen und Kinder mich umringten, meine Hände und Kleider küßten, da ging mit ihm jene Veränderung vor, wie einst beim weiland König Saul: „Saul hat Tausende erschlagen, David aber Zehntausende.“ Und wie Letzterer hatte ich für meine That zu büßen. Die Züge des

Häuptlings verfinsterten sich, und in sich gekehrt, verschlossen, verließ Kayhgár den Ort des Kampfes und verbarg sich wieder in der Hütte. So wie am vergangenen Tage erhielt ich abermals trotz meiner wiederholten Bitten keinen Zutritt zu ihm. Dagegen gingen meine erbittertsten Feinde bei ihm aus und ein. Bald konnte ich auch bemerken, daß ein Schlag gegen mich geführt werden sollte. Die ersten Beamten wurden heimlich zu Kayhgár entboten, das Volk auf den Straßen in die Behausungen gewiesen, meine gewöhnlichen Begleiter ohne Aufsehen entfernt und bald befand ich mich allein innerhalb meiner vier Wände. Ich war ein Gefangener; ohne daß man mich als solchen erklärt hatte, wurde ich so behandelt. Ein Blick aus den Oeffnungen meines Hauses zeigte mir überall Schildwachen, die meine Fragen nach dem Zwecke ihres Hierseins gar nicht beantworteten.

Ich konnte lange Zeit nicht einschlafen. Mein Tod schien mir gewiß, aber ich fürchtete ihn an und für sich nicht. Was mich beunruhigte, war die Ungewißheit der Todesart und Todesstunde. Der Kopf brannte mir beim Gedanken, das Opfer eines Meuchelmörders werden zu sollen, dessen Stahl mich unvorbereitet von der Erde abberufen würde. Gewiß, ich hing nicht am Leben; seit dem Schiffbruche war der Todesengel so oft dicht bei mir vorübergegangen, daß meine Nerven schon genug gestählt sein mochten. So bitter mich auch der Undank Kayhgárs Anfangs schmerzte, ich hatte auch dieses Gefühl überwunden; im Grunde war er jedoch nur ein Mensch, zugänglich für Neid und Mißgunst, ein Mensch, der für

die von mir geleiſteten Dienſte vielleicht berechtigt war, den Maßſtab der „Pflicht“ anzulegen. Aber ich wollte nicht abgeſchlachtet werden, wie ein ſchädliches oder unnützes Thier. An Flucht nun zu denken, wäre Wahnſinn geweſen; mein Haus war nur zu gut bewacht.

Allmählich machte die Natur ihre Rechte geltend; ich ſchlief feſt und tief ein. Mein Traum war glückverheißend: ich ſah das väterliche Haus und meine liebe ſüße Mutter, die mich tröſtete und auf Gott verwies. Neugeſtärkt erwachte ich und begann mich anzukleiden. Mitten in dieſer Beſchäftigung erhielt ich den Auftrag, vor Kayhgár zu erſcheinen. Einen Augenblick belebte mich die Hoffnung, daß meine Furcht eine unbegründete geweſen wäre, aber der Blick auf die leeren Straßen, die ſtarken Wachen am Eingange des Häuptlingsquartiers und auf die ſchadenfrohen Mienen einiger Mollahs (mohammedaniſcher Prediger), die in ihrer Ungeduld ihrer Freude durchaus keinen Zwang auferlegten, belehrte mich eines Beſſeren. Als ich in das Zimmer Kayhgárs trat, ſchloß ſich hinter mir ein Kreis Bewaffneter ab, — ich ſtand dem Häuptling und ſeinem Hofſtaate gegenüber. Es war ein Gerichtshof, vor welchen ich berufen war und ich brauchte nicht lange auf die Ankläger zu warten. Jener Fakir, der mir ſeine damalige Niederlage nicht verzeihen konnte oder wollte, trug Alles vor, was eben ſein Neid nnd ſeine Furcht erſinnen konnte. Ich will dies hier nicht wiederholen; der Leſer kennt ja die Verdächtigungen. Bei jeder Anklage wandte er ſich an ſeine Gefährten und fragte, ob das von ihm Vorgebrachte wahr ſei oder nicht.

Z. 186.

Mein Verhör.

„Es iſt wahr“ erſcholl es dann im Chor. Immer drohender wurden ſeine Blicke, immer finſterer wurde Kayhgár. Als der Satz kam, ich mache dem Fürſten die Herzen ſeiner Unterthanen abwendig und ſich der Ankläger auf die Vorgänge am vergangenen Tage als Beweis hierfür bezog, da zuckte Kayhgár's Hand am Griffe ſeines Schwertes und ich hatte einen Augenblick das Schlimmſte zu befürchten. Aber nur einen Augenblick. Meine unerſchrockene Haltung, meine Kaltblütigkeit ſtanden doch in zu grellem Gegenſatz gegen ein etwaiges Schuldbewußtſein. Ich richtete feſt, wie fragend, meine Blicke auf den Häuptling, und dieſer konnte ſie nicht aushalten, ſondern wandte ſich ab. Tonlos, gleichſam als ſtünde er und nicht ich vor Gericht, fragte er mich, als der Fakir geendet, was ich zu meiner Vertheidigung erwidern könnte. Ja, als die Prieſter verlangten, er ſolle mich gleich tödten laſſen, da ja meine Schuld offenbar ſei, und als ſie ſich in ihrer Wuth ſogar an mir vergreifen wollten, hieß er ſie ſchweigen und zurücktreten.

Ich fühlte, daß ich halb geſiegt hatte, hütete mich aber, dies zu zeigen. Mit bewegter Stimme begann ich meine Erlebniſſe bis zur Aufnahme in Kootar zu erzählen; an der Hand der Thatſachen wies ich nach, was und daß ich nur für ihn und ſein Land geſorgt und gearbeitet hätte, in der Hoffnung, daß er mich ſpäter an die Küſte führen laſſen würde, wo mich ein Schiff der weißen Männer aufnehmen könnte. „Wenn ich“, rief ich ſchließlich erregt aus, „Dich und Deinen Namen hier in Watara und Deinem Goldlande hätte verdrängen wollen, weshalb, o Kayhgár, tödtete ich geſtern die Schlange, deren ſichere

Beute Du warſt? Kannſt Du wirklich glauben, daß ich Dein Feind bin, wenn ich mein eigenes Leben für das Deinige in die Schanze ſchlug? Mußte ich Dich nicht vielmehr dem Schickſal überlaſſen? Du haſt mich mit Wohlthaten überhäuft, haſt mich Freund genannt, und wahrlich, ich ließ es nicht an Zeichen meiner Dankbarkeit fehlen. Habe ich nicht mein Verſprechen erfüllt? Blicke um Dich; Dein Land blüht, wie nie zuvor; und der Wohlſtand Deiner Unterthanen iſt ein unermeßlicher. Sie lieben Dich, wie ich Dich liebe; denn Du biſt ein gerechter, weiſer Häuptling. Vergleiche nun, was ich gethan, und was meine Ankläger dort, die jetzt nicht emporzublicken wagen. Willſt Du dieſen Heuchlern und Schurken folgen? Gut, mein Leben ſteht in Deiner Hand, wie es geweſen, als ich mit Lakangéoo, dem Häuptling von Ragék, zu Dir kam. Willſt Du es, ſo tödte mich! Ich ſtehe Dir wehrlos gegenüber, aber mein Blut möge über Jene kommen, denen es gelungen, den Samen der Zwietracht unter uns Beide zu ſäen und die glücklich darüber ſind, daß in Deine ſo edle Seele, o großer Häuptling, der böſe Geiſt des Argwohns eingezogen iſt."

Unter lautloſer Stille hatte ich geendigt. Der warme Ton, in dem ich geſprochen, hatte ſeine Wirkung auf Kayhgár nicht verfehlen können. Er blickte zu Boden, als kämpfe er mit ſich ſelbſt. Da endlich machte er einige Schritte vorwärts gegen mich, er ſtreckte ſchon ſeine Rechte aus, die ich zu ergreifen mich freudig anſchickte —, als plötzlich betäubendes Geſchrei ſich draußen erhob. Die Kunde meiner Gefangennahme und meines Verhörs hatte ſich, ich weiß nicht wie, in der Bevölkerung verbreitet. Sie befürchtet das Schlimmſte

für mich und hatte sich drohend erhoben und sich versammelt, um meine Freilassung, wenn möglich, mit Gewalt zu erzwingen.

Das Mißgeschick verfolgte mich offenbar. Ohne diesen Zwischenfall wäre entschieden eine Aussöhnung zwischen Kayhgár und mir erfolgt. Jetzt aber entflammte höchster Zorn den Häuptling. Mit wüthender Geberde schlug er meine schon ausgestreckte Hand zurück, mit den Füßen stampfend und mit grimmig verzerrtem Antlitz hieß er mich, ihm aus den Augen zu gehen; mein Anblick sei ihm verhaßt, ich solle gehen und mich hüten, in seine Nähe zu kommen.

Draußen empfing mich ein unbeschreiblicher Jubel; mehr getragen, als gegangen, erreichte ich meine Behausung, Kayhgár, davon war ich jetzt überzeugt, würde es nicht wagen, mir öffentlich Wehe zu thun, desto mehr hatte ich nun seine Rache zu fürchten. Freilich war ich jetzt frei, — auch die Wachen waren zurückgezogen, — dafür aber vielleicht von Spionen umringt. Ich beschloß zu fliehen und setzte den Plan während der Nacht in's Werk.

Ich kann nicht sagen, daß mich der Abschied von meinen Schätzen lang aufgehalten hätte oder gar mir schwer gefallen wäre. Arm, wie ich gekommen, verließ ich Watara; nur einen Speer, einen Köcher Pfeile und einen Bogen, eine große lederne Tasche, mit einigen Mundvorräthen, eine Kürbisflasche voll Wasser nahm ich mit. Glücklich und unbehelligt erreichte ich das Freie; der hellleuchtende Mond zeigte mir den Weg; ich hielt mich in westlicher Richtung, die Sonne zum Wegweiser nehmend.

Aus Furcht, verfolgt zu werden, beſchleunigte ich meine Schritte und hielt ſchweißtriefend erſt an einem kleinen Bache an, eben als die Sonne aufgegangen war. Ein Schluck aus der Flaſche, und etwas Brod und Fleiſch aus der Jagdtaſche ſtellten meine Kräfte wieder her. Nach einem ſtärkenden Bade im klaren Waſſer des Baches erkletterte ich den höchſten Baum in der Nähe, um mir einen Ueberblick über die Gegend zu verſchaffen. Der Anblick, der ſich mir bot, beruhigte mich; vor mir lag ein vielfältig durchſchnittenes Terrain, das gegen jede Verfolgung genügenden Schutz bot; Wieſen und Fruchtfelder wechſelten auf dem waſſerreichen Boden mit einander ab; nur weit hinten ließ das Auge eine große Ebene erkennen, ein Anblick, den ich mit Freude begrüßte; denn ich hielt ſie für die Abdachung des Bodens zur Küſte hin.

Rüſtig ſchritt ich vorwärts. Die Gluth aller Farben am Himmel und auf der Erde zog meine Aufmerkſamkeit im erhöhten Grade an ſich und ich würde über alle dieſe leuchtende Pracht entzückt geweſen ſein, wenn nicht das Gefühl, ein einſamer, verlaſſener Flüchtling zu ſein, mich niedergedrückt hätte. Der üppige Reichthum der Natur, die Farbenpracht der gefiederten Sängerwelt konnten hier keinen genügenden Erſatz ſchaffen. Bald war ich in einen Palmenhain eingetreten, den eine ganze Affenſchaar bevölkerte. Unter lautem Zetergeſchrei und mit außerordentlicher Geſchwindigkeit erkletterten ſie die Bäume und fletſchten mir von oben feindſelig die Zähne. Die Bäume waren Kokospalmen und ich benutzte dieſen

Umſtand, mir die milchreichen Früchte und Unterhaltung zu verſchaffen. Ich begann daher, die Affen mit Erde und Steinen zu werfen, und dieſe rächten ſich dadurch, daß ſie mich kräftig mit den Nüſſen bombardierten, welche ich lachend ſammelte.

So lange ich mich in dieſer Gegend befand, hatte ich die Qualen des Hungers und Durſtes nicht zu befürchten. Im Nothfalle lieferten mir meine Pfeile genug Nahrung, und meinen Durſt konnte ich jederzeit in den zahlreichen Quellen, die überall munter hervorſprudelten, tüchtig löſchen. Des Nachts wählte ich meine Lagerſtatt entweder auf den dichtbelaubten Zweigen hoher Bäume oder im ſchwellenden Mooſe, wobei mir dann abgeſchlagenes Laub als Oberbett dienen mußte.

Bald aber begann die Gegend ſich in ein Sumpfland zu verwandeln; der kühle, feuchte Boden konnte Schlangen beherbergen und zwang mich daher zur Vorſicht. Angenehm war der Marſch gerade nicht; denn aus dem Boden ſtieg ein betäubender Geruch mir entgegen und oft genug ſank mein Fuß in der lockeren Erde ein und ich hatte alsdann alle meine Kräfte anzuwenden, um mich herauszuarbeiten. Oder an anderen Stellen bildeten halbverfaulte Stämme ein unüberſteigliches Hinderniß, welches zu ſeiner Hebung einen tüchtigen Umweg erforderte. Auch das Wildpret war nicht beſonders einladend. Ich hatte den Leichtſinn begangen, nicht haushälteriſch mit meinem Vorrath umzugehen; jetzt zwang mich die Noth dazu, ſelbſt Fröſche nicht zu verſchmähen. So ſehr ſich mein Magen gegen dieſes unangenehme Gericht empörte, die Noth

zwang mich dazu, mit ihm vorlieb zu nehmen und den Geſchmack zu vernachläſſigen. An die Stelle des Quellwaſſers war jetzt das ekelhafte Sumpfwaſſer getreten; aber immerhin blieb es, als ich erſt den Widerwillen dagegen bekämpft hatte, ein erfriſchendes Getränk bei den Anſtrengungen des Tages. Brauche ich erſt noch zu erzählen, welcher Geſtalt mein Nachtquartier auf dem ſchlüpfrigen Boden war, welche Qualen ich von dem Gewürm zu erdulden hatte, welches die Wärme meines Körpers anlockte! Genug, ich begrüßte die meilenweit ſich erſtreckende Ebene, deren Ausgangspunkt eben die ſumpfige Landſchaft war, nach einem mühevollen zweitägigen Marſche mit größter Freude.

Thor, der ich war! Dieſe Ebene war öde und unfruchtbar und im Vergleich zu ihr die ſumpfige Niederung faſt ein Paradies. Nur hin und wieder erhob ſich ein Baum über der dürren Sandfläche; aber weder dieſe Bäume, noch die Sträucher und Hecken wieſen genießbare Früchte auf. Als vermeide auch das Lebendige die troſtloſe Oede, ſo zeigte ſich nirgends ein Thier oder ein Vogel auf dem Boden; nur zuweilen flog hoch über meinem Kopfe, unerreichbar für meine Geſchoſſe, eine Schaar Enten auf und verſchwand alsdann raſch aus der Sichtweite.

Umkehren wollte ich nicht; auch hegte ich die Hoffnung, in längſtens zwei bis drei Tagen den Ausgang der Ebene erreicht zu haben, und dahinter befand ſich ja, wie ich zuverſichtlich glaubte, das Meer! Ich fing daher noch möglichſt viel Fröſche und füllte meine Flaſche mit dem übelriechenden Sumpfwaſſer. So ausgerüſtet marſchirte ich in Gottes Namen in die große Ebene ein.

Der Tag war heiß; die Sonnenſtrahlen fielen verſengend auf meinen Kopf, den eine leichte Leinwanddecke nur mühſam ſchützte. Und dabei war es noch nicht Mittag. Ich fühlte meine Kräfte ermatten und ſinken, und hatte das Bedürfniß, mich auszuruhen. Aber nirgends ein Platz, der mir Kühle und Erholung hätte bieten können. Das wiederholte Anhalten in der ſengenden Gluth diente nur dazu, mir den Reſt meiner Kräfte zu rauben. Endlich konnte ich nicht weiter, — meine Bruſt hob und ſenkte ſich ſchwer keuchend auf und nieder, die Zunge klebte am Gaumen, heftiger Schweiß drang mir aus allen Poren, meine Waffen, mein Gepäck, meine Kleider wurden mir zur Laſt und drückten mich tief nieder, — ich mußte mich zu Boden werfen. Aber ebenſo raſch ſchnellte ich wieder empor, — es war, als ob ich mich geradezu in eine Flamme geworfen hätte. Die widerliche Nahrung wurde mir zum Ekel und ich vermochte es nicht, ſelbſt bei größter Anſtrengung ſie hinunterzuwürgen. Und ſo wankte ich, einem Halbtodten ähnlich, mühſam in der ertödtenden Hitze weiter. Meine Hoffnung beruhte darauf, noch bis zum Abend ausharren zu können, und nur dies hielt mich aufrecht. Wenn ich mir heute die Qualen und Leiden jenes Tages zurückrufe, ſo begreife ich wirklich nicht, wie Körper und Geiſt dieſe übermenſchlichen Anſtrengungen ertragen konnten. Genug, ich ertrug ſie; ich ſah die Sonne untergehen, die Dämmerung brach herein und bald umfing mich tiefe Nacht. Neue Schrecken konnte ſie mir nicht bringen; reißende Thiere gab es, wie ich wußte, hier nicht, und zuerſt war die plötzlich herein-

gebrochene Kühle wirklich eine Linderung für meine brennenden Glieder. Gierig ſammelte ich den Nachtthau und erquickte mich, — wenn ich dieſen Ausdruck gebrauchen kann, an dem ſchrecklichen Froſchmahle.

Wenn ich gehofft hatte, im ſtärkenden Schlafe Erholung für die überſtandenen Leiden zu finden, ſo war ich gründlich getäuſcht. Die Tageshitze hatte einer unangenehmen Kühle Platz gemacht, welche mich bis in's innerſte Mark erzittern ließ. Ich konnte mir kein Lager verſchaffen; denn woher ſollte ich Moos, Laub u. ſ. w. nehmen? Das dürftige Gras, mit dem der Boden bedeckt war, bot auch durchaus keine Lagerſtatt, — der Thau lag überall darauf. Es blieb mir daher nichts übrig, als meine Glieder durch Weitermarſchiren zu beleben. So ſchwer es mir wurde, ich hielt mich trotzdem tapfer auf den Beinen; denn ich fürchtete die Kälte, die für den ermüdeten Schläfer meiſtens Fieber bringend wirkt. Welche Gedanken mich damals beſtürmten, ob ich überhaupt fühlte und dachte, ich weiß es heute nicht mehr. Aber endlich, endlich wurden die Schatten der Nacht kürzer, von Oſten her zogen weißliche Nebelſtreifen herüber, — der neue Tag wollte ſeinen Einzug halten. So ſchwach noch dieſer Uebergang vom Dunkel zur Helle war, meine brennenden, ermüdeten Augen vermochten nicht, ihn zu ertragen. Im Gehen ſchloß ich die Augen, bleiſchwer und feſter ſanken allmählich die Augenlider herab, — da, ein Fall! ich lag auf dem Boden und bald hatte mich ein langer, feſter Schlaf umfangen.

Zehntes Capitel.

Die heißen Sonnenstrahlen weckten mich schließlich auf; ich erwachte mit einem unruhigen Gefühl und mit einer eigenthümlichen Beklemmung in Kopf und Gliedern. Es war um die Mittagszeit, und der neue Tag gab an Hitze und versengender Gluth dem vorigen nichts nach.

Trotzdem raffte ich alle meine Kräfte zusammen und schritt weiter auf dem endlosen Pfade der Leiden, der Anstrengungen und der Entbehrungen.

Mein Vorrath war erschöpft, die Kürbisflasche enthielt nicht einen Tropfen mehr. Und dabei zeigte sich nirgends die Möglichkeit, die stark erwachenden Qualen des Hungers und des Durstes zu lindern.

Nach zweistündigem Marsche fühlte ich mich völlig unfähig, den Weg fortzusetzen, — ich mußte aber weiter, wollte ich nicht elend umkommen.

Ich biß die Lippen fest auf einander, zog den Ledergurt fester am Leib zusammen und stützte mich auf den Speer, der als Waffe jetzt fast werthlos geworden war.

Meine Phantaſie zauberte mir auf dieſem Wege eine eigenthümliche Erſcheinung hervor. Die Geſtalten meiner Lieben daheim tauchten zu beiden Seiten auf; in ihrem engelgleichen Geſicht drückte ſich tiefes Mitleid mit meiner entſetzlichen Lage aus; ſie ſchienen mir Troſt zuzuſprechen, mich zu ermuntern, das Aeußerſte lieber zu wagen, als mich ohne Hoffnung dem Tode hinzugeben. Wie Nebelbilder zogen die Ereigniſſe meiner Kindheit an mir vorüber, mein erhitztes Gehirn zeigte mir mein früheres Leben im verklärten Glanze.

Dieſe Viſionen erfriſchten mich in wunderbarer Weiſe; der Geiſt erwies ſich noch ſtärker, als mein Körper; wie neubelebt, legte ich dann wiederum einen längeren Weg zurück.

Ich hätte gewiß die verſengende Hitze ertragen, gewiß die Krankheitserſcheinungen meines Körpers bekämpft, — aber Hunger und Durſt zu ertragen, — das überſtieg die Kräfte des Körpers und meine Willenskraft. Ich *ging* nicht mehr, ſondern wankte und taumelte. Nichts regte ſich um mich herum; in der gräßlichen Einöde waren meine Schritte der einzige Laut, welcher meine Ohren traf. Doch, ich ſage zu viel; hörte ich denn nicht den Flügelſchlag von Vögeln! Ach, die Vögel waren Raben; ihr Inſtinkt ſchien ſie in mir eine willkommene Beute erkennen zu laſſen, eine Beute, welche ihnen früher oder ſpäter zu Theil werden mußte. Ich weiß nicht, war es die Lebensluſt, welche ja den Ertrinkenden dazu treibt, einen Strohhalm zu ergreifen, oder war es der eigenthümliche Widerwille, der mich beim Gedanken beſchlich, gerade *dieſen* Vögeln zum Fraße dienen zu ſollen,

kurz, ein neues Leben gleichsam durchrieselte mich. Ich wollte nicht sterben, jetzt nicht sterben, und ich raffte den letzten Rest meiner Kräfte zusammen, und schritt weiter. Wohl versuchte ich einen der Raben herunterzuschießen; aber meine Pfeile flogen zu kurz; die Vögel hielten sich wohlweislich in respektvoller Entfernung; sie schienen zu wissen, daß ich ohne göttliche Hilfe dem Tode nicht entgehen konnte, und sie selber konnten keine Neigung spüren, zu meiner Erhaltung ihrerseits mitzuwirken.

Dachte ich nicht an Gott? Gewiß, ich bauete fest auf ihn, hatte auch ihn um seinen Beistand angefleht, aber nachher ließen mich die körperlichen Leiden ihn vergessen. Kurzsichtiger Thor, der ich war!

Ich fühlte schließlich nichts mehr, und hatte auch keine Empfindung für meine Leiden. Ich ging weiter, aber nur weil meine Füße mechanisch ihren Dienst versahen. Immer stärker umgaukelten mich dabei die himmlischen Erscheinungen meiner Angehörigen. Meine Mutter schwebte bei mir vorüber; es schien mir, als ob sie mein Gesicht streichelte, meine heiße Stirn kühlen wollte; ich sah ihre treuen Augen voll unendlicher Wehmuth und Trauer auf mich gerichtet. Ich verfolgte ihr Bild mit meinen brennenden Augen, — ich konnte nicht weinen, — ich suchte ihre Hände zu erhaschen, um sie zum letzten Male drücken zu können. Aber, o Weh, bei meiner Annäherung, wich ihr Bild stets zurück, — es war ja nur eine Schöpfung meiner Einbildungskraft, nichts Natürliches! Da, als ich einmal wieder meine Blicke

nach oben wandte, als ich dann abermals nur das Leere sah, zeigte sich fern, weit fern eine Gruppe von Bäumen. Dieser Anblick durchzuckte mich von oben bis unten; ein schneller Blick auf die Lage der Bäume belehrte mich, daß Wasser in ihrer Nähe sein müßte. „Wasser! Wasser!“ rief ich mir zu, — „eile, damit du es erreichst; dort ist deine Rettung!“

Und wie von Furien gepeitscht, stürzte ich nach vorn; meine Waffen drückten mich und hinderten mich am Laufe. Schon wollte ich sie wegwerfen, aber das unbestimmte Gefühl, sie doch gebrauchen zu können, zwang mir den vernünftigen Entschluß ab, sie zu behalten. Es ist mir heute noch ein Räthsel, wie meine Kräfte mich schließlich zum Ziele brachten.

Ja, meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht; ein glitzernder Streif zog sich völlig sichtbar für meine Augen längs des Gebüsches hin. Jetzt konnte ich mich nicht mehr halten. Bei dem ersten großen Baume, welchen ich erreichte, warf ich Speer, Bogen und Pfeile zu Boden und stürzte mich, glühend und erhitzt, die kurze noch trennende Strecke im eiligsten Laufe zurücklegend ins Wasser. Ich vermag nicht das Gefühl zu schildern, welches ich empfand, als die klaren Fluthen über meinem Kopfe zusammenschlugen; nach einem kurzen Augenblick tauchte ich empor und begann nun gierig das himmlische Naß zu trinken.

O Himmel, das Wasser war salzig. Entsetzt und betäubt von dieser furchtbaren Entdeckung fühlte ich, wie meine Knie wankten und drohten, mich auf den Grund

des Waſſers zurückzuziehen. Hatte ich ein ſolches Uebermaß von Leiden wirklich verdient? Weßhalb hatte ich denn gegen das doch unabwendbare Geſchick zu kämpfen verſucht, warum ſollte ich es wagen, noch ferner zu widerſtehen, wo doch mein Loos in den Sternen beſiegelt ſchien? Ich leugne es nicht, Mißmuth und Trotz gegen die Vorſehung ergriffen mich. Schon wollte ich meinem elenden Leben mit einem Schlage ein Ende machen; ich brauchte mich ja nur in das unglückſelige Waſſer zurückzuwerfen, den Kopf unten zu halten, und es wäre um mich geſchehen geweſen. Doch bald bemächtigte ſich meiner eine Art Bitterkeit; „haſt du", ſagte ich zu mir ſelbſt, keine Mühe geſcheut, dem Tode zu entgehen, ſo haſt du jetzt keinen Anſpruch darauf, dir den Platz auszuſuchen, wo du deinen letzten Seufzer nach deinem Belieben aushauchen kannſt. Und mit einer faſt übermenſchlichen Anſtrengung riß ich mich aus dem Waſſer empor und wankte jenem Baume zu, an deſſen Fuße meine Waffen lagen. Ich erreichte ihn nach unſäglicher Anſtrengung; Dann ſchob ich mir mit Mühe etwas Moos und Erde zuſammen, um mir ein ſanftes Sterbelager zu verſchaffen. Pfeile und Bogen legte ich mir zur Rechten, damit deren Anblick meine „lachenden Erben," die Raben, verſcheuchen ſollte; denn dieſe furchtbaren Vögel hatten mich keinen Augenblick verlaſſen und waren mir bis hierher gefolgt. Als alle Vorbereitungen fertig waren, bettete ich mich ſanft auf das Todtenlager — und ſchloß die Augen.

So gedachte ich allmählich einzuſchlummern, um erſt

dort Oben zu erwachen, wo es keine Leiden, keine menſchlichen Leidenſchaften mehr giebt.

Gott hatte mich aber nicht verlaſſen! —

Ein unbeſchreibliches Gefühl kam über mich, als ich ſo meinem Ende entgegenharren wollte. Meine Pulſe ſchlugen ruhiger, mein Athem ging langſam, meine Bruſt hob und ſenkte ſich in gleichmäßiger Weiſe, meine Glieder erwärmten ſich, — und wieder kehrten die himmliſchen Viſionen zurück, die ſchon früher meine Luſt und mein Troſt waren. Unwillkürlich öffneten ſich meine Augen; es ſchien mir, als ob ein überirdiſches Licht die lieben theueren Geſtalten verklären würde. Ich glaubte deutlich zu ſehen, wie ſich der Himmel öffnete, wie die Erſcheinungen langſam nach Oben ſchwebten, als wenn ſie mich dort am Eingange erwarten wollten. Ich folgte verzückt dieſem lichtvollem Bilde, ich ſtreckte meine Arme empor, gleichſam wie um mich ſelbſt ihnen darzureichen. Da brach ein Sonnenſtrahl durch die dichten Zweige des Baumes, — und deutlich ſah ich in einer Entfernung von etwa fünf Fuß ein Eichörnchen ſich auf den Aeſten wiegen.

Gott hatte mich nicht verlaſſen! Raſch griff ich nach meinem Bogen, ſteckte einen Pfeil darauf, und indem ich alle meine Ruhe und Selbſtbeherrſchung zuſammennahm, zielte ich ſcharf und drückte los.

Ich hatte Glück gehabt. Sich überſchlagend ſtürzte das kleine Thier grade auf meine Bruſt herab und verendete in wenigen Augenblicken. Gierig griff ich nach der Beute und riß das Thier mit den Händen in Stücke.

Das hervorquellende Blut ſtillte meinen Durſt, welchen das ſalzige Waſſer eher vermehrt als vermindert hatte. Dann ſchob ich die rohen blutigen und noch warmen Fleiſchreſte in den Mund, um den wüthenden Hunger, der mich quälte, zu ſtillen.

Ich war gerettet! Meine Kräfte waren vom Neuen ſo belebt, daß ich mich wenn auch mit Mühe wieder emporrichten konnte. Meine Sorge ging nun dahin, das nicht verzehrte Fleiſch vor den gierigen Raben zu ſchützen, und ich deckte daher daſſelbe mit meiner Taſche zu. Dann warf ich wieder den Kopf auf das weiche Moos-lager zurück und nach wenigen Augenblicken war ich ſanft entſchlummert. —

Die Entbehrungen, die ſeeliſchen und körperlichen Leiden des Tages hatten ihre Wirkungen nicht verfehlt. Mein Schlaf war ein tiefer und feſter, er ſtellte aber auch das geſtörte Gleichgewicht meiner Kräfte wieder her.

Ich ſchlief mindeſtens 24 Stunden ohne Unter-brechung, und fand mich beim Erwachen friſch, gekräftigt und wie neugeboren. Meine Glieder gehorchten mir, nach kurzen vergeblichen Verſuchen wieder auf's Neue mein Gang war ſicherer und feſter geworden.

Ich ſteckte das übrige Fleiſch in die Taſche, warf einen dankerfüllten Blick zum Himmel und ſchritt weiter, immer in weſtlicher Richtung vorwärts. Ohne Compaß mußte ich mich dabei auf den Stand der Sonne und den Schatten verlaſſen, welchen mein Körper warf. Mein weiterer Marſch war von keinem Unfalle begleitet; die Gegend hatte ihr Aeußeres wieder zu ihrem Vortheile

verändert; an Jagdbeute fehlte es mir nicht und zum Glück fand ich jetzt Quellen sowie Bäche mit Süßwasser in Hülle und Fülle. Am vierten Tage nach den eben geschilderten Ereignissen erreichte ich den Fluß Irfak, den bedeutendsten an der Westküste von Neu-Guinea. Ich ging nun flußabwärts, in der Ueberzeugung, in dieser Weise zum Meere zu gelangen. Die schnelle Strömung des Wassers brachte mich aber auf den Gedanken, ein Floß zu bauen, und ich setzte diesen Plan schnell in's Werk. Ich fand am Ufer mehrere umgestürzte Baumstämme, deren ich sechs ungefähr in eine Reihe legte. Quer über sie legte ich starke Aeste und verband diese mit den Stämmen mittels abgebrochener Zweige und starken Schilfes, das Material mußte also der Fluß selbst bieten. In der Mitte verstopfte ich die Ritzen mit Moos und Erde, legte Reisig darauf und gewann in dieser Weise einen trockenen Platz für meine Mundvorräthe, für deren reichliche Zahl meine Waffen tüchtig gesorgt hatten. Es fiel mir nicht schwer, mein Floß in's Wasser zu bringen und bald schoß ich auf der reißenden Strömung pfeilschnell dahin. Mit Hilfe einer tüchtigen Stange gelang es mir, die zahlreichen Stromschnellen zu überwältigen, sowie mein Fahrzeug flott zu machen, wenn es einmal zufällig auf einer Sandbank festsaß. Des Nachts lenkte ich zum Ufer und nahm mein Nachtlager auf dem Wipfel eines hohen Baumes. Ich durchflocht alsdann einige nahe an einander stehende Aeste mit abgeschnittenen Zweigen, um im Schlafe nicht hinunter zu fallen. Meine Waffen vergaß ich niemals hierbei mitzunehmen.

Nur einmal ſtieß ich auf eine Sandbank und zwar ſo heftig, daß das eine Ende des Floſſes feſt ſitzen blieb, während das andere ſich flott erhielt. Ich ſtand auf dem Vordertheile und flog bei dem unvermutheten Anprall ins Waſſer. Obgleich ein ſehr guter Schwimmer, konnte ich doch lange Zeit nicht mehr über das Waſſer kommen und gerieth daher in Gefahr, zu erſticken und zu ertrinken. Faſt hatte mich das Bewußtſein verlaſſen, als die über einander ſich brechenden Wogen mich ans Ufer warfen. Ehe ſie wieder zurückkehrten, hatte ich ſchon wieder Athem geſchöpft und mich ſo weit erholt, daß ich vollends aus dem ſeichten Waſſer ans Land waten konnte. Hier erholte ich mich vollſtändig. Mein Fahrzeug war aber verloren und ich ſah mich genöthigt, entweder ein neues zu zimmern, oder meinen Marſch längs des Ufers zu Fuße fortzuſetzen. Entſcheidend bei dieſer Wahl blieb der Verluſt meiner Waffen. Es hätte einmal zu viel Zeit in Anſpruch genommen, ein neues Floß zu bauen, und da es mir anderſeits daran lag, recht ſchnell in den Beſitz der verlorenen Sachen zu kommen, und ich ferner hoffte, daß die Strömung ſehr bald ſich brechen würde, ſo ſtürzte ich mich kühn aufs Neue in's Waſſer und ließ mich von demſelben mit raſender Schnelligkeit forttreiben. Meine Vermuthung beſtätigte ſich, indem ſchon eine Viertelſtunde von der Stätte meines Unfalls entfernt, der Fluß ſich in mehrere Arme theilte, — durch welchen Umſtand ſein Lauf naturgemäß an Wildheit verlor.

Ich folgte dem Flußarme, welcher einen noch einiger-

maſſen ſtarken Fall zeigte und hatte auch das Glück, bald mein Floß wieder zu ſehen, welches das Waſſer ans Land getrieben hatte. Wahrſcheinlich hatte im Augenblick des Feſtſitzens eine Welle das Hintertheil des Fahrzeuges gehoben und das Ganze wieder in ſeine vorige Lage gebracht. Meine Waffen fanden ſich unverſehrt vor; ſie hatten ſich durch ihre Schwere tief in das weiche Moos in der Mitte des Floßes hineingebettet.

Bald darauf leitete mein Ruder das Fahrzeug der Mündung des Fluſſes zu. Der Irfak ergießt ſich in's Meee; es wäre Wahnſinn geweſen, mich mit dem Floſſe demſelben anzuvertrauen; ein einziger Wellenſchlag hätte genügt, mich unter ſeinen Trümmern in die Tiefe hinabzuziehen. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als mich vollſtändig an's Land treiben zu laſſen. Dies geſchah auch und bald lag mein Floß ſicher in einer kleinen Bucht, welche ich mir als Anker- und Landungsplatz auserſehen hatte. Ich ſtand nun am Meeresufer, hatte alſo einen Theil meines Zieles erreicht. Meine erſte Sorge war, von dem Gipfel eines hohen Felſens dicht am Strande die Gegend und das Meer zu überſchauen. Ich wußte ja nicht, ob das Land, in welchem ich mich jetzt befand, bewohnt oder unbewohnt war. Glücklich, allerdings nur mit Anſtrengung, erklomm ich den Felſen und ſah nun von ſeiner Spitze, wie wenig Urſache ich hatte, frühzeitig zu frohlocken. Hinter mir lag nämlich eine große, ſumpfige Niederung; vor mir fluthete das unendliche Meer, und nur in zweiſtündiger Entfernung entdeckte ich weſtlich mehrere Inſeln und einige Felſen,

welche sich steil über die Wasserfläche erhoben. Nirgends fand sich eine Spur menschlicher Ansiedelungen, öde und unbewohnt breitete sich die Landschaft rings um mich aus. Auch die Thiere schienen diese ungastliche Wildniß verschmähen zu wollen; nur Schaaren von Wasservögeln nisteten theils auf den Felsen, theils gaben sie sich am Strande einer beschaulichen Thätigkeit oder der Sorge für ihre Nahrung hin. Ich war gewiß der erste Mensch, dessen Fuß hier den Boden betreten hatte. Die Vögel sahen mich anfangs äußerst erstaunt an, dann näherten sie sich in Massen mit einer Vertraulichkeit, welche mir nicht grade angenehm war und einigen von ihnen das Leben kosten sollte. Sie waren mir so nahe, daß ich mit einem einzigen Speerschage mehrere Stück auf ein Mal erlegte. Ich glaubte, ein Exempel statuirt zu haben, sah mich indessen genöthigt, es noch mehrere Male wiederholen zu müssen, ehe ich mir die zudringlichen Gäste vom Halse geschafft hatte. Die Vögel gehörten der Gattung der Fettgänse an und lieferten mir einen ganz vorzüglichen Braten, der mich fast eine Woche hindurch mit Nahrung versorgte. So lange nämlich blieb ich am Meeresufer, immer noch mit Plänen über mein ferneres Fortkommen beschäftigt. Es schien mir klar, daß sich in diese seichte Meerenge wohl niemals ein europäisches Schiff würde verschlagen lassen, und da der Strand hier zu unwirthlich erschien und ich andererseits in der Inselgruppe vor mir die Arroogruppe zu erblicken glaubte, so faßte ich den Entschluß, bei eintretender Ebbe nach den Inseln hinüber zu schwimmen. Das Floß, wie gesagt, konnte ich nicht benutzen, schon seiner

leichten Bauart wegen; dann hatte ich aber auch vom Felsgipfel herab bemerkt, daß ſich von Norden und Süden zwei Strömungen faſt in der Mitte trafen. Kurz entſchloſſen, ſprang ich in's Waſſer und ſchwamm bis zur nächſten Sandbank. Ich erreichte ſie glücklich und arbeitete mich von da eine Strecke weiter, bis ich mich plötzlich in der ſüdlichen Strömung befand. Ich wurde mit unwiderſtehlicher Gewalt fortgeriſſen und war ohne Rettung verloren, da alle meine Kräfte und Schwimmkünſte zu ſchwach gegen die Gewalt der Stromes waren. Das Waſſer rauſchte mit nicht geringerer Heftigkeit, als über ein Mühlwehr und obendrein befand ich mich an dieſer Stelle in einem ſehr tiefen Meere. Von der entgegengeſetzten Seite kam der andere Strom, und bald mußte mich, wie ich vorausſetzen konnte, der meinige, welcher mich trug, zum Vereinigungspunkte führen. Noch aber lies ich die Hoffnung, mich herauszuarbeiten, nicht ganz ſinken; ich bot vielmehr Alles auf, was mir an Kräften zur Verfügung ſtand und ſuchte mich nur über Waſſer zu halten, um eine Sandbank, die ich bemerkt hatte, als mich eine Welle hoch gehoben, zu erreichen. Aber vergebens, — der Strom riß mich weiter und ſchon wälzten ſich von der anderen Seite die feindlichen Waſſermaſſen heran. Da, im letzten Augenblicke der höchſten Gefahr trug mich eine haushohe Woge hinweg. Es war unmöglich, ihr zu entweichen; ſie erfaßte mich; ich hatte noch die Geiſtesgegenwart, mich mit zurückgehaltenem Athem über Waſſer zu erhalten, ſo gut ich wenigſtens konnte. Zwar kam ich abermals in die Gefahr, zu

erſticken; allein Kopf und Hände waren frei und ich hatte Zeit gefunden, ſchnell Athem zu holen, ehe die Woge von Neuem heranrollte. Zugleich hatte ich auch das Land entdeckt und raſch eine Wendung gemacht, um in den Rücken der mich treibenden Strömung zu gelangen. Bei dieſem Verſuche hatte ſich indeſſen der andere Strom meiner bemächtigt, — dies geſchah aber zu meinem Glücke. Seine erſte Waſſermaſſe hatte mich minſteſtens 30 Fuß in die Höhe gehoben und mich alsdann hinunter geſchleudert. Aber eben beim Fallen kam eine neue Woge, die mich wieder hoch hob und mit furchtbarer Gewalt gegen einen Felſen warf, daß ich faſt betäubt wurde. Zum Glück verlor ich meine Geiſtesgegenwart nicht, und trotz der furchtbaren Schmerzen, welche der gewaltige Anprall mir verurſacht hatte, gelang es mir, mich feſt an einem Theil des Felſens anzuklammern. Das Waſſer ſtürzte über mich hinweg und brach ſich ſeitwärts mit entſetzlichem Toſen an der Brandung. Ich hielt mich inzwiſchen feſt, und als die Waſſer zurück rauſchten, verſuchte ich es kühn, theils ſchwimmend, theils watend das nahe Ufer zu erreichen.

Es gelang mir, — ich war wieder dem Tode entronnen. Als ich das feſte Land unter meinen Füßen fühlte, beugte ich meine arg zerſchundenen Knie und dankte dem Höchſten für ſeinen Beiſtand in der Gefahr und für die wunderbare Rettung aus derſelben.

Als ich mich hinlänglich erholt hatte und meine Kleider von der Sonne getrocknet waren, ſtieg ich eine ſteile Höhe hinan, welche ſich unmittelbar am Strande erhob. Ich

habe vergeſſen zu erwähnen, daß ich meine Waffen mit mir genommen hatte; nur der Speer mußte zurückbleiben wegen der Unmöglichkeit, ihn hinüber zu bringen. Freilich hätte ich vielleicht ihn am Arme befeſtigen können; ſeine ſcharfe Spitze wäre mir indeſſen beim Schwimmen mindeſtens hinderlich geweſen.

Ich war gerettet, befand mich auf einer der Arroo-Inſeln, aber welches war meine Lage? Ein einziger Blick auf die Umgebung belehrte mich, daß die Inſeln vollſtändig unbewohnt waren. Wie mir Lakangéoo geſagt hatte, kam jährlich nur ein Schiff der weißen Männer der Küſte entlang. Es blieb daher nur ein Zufall, wenn es gerade meine Inſelgruppe paſſirte. Jedenfalls mußte ich mich gefaßt halten, mehrere Jahre auf meinem Eiland zubringen zu müſſen und dabei, wie in ähnlicher Lage Robinſon, ein Einſiedlerleben zu führen. Ermüdet es meine lieben Leſer nicht, ſo will ich ihnen nun im Folgenden kurz eine Schilderung meines Aufenthaltes auf den Arroo-Inſeln geben.

Elftes Capitel.

Nachdem ich die Umſchau gehalten, war meine erſte Sorge die Anſtalten für den Bau einer Wohnung zu treffen. Da ich nicht, wie einſt Robinſon im ähnlichen Falle, das nothwendige Material einem Schiffswrack entnehmen konnte, ſo mußte mir die Natur ſelbſt dabei zu Hilfe kommen. Ich wählte mir einen großen weiten Platz auf der Nordweſtſeite des höchſten Hügels faſt unmittelbar am Geſtade aus. Der Vortheil war ein doppelter; denn einmal war ich hierdurch faſt bis gegen Abend vor der Sonnenhitze geſchützt und dann blieb mir immer die freie ungehinderte Ausſicht auf das hohe Meer. Fraglich blieb blos, ob ich mir nicht lieber eine Höhle graben, oder ein Zelt errichten ſollte; ein Blick auf den Wildreichthum der Inſel, deren unumſchränkter Herr ich geworden war und auf das reichliche Material, welches die Tropennatur mit Leichtigkeit in Hülle und Fülle bot, machte die Entſcheidung nicht ſchwer. Zur Errichtung des Zeltes nun brach ich mehrere gabelförmige Zweige des nächſten beſten Baumes ab, grub ſie in die Erde, daß ſie ſchräg ſtanden, ſtützte ſie durch ſtarke,

ſenkrecht eingerammte Pfähle und füllte die leeren Zwiſchenräume mit Reiſig und Geſtrüpp aus. Dies war indeſſen nur der vorläufige Bau. Später, d. h. nach einigen Tagen, als meine Einrichtungen zur häuslichen Niederlaſſung einen höheren Grad der Vollendung erreicht hatten, fügte ich noch eine Reihe Querſtäbe, die horizontal zu liegen kamen, hinzu und vervollſtändigte durch einen Anbau auf der anderen Seite meine Hütte. Sie bot mir durch das reichlich aufgeſchüttete Laub genügenden Schutz. Allerdings in der Regenzeit wäre die ganze Arbeit rein verlorene Mühe geweſen, aber dieſe Zeit lag zum Glücke längſt hinter mir. Die Höhle hatte mir die Natur von ſelbſt in den Felſen gegeben, Sie beſtand aus einer großen Vertiefung, ähnlich dem Eingange eines Kellers, und da das Geſtein ſandig war, ſo war es mir nicht ſchwer, ein Gewölbe in den Felſen auszuſchachten. Allerdings ging das Werk durchaus nicht ſo leicht von Statten; denn mir fehlte das Nothwendigſte, — das Handwerkszeug. Mein hübſches Schiffsmeſſer war mir bei der Landung nach dem Schiffsbruche von den Wilden abgenommen worden, und da ich auch meinen Speer verloren, ſo blieb mir nichts übrig, als nach Art früherer Menſchengenerationen Muſcheln zum Graben zu benutzen. Wiewohl ich mir die größten ausſuchte, — die Wahl war gerade nicht ſchwer, da das Meeresufer Tauſende und Abertauſende aufwies, ſo brauche ich erſt nicht zu ſagen, daß mir die Arbeit nur äußerſt langſam von der Hand ging. Ich ſann daher darauf, mir beſſeres Handwerkszeug zu verſchaffen und hatte auch nach längerem

Suchen das Glück, breite und flache Steine zu finden, die ſich auf dem harten Felsgeſtein ziemlich gut glatt ſchleifen ließen. Aus demſelben Stoffe verfertigte ich mir mehrere brauchbare Meſſer, und Nichts fehlte alſo, mich ſo recht in das Steinalter hinein zu verſetzen. Mit Hilfe dieſer Meſſer war es mir ein Leichtes, Stiele und Schäfte zurecht zu ſchneiden und damit einige Schaufeln herzuſtellen. Um mir ein gutes Lager zu bereiten, raffte ich ſo viel ich konnte Moos und Gras zuſammen, und breitete es in der Sonne zum Trocknen aus, damit es Nachts zum weichen und geſunden Polſter diente. Ferner machte ich mir in geringer Entfernung von meiner Hütte einen Feuerheerd zurecht, indem ich Steine aufeinander ſchichtete und in der Mitte dieſer altarähnlichen Vorrichtung eine Oeffnung für das Feuer übrig ließ. Dann holte ich Reiſig und Laub zuſammen, und ſuchte mir zwei Holzſcheite aus, das eine von weichem, das andere von hartem Holze, rieb Feuer, was mir nicht ſchwer fiel, weil ich im Lande Kootar mir hierin genügende Uebung verſchafft hatte, und bald loderte ein tüchtiges Feuer in hochpraſſelnder Flamme zum Himmel empor. Kochen konnte ich freilich zunächſt nicht, weil ich keine Geſchirre beſaß. Ich mußte alſo das Wildpret, welches ich erlegte, braten. Dieſes ewige Einerlei ermüdete mich, und ich beſchloß, dem Töpfer ins Handwerk zu pfuſchen. Lehmige Erde fand ich genug, und ich entdeckte ſogar mehr, als ich brauchte. Das Einfachſte wäre freilich geweſen, den Thon in der Sonnenhitze trocknen zu laſſen, aber die Sonnenſtrahlen ließen einmal mein Machwerk nicht langſam

genug trocknen und meine Töpfe ſprangen daher noch vor dem Gebrauche. Nun, — verſtand ich auch Nichts von einem Töpferofen, ſo hatte ich doch ſchon oft genug davon gehört, daß Thongefäße nur allmählich erhitzt werden dürfen, wenn ſie nicht zerſpringen ſollen. Jetzt kam mir die Leſewuth zu Hilfe, welche in meiner Kindheit oft genug meine theure Mutter für meine Augen ſo beſorgt gemacht hatte. Ich formte mehrere Töpfe, welche freilich mir als Künſtler ſehr wenig Ehre machten; dann ſetzte ich einen auf den anderen, ſtellte ſie auf glühende Aſche und zündete in einiger Entfernung ein ſtarkes Feuer an, welches ich immer mehr und mehr verſtärkte, bis die Töpfe roth glühten. Dieſen Hitzegrad unterhielt ich mehrere Stunden, ließ dann nach und nach das Feuer eingehen und mein Geſchirr erkalten. Vor Aufregung konnte ich des Nachts kein Auge ſchließen und ſchwebte wohl in derſelben ſpannenden Erwartung, wie einſt der Glockengießer von Breslau in dem gleichnamigen Gedichte. Meine Freude war daher unbeſchreiblich, als ich mich bei der Reviſion im Beſitz einer Anzahl zwar nicht ſchöner, aber doch guter und brauchbarer Töpfe befand. Raſch ging ich auf die Jagd, tödtete am Meeresufer eine große Schildkröte und erlegte eine Fettgans, mit welchen beiden Thieren ich meinen erſten Verſuch in der Kochkunſt unternahm. Als Vorgeſchmack der Freuden, welche mich erwarten ſollten, briet ich mir am Feuer mehrere Schildkröteneier, welche ich vortrefflich aus ihrem Verſteck in der Sanddüne zu finden verſtand. Dieſes Vorfrühſtück mundete mir vorzüglich und reizte

meinen Apetit für das lucullische Mahl, mit welchem ich mir wirklich Ehre eingelegt hatte. Ich erhielt in dem einen Topfe eine kräftige Suppe, in dem anderen einen ziemlich schmackhaften Braten — eine wahre Festgabe für jenen Tag, welcher — ein glückliches Zeichen — meiner Rechnung nach ein Sonntag war.

Natürlich gehörte Brod dazu, und dieses lieferte mir der Brodbaum, welcher auf meiner Insel zahlreich vertreten war. Nichts fehlte mir, um, was die Nahrung anbelangt, zufrieden zu sein.

Obwohl ich bisher auf Neu-Guinea reißende Thiere mit Ausnahme jenes Tigers nicht bemerkt hatte, so stieß ich doch gleich bei meinem ersten Ausfluge auf der Insel auf die Fährten von solchen und war daher zur größten Vorsicht genöthigt. Meine Hauptsorge war daher, meine Hütte zu sichern und vor nächtlichen Besuchen zu schützen.

Inwiefern meine Vorsicht begründet war, konnte ich einige Zeit darauf bemerken, als ich wieder einmal mich der Jagd hingab. Ich stieß nämlich auf Knochenüberreste, welche einer Ziege anzugehören schienen. Einige Schritte weiter sah ich die breiten Spuren eines Raubthieres, und ich schloß aus ihrer Frische, daß sich dasselbe noch in der Nähe befinden mußte. Wohl blieb mir Zeit zur Umkehr, aber meine Jagdlust und die Neugier, den Räuber kennen zu lernen, welcher mir die Alleinherrschaft streitig zu machen schien, trieben mich, dem unbekannten Thiere kühn entgegen zu gehen.

Ich hatte noch nicht zwanzig Schritte gegen einen vor mir liegenden Busch gemacht, als ein lautes, wildes

Brüllen erſcholl, welches mich entſetzen machte; ein Paar blitzende, hellgrüne Augen funkelten mir gefahrdrohend entgegen, und als ſollte ich nicht lange in der Ungewißheit bleiben, wen ich vor mir hatte, ſo zeigte ſich jetzt aus dem Buſch ein rother, weit aufgeſperrter Rachen mit langhaarigen Lippen, in welchem mächtige Zähne zwiſchen weißem Schaum ſichtbar wurden. Ich ſtand einem Tiger gegenüber. Das geringſte Zeichen der Furcht meinerſeits hättte mich unfehlbar dem Tode überliefert. So aber erholte ich mich raſch von dem Entſetzen, welches mich anfangs beim Anblicke der Beſtie erfaßt hatte. Das Thier kauerte ſich zuſammen, ſtieß ein entſetzliches Gebrüll aus und machte ſich zum gewaltigen Sprunge auf mich bereit. Ich hatte entſchieden keine Zeit zu verlieren, und da die funkelnden Augen der Beſtie ein gutes Zielobjekt gaben, ſo ſchoß ich in Gottes Namen meinen Pfeil ab. Ein wiederholtes, markerſchütterndes Gebrüll war die Antwort, dann ſah ich das Thier wanken und zuſammenbrechen.

Der Gefahr, daß meine Pfeile durch häufige Benutzung abſtumpfen würden, war ich zwar durch die ſpitzen Steine, welche ich, wie geſagt, maſſenhaft fand, enthoben. Zum Ueberfluß entdeckte und erlegte ich mehrere Stachelſchweine, deren Stacheln ich zu Pfeilſpitzen mit Leichtigkeit umwandelte. Dieſer Fang mußte mich überraſchen; denn die eigentliche Heimath des Stachelſchweines iſt Südeuropa und Afrika.

Daß ich Schlangen auf meiner Inſel zahlreich vorfand, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Ich erlegte ſo

viel ich konnte, und habe mich dabei wunderbarer Weiſe nur einmal in wirklicher Lebensgefahr befunden. Dies war, als ich einſt den Gipfel meines hohen Hügels beſtieg, um meine übliche Rundſchau nach dem Rettungsſchiff zu halten. Eben, als ich mich ein kleine Strecke von der Höhe entfernt hatte, wand ſich eine mehrere Fuß lange Schlange durch das hohe üppige Gras und verſuchte, eilig zu entfliehen.

Als ich ſie verfolgte, ſchnellte ſie wüthend empor und machte Anſtalt, mich zu umzingeln. Ein tüchtiger Schlag mit meinem Bogen belehrte ſie indeſſen eines Beſſeren, ſo daß ſie niederfiel und nach einigen Zuckungen verendete.

In Amerika pflegt man den von Schlangen Gebiſſenen Whisky in den Mund zu gießen; denn erreicht man es, ſie *betrunken* zu machen, ſo ſind ſie gerettet. Dies gelingt leicht, wenn ſeit dem Biſſe noch nicht lange Zeit verfloſſen iſt; auch kommt viel darauf an, an welcher Körperſtelle ſich der Biß befindet. Dies Mittel iſt alſo einfach, und wie die Erfahrung lehrt, ſehr wirkſam. —

Die größten und gefährlichſten Gegner der Klapperſchlange ſind die gewöhnlichen ſchwarzen Schlangen und die *Schweine*. Lache der Leſer nicht! Die Sache verhält ſich wirklich der Wahrheit gemäß. Nichts ſoll merkwürdiger ſein, als der Kampf einer Klapperſchlange mit einem Schweine. Dies edle Borſtenthier fürchtet dies Reptil gar nicht, bewacht aber jede Bewegung des letzteren mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit. Springt die Schlange, dann hält ihr das Schwein blitzſchnell ſeine

Seite hin; denn dort mag ſie hinbeißen, — im Fett nämlich hat das Gift keine Wirkung, ſondern iſt nur tödtlich, wenn es ſich mit dem Blute unmittelbar vermiſcht. Ja man kann ſogar Schlangengift ohne Gefahr verſchlucken. Auch das Fleiſch der Schlange iſt nicht giftig und ſcheint für das Schwein ein reiner Leckerbiſſen zu ſein. Hat die Schlange ihr Gift vergeudet, dann faßt das Schwein ſie im Genick, tritt auf den Körper und reißt ſie in Stücke. Eine Heerde Schweine ſäubert bald das Dickicht von Klapperſchlangen. —

Auch der Hirſch iſt ein ganz achtbarer Gegner der ſcheußlichen Thiere. Sieht er eine Klapperſchlange zuſammengerollt daliegen, ſo zieht er alle vier Läufe dicht aneinander und ſpringt mit Blitzesſchnelle gerade mitten auf die Schlange, deren Körper von den ſcharfen Hufen augenblicklich, wie mit Meſſern, zerſchnitten wird.

Der Todfeind der Klapperſchlange iſt aber, wie ſchon erwähnt, die gewöhnliche ſchwarze Schlange. Sie iſt wirklich ein öffentlicher Wohlthäter. Sie wird ungeheuer groß, aber ſie greift niemals Menſchen an, wovon Beiſpiele zu Tauſenden erzählt werden. — Die Klapperſchlange fürchtet ſie und ſucht ſie zu vermeiden. Sie hat guten Grund dazu; denn ihre Feindin iſt ſtärker als ſie, ſchnell wie der Blitz und kampfluſtig, wie ein Streithahn. Begegnet dieſe der Klapperſchlange, ſo greift ſie ohne Zögern an. Ich ſelbſt habe einem ſolchen intereſſanten Kampfe nicht beigewohnt und erzähle daher jetzt von Hörenſagen.

Wird die Klapperſchlange ihren ſchwarzen Feind ge-

wahr, so rollt sie sich gleich zum Gefecht zusammen und beobachtet unter wüthendem Klappern jede Bewegung der Gegnerin. Inzwischen gleitet die schwarze Schlange langsam um ihre zusammengerollte Feindin herum, als ob sie deren schwache Stelle erspähen wollte. Sie zischt viel, und schneller und schneller zieht sie ihre immer enger werdenden Kreise, wobei sie scharf auf den Klapperer sieht. Dieser folgt mit dem Kopfe jeder Bewegung des Angreifers, dessen Schnelligkeit endlich förmlich schwindelerregend ist; diese Wirkung zeigt sich auch wirklich bei der Klapperschlange. Merkt dies die schwarze Schlange, so schießt sie auf die andere los und faßt sie dicht unter dem Kopfe. Die Leiber der beiden Reptilien verknoten sich; die größere Stärke entscheidet, und — diese ist auf Seiten der Schwarzen. Die Klapperschlange ist bald erwürgt, und zuweilen, aber nicht stets, verschlungen. —

Man nennt den Blick der Schlange einen „Zauberblick", und in der That ist die Kraft dieses Blickes keine Fabel. Ich selbst habe mich davon überzeugt. Bei einer Inspectionsreise in den Minen war ich mit meinen Begleitern aus einem Walde auf eine Wiese gelangt, und sah mit Erstaunen, wie ein hübsches, wohlgenährtes graues Eichhörnchen auf einer zufällig kahlen Fläche die allernärrischesten Sprünge machte. Wir traten lachend näher. Da sahen wir eine ungeheuer große Klapperschange, die ihren Kopf nach dem Eichhörnchen gerichtet hatte. Bei unserem Anblick ringelte sie sich sogleich zusammen und machte ein Geräusch, wie das einer Säge. Bei dem furchtbaren Geklapper hörte das Eichhörnchen auf zu springen

und saß bewegungslos da. Als wir nach unseren Waffen griffen, erhob die wüthend gewordene Bestie Schwanz und Kopf, ihre gespaltene Zunge schoß blitzschnell aus dem Maule hervor, und sie machte sich zum Angriff bereit. Wir beförderten sie selbstverständlich schnell in das andere Leben. Das arme, kleine Thier konnte noch lange Zeit den „Tanzplatz" nicht verlassen, — wir schenkten ihm die Freiheit, als es endlich zu sich gekommen war. Das Wunderbare blieb immer, wie das Eichhörnchen aus dem Walde hierher auf den einsamen, baumlosen Platz gekommen war, und ich kann mir dies nur so erklären, daß die Klapperschlange mit ihrem eigenthümlichen Summen denselben Zauber auf kleinere Thiere ausüben kann, wie der selige Rattenfänger von Hameln mit seiner Musik auf die Kinder. —

Ein interessantes Thier war das Riesenkänguruh, welches der berühmte Seefahrer Cook zuerst auf Neu-Holland entdeckte. Dieses Thier ist wirklich merkwürdig durch seine langen, löffelartig emporstehenden Ohren, seinen verhältnißmäßig kleinen Kopf, seinen langen und starken Schwanz und das Mißverhältniß zwischen Vorder- und Hinterfüßen. Es legt bei jedem seiner sehr hohen, unglaublich weiten Sprünge die Vorderfüße dicht an den Leib und streckt den Schwanz, wahrscheinlich zur Erhaltung des Gleichgewichts, kerzengrade nach hinten aus. So friedlich auch das Känguruh ist und aus eignem Antriebe niemals ein anderes Geschöpf angreifen würde, so furchtbar und gefährlich ist es in der Vertheidigung. Dann nämlich lehnt es sich an einen starken Baumstamm

an, während es mit ſeinen kräftigen Hinterbeinen und dem ſtarken Schwanz ſeinen Angreifer von ſich abwehrt. Sein größter Gegner iſt der Hund, welcher eigens zu dieſer Jagd dreſſirt wird. Aber wehe dieſem Vierfüßler, wenn es dem Känguruh gelingt, ihn ſo an ſich zu preſſen, daß er ſich nicht mehr zu rühren vermag; mit einem einzigen Schlage ſeiner Hinterpfote ſchlitzt ihm das Känguruh den Bauch auf. Befindet ſich das Thier einmal auf der Flucht, ſo ſcheut es, obgleich es gar nicht ſchwimmen kann, durchaus nicht das Waſſer, ſo weit es nur nicht zu tief iſt, ſo daß es in ihm noch aufgerichtet ſtehen kann; die nachſchwimmenden Hunde packt es mit den Vorderlatzen und erſäuft ſie. Da ich keine Hunde hatte, ſo war es eine reine Glücksſache, wenn mein Pfeil das flüchtige Thier in ſeinem unglaublich ſchnellen Laufe zuweilen doch noch erreichte. Ich will es aber offen geſtehen: nur zwei oder drei Mal konnte ich mich ſelbſt als glücklicher Schütze beglückwünſchen. —

Ich hatte bereits neun Monate ohne Ausſicht auf Erlöſung von dieſem Einſiedlerleben auf meiner Inſel zugebracht Ich brauchte meinen Wohnort nicht zu verändern; denn das Eiland, auf welches mich mein Geſchick verſchlagen hatte, war das höchſte in der ganzen Inſelgruppe. An Nahrung und Beſchäftigung fehlte es mir gewiß nicht. Wenn ich auch nicht wünſchen konnte, mein Leben auf dieſem Stückchen Erde, fern von den Meinigen, zu beſchließen, ſo hatte ich doch immer keine Urſache, mich allzuſehr über mein Loos zu beklagen. Gott hatte mich bisher wunderbar aus aller Noth gerettet, und die

ſchweren Schläge, welche mich betroffen, mußte ich gewiß als gerechte Strafe für meinen Leichſinn und meinen Uebermuth anſehen. Ich hatte ſelbſt im kleinſten Umſtande den ſichtbaren Schutz und Beiſtand des Allmächtigen kennen gelernt, und ich war und bin jetzt, wo ich gerettet meine Leidensgeſchichte erzähle, voll Dankes gegen den Himmel.

Ich ſage, daß ich ſelbſt im kleinſten Umſtande die göttliche Allmacht kennen lernte. Die Natur hatte mir Nahrung verſchafft, ſie gab mir Gelegenheit, im Kampfe um das Daſein meine Kräfte friſch zu erhalten, ſie zeigte mir endlich auch, wie ich meine Kleidung erſetzen ſollte. Meine Jacke und meine Beinkleider hatten bisher gut gehalten und würden auch bei der Dauerhaftigkeit des Stoffes, aus welchem ſie verfertigt waren, noch längere Zeit ihre Schuldigkeit gethan haben. Die eigenthümliche Art und Weiſe, wie ich mir meine Stiefeln erſetzte, kann ich nicht unerwähnt laſſen. Auf einer meiner vielen Streifereien rings um meine Inſel fand ich eine ganz beſondere Art wilder Feigenbäume, welche eine runde Frucht mit kleinen Samenkörnern in ihrem ſaftigen Fleiſche kennzeichnete. Bei genauerer Betrachtung bemerkte ich etwas wie Harz oder Gummi an ihnen, welches die Stämme ausgeſchwitzt zu haben ſchienen, und das von der Sonne und dem Zutritte der freien Luft ein wenig geronnen und gehärtet war. Ich löſte ein Stück ab und verſuchte es zwiſchen den Fingern vermittelſt des Speichels aufzuweichen. Aber das Harz ließ ſich nicht auflöſen, dagegen machte ich die Wahrnehmung, daß es

sich durch die Wärme der Finger allmählich erweichte, und bald ausdehnen ließ, bald von selbst elastisch zusammen schnellte. Das Feigenharz war also Kautschuk oder elastischer Gummi. Sofort erinnerte ich mich, daß man aus ihm alles nur Wünschenswerthe fabriciren könnte, und ich beschloß, zunächst mein Glück mit der Fabrikation des mir nothwendigen Schuhwerks zu versuchen. Als Modell nahm ich meine Strümpfe, füllte sie mit Sand aus und überzog sie mit einer dünnen Lage Lehm, der rasch in der Sonne trocknete. Dann schnitt ich mir nach der Größe meiner Schuhsohlen ein Paar Sohlen von starker Ziegenhaut, die ich zuvor mit Steinen und Muscheln biegsam machte. Nachdem ich die Sohlen auf allen Seiten an den Strümpfen befestigt hatte, fertigte ich mir einen Pinsel von Ziegenhaaren und bestrich mit ihm die Strümpfe so gleichmäßig als möglich mit Kautschuk. Sowie nun eine Kautschuklage gerann, trug ich sofort eine andere auf, bis die Stiefeln die gehörige Dicke zu haben schienen und nur noch zu trocknen brauchten, was in kurzer Zeit erfolgte. Dann der Sand ausgeleert, die Strümpfe hervorgezogen, die Lehmkruste zerstoßen, der entstandene Staub weggeschafft, und ich hatte ein Paar Stiefeln, so weich, warm, glatt und wasserdicht, daß selbst der beste Schuhkünstler mir keine besseren hätte verfertigen können.

Als die großen Regengüsse eintraten — etwa gegen Mitte August — mußte ich mein Zelt verlassen. Ich hatte aber vorher für die Anlage einer neuen Behausung

Sorge getragen und eine Zuflucht in der ſchon erwähnten Höhle meines Felſens gefunden. Es blieb mir nur übrig, den natürlichen Stollen weiter auszuſchachten, was in dem weichen Geſtein nicht zu ſchwer fiel und mit Hülfe meines verbeſſerten Handwerkszeugs ſchneller von Statten ging, als ich Anfangs geglaubt hatte. Ich ſaß unter der Felſenwand vollſtändig trocken und ließ mir den an und für ſich nicht ſehr angenehmen Umſtand während der kurzen Dauer der Regenzeit nicht ſehr anfechten. Endlich, nach kaum acht Wochen hörten die Güſſe auf und die klarſte Sonne beleuchtete mein paradieſiſches Eiland. Ich hatte ſelbſtverſtändlich auch während der naſſen Zeit nicht vergeſſen, meine Warte zum Ausſpähen auf Schiffe fleißig zu beſuchen, wenn auch allerdings wenig Ausſicht vorhanden war, daß zu der Zeit Schiffe meine Gegend paſſieren würden. Da mich meine häuslichen Beſchäftigungen den größten Theil des Tages in Anſpruch nahmen und ich auch wegen der großen Hitze auf dem kahlen, ungeſchützten Berggipfel nicht lange verweilen konnte, ſo pflanzte ich eine hohe Fahnenſtange auf, befeſtigte an derſelben das Tigerfell, welches ich erbeutet hatte, und unterhielt ringsherum ein ſtarkes Feuer, welches meiner Meinung nach mehrere Seemeilen weit auf dem Meere ſichtbar ſein mußte. Während der Regenzeit war freilich das Feuer eingegangen; jetzt aber ließ ich es wieder fleißig flackern, weil ja, wie ich von Lakangéoo gehört, das Schiff meiner deutſchen Landsleute gerade jetzt ſeine friedliche Reiſe zu unternehmen pflegte.

Aber vergebens war mein Hoffen und Harren; es

ſollte mir nicht einmal der Schmerz erſpart bleiben, in meiner ſicheren Erwartung getäuſcht zu werden. —

Kurz bei Beginn der September-Stürme, als der Morgen graute, hörte ich von der See her mehrere Kanonenſchläge in raſcher Folge herüber donnern. Die Felſen gaben das Echo tauſendfältig und mit furchtbaren Getöſe wieder. Im erſten Augenblicke glaubte ich an ein Erdbeben und ſtürzte, bleich vor Entſetzen und Furcht, halbbekleidet in's Freie. Hier wurde ich über den Grund des Lärmes ſofort klar. In einer Entfernung von kaum einer Seemeile kämpfte ein mächtiger Dreimaſter gegen die Wellen an. Die Kanonenſchüſſe waren das Nothſignal, welches zur Hülfe aufforderte. Offenbar hatte die Schiffsbemannung mein Feuer geſehen und war hierdurch zum Glauben voranlaßt, daß meine Inſel bewohnt ſei. Ich erwartete Hülfe von ihnen; — wie ſollte ich nun als einzelner Menſch ihnen Hülfe bringen? Jeden Augenblick mußte ich befürchten, daß das prächtige Schiff eine Beute des Sturmes ſein würde, und dann hätten die Wellen, gleichſam wie zum Hohne, mir nur ſeine Trümmer und die Leichen Ertrunkener angeſchwemmt. Ich ſah von meiner Warte aus, wie man vom Schiffe den Verſuch machte, Boote auszuſetzen, wie aber dieſes Unternehmen gleich wieder aufgegeben wurde, weil ein heftiger Wind das Schiff vom Land weg und auf das hohe Meer zurücktrieb. Gebe der Himmel, daß es geretet worden iſt! Für mich war es bald verſchwunden.

Welche Gedanken auf mich einſtürmten, als mir ſo dicht vor den Augen die Hoffnung auf Rettung ent-

ſchwand, kann ſich wohl Jeder denken. Schon ſo nahe am Ziele und jetzt wieder von ihm weiter entfernt, als je.

Ich begann zu weinen und hielt mich für den verlorenſten Menſchen der Welt. Aber der Thränenſtrom hatte meinem gepreßten Herzen Erleichterung verſchafft, und die eben jetzt völlig aufgegangene Sonne zeigte mir, daß da Oben Derjenige wohne, in deſſen Hand allein mein Loos lag. So wie die Sonne ſich durch den wolkenbedeckten Himmel erſt ihren Weg bahnen mußte und ſich bahnte, ſo hoffte auch ich, daß trotz aller Widerwärtigkeiten mein Lebensſchiff ſich durch die heftige und gefährliche Brandung durchkämpfen würde. Ich war ja an Leiden und Enttäuſchungen gewöhnt, und ſo wie ich gerade im Unglück bisher nur eine Stärkung für Geiſt und Körper gefunden hatte, ſo richtete ich mich auch jetzt ſchnell wieder auf und begann Pläne für meine Rettung zu faſſen.

Ich beſchloß, mich auf die See zu wagen, in der Hoffnung, unterwegs von einem Segler aufgenommen zu werden. Es war mir klar, daß ein einfaches Floß dazu nicht ausreichte; ſollte mein Plan Ausſicht auf Erfüllung haben, ſo mußte ich weder Zeit noch Mühe ſparen mir ein längeres Boot zu bauen, mit dem ich mich ſchon hinaus wagen könnte. Ungeſäumt ging ich ans Werk.

Ich ſuchte mir einen hohen Baum aus, fällte ihn, ſchälte ihn ab, und begann ihn zuzuhauen, bis er äußerlich die Geſtalt eines Bootes hatte. Die innere Höhlung auszubohren, hätte zuviel Zeit in Anſpruch genommen, — ich brannte deßhalb nach Art der Indianer den Stamm von Innen aus und hatte das Vergnügen, bald ein

hübſches, gut gebautes, und was die Hauptſache war, ein brauchbares Fahrzeug zu beſitzen. Dieſes „Bald“ möchte ich aber bitten, nicht mißzuverſtehen; denn die ganze Arbeit nahm faſt ein halbes Jahr in Anſpruch. Wohlweislich befand ſich meine einfache Schiffswerfte nahe dem Strande. Den Baum dahin zu ſchaffen, fiel nicht ſchwer; ich rollte ihn von der Höhe herab und half, wo es nöthig war, mit Hebe- und Stemmhölzern nach. Als Alles fertig war, grub ich einen kleinen Kanal, ſechs Fuß tief und vier Fuß breit, und führte auf demſelben mein Boot glücklich zum Waſſer. Allerdings fehlte ein ſehr weſentlicher Theil: nämlich Maſtbaum und Segel; die Anfertigung des erſteren war zwar möglich, aber doch zwecklos, ſo lange ich nicht die Segel herſtellen konnte. Dies Letztere war aber vollſtändig unmöglich, weil ich keine Leinwand beſaß. Deſſen ungeachtet war ich doch Willens, mich mit meinem Fahrzeuge dem Meere anzuvertrauen, und ich hätte gewiß ſo bald als möglich dieſen halsbrecheriſchen Plan in's Werk geſetzt, wenn nicht der Himmel mir die Sache hätte vereinfachen wollen. —

Ich hatte mich ſchon zur Fahrt vorbereitet, friſches Waſſer und Proviant für mehrere Wochen auf meinem Kahne geborgen und den nächſten Tag zum Verlaſſen meiner Inſel beſtimmt. Eben war meine einfache Mittagsmahlzeit beendet und ich hatte mich zum Nachmittagsſchlafe bereit gemacht, als ich plötzlich wiederum Kanonendonner ertönen hörte. Freudig ſprang ich empor und erklomm eiligſt den Felſen. Was ſollte der Lärm der

Kanone denn bedeuten? Der Himmel war ja klar und ruhig, die See lag glatt und friedlich da, kein Lufthauch machte ſich bemerkbar. Das, was ich ſah, brachte mich in höchſte Aufregung und mein Herz wollte vor Freude und Dank gegen den Höchſten beinahe ſpringen. In nächſter Nähe ſchaukelte ein mächtiges Schiff leicht und zierlich auf den Fluthen; eben hatte es drei mächtige, große Schaluppen in's Waſſer gelaſſen, und dieſe näherten ſich, von kräftigen Ruderern getrieben, blitzſchnell meiner Inſel. Mir kamen die Bauart des Schiffes, Steuerleute und Matroſen bekannt vor, und nachdem ich kurze Zeit in meinen Erinnerungen herumgeſtöbert, hatte ich die Gewißheit erlangt, daß das Schiff, welches der Himmel mir zur Rettung geſandt, Herrn Barnaby gehörte, demſelben Rheder, der unſer geſcheitertes Schiff in Melbourne ausgerüſtet hatte. Faſt wahnſinnig vor Aufregung und Freude, kletterte ich die Signalſtange hinauf, riß das von der Zeit und vom Unwetter ſtark mitgenomne Tigerfell herunter, wehete damit den Schaluppen entgegen und ſchickte ihnen aus Leibeskräften meine Rufe zu. Ich wurde bemerkt, und ich hatte die Genugthuung zu ſehen, daß man mir Gegengrüße zuwinkte und gradezu auf die kleine Bucht losſteuerte, welche ſich vor meinem Hügel und meiner Wohnung ausbreitete. Ich ſtürzte mehr den Felſen herunter, als daß ich lief, und nach wenigen Augenblicken lag ich wonnetrunken und vor Freude weinend in den Armen meiner Retter.

Schiff und Ladung gehörten wirklich Herrn Barnaby und waren beſtimmt, nochmals den Verſuch zu wagen,

den Verkehr mit den Eingeborenen von Neu-Guinea anzuknüpfen. Man hatte vom Schiffe mein Feuer bemerkt und ſofort vermuthet, daß ſich verunglückte oder verſchlagene Matroſen auf meiner Inſel befinden müßten, und da man gleichzeitig friſches Waſſer einnehmen und ſich über die ganze Arroo-Inſelgruppe Kenntniß verſchaffen wollte, ſo waren die Boote herabgelaſſen worden. Herr Barnaby, welcher die Expedition ſelbſt mitmachen wollte, war einer der Erſten, der ans Land ſprang. Er erkannte mich ſofort, begrüßte mich theilnehmend, und ich mußte ihm und den Matroſen die Geſchichte meiner Schickſale erzählen, welche ſie mit der größten Aufmerkſamkeit verfolgten. Mehr wie einmal unterbrach mich ein Ausruf ihres Staunens und ihres Mitleids. Ich wurde geſtärkt, erhielt einen neuen Anzug, und nachdem der Zweck der Landung erfüllt war, beſtieg ich mit Herrn Barnaby ein Boot und bald hatten wir das gaſtliche Schiff erreicht, von welchem uns Taue und die Treppe herabgelaſſen wurden.

Zwölftes Capitel.

Meine Leiden hatten endlich ein Ende gefunden, und wenn irgend etwas im Stande war, mich für dieſelben zu tröſten und zu entſchädigen, ſo hätte es die außerordentlich freundliche Aufnahme auf dem Schiffe des Herrn Barnaby ſein können. Mit leeren Händen kam ich auf den Dampfer „Saxonia“, Capitain Richard Boldt; meine Schätze, welche ich in Watara geſammelt hatte, mußten ja bei der Flucht zurückbleiben, und von den Arroo-Inſeln nahm ich nur einige Ziegen mit, welche mir Herr Barnaby zum Zwecke der Vervollſtändigung des Proviantes ſofort abkaufte und bezahlte. Die „Saxonia“ war von Melbourne, wie ſchon erwähnt, nach Neu-Guinea beſtimmt, um einen Handelsverkehr mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Da ich vor der Hand keine Beſchäftigung hatte, ſo nahm ich eine mir angebotene Steuermannsſtelle, welche zufällig frei war, mit Dank an, und der reiche Schiffsrheder hatte gewiß keine Veranlaſſung, ſeine Wahl zu bereuen. Trotz der mir im Goldlande

widerfahrenen Unbilden rieth ich, in deſſen Inneres einzudringen und erbot mich ſelbſt zum Führer. Ich hatte zwar weitere Verfolgungen zu befürchten; im Hinblick jedoch auf meine Beliebtheit beim Volke von Watara und die achtbare Zahl gut Bewaffneter, welche wir ſtellen konnten, war dem Plane eine gewiſſe Berechtigung auf ein glückliche Erfüllung nicht abzuſprechen. Einhundertzwanzig Mann ſtark landeten wir mit unſeren vier Schiffskanonen und einer Menge Proviant verſehen, bei der Mündung des Fluſſes Irſak. Da unſere Ausrüſtung über jedes Lob erhaben war, ſo ging unſer Marſch durch die troſtloſe Einöde, in welcher ich beinahe mein Grab gefunden hätte, glücklich von Statten. Wir erreichten ſehr bald den Golddiſtrikt und bald war ich, erkannt vom Volke, im Jubel mit meinen Begleitern nach Watara geführt. Hier begrüßte mich die Kunde, daß unmittelbar nach meiner Flucht das aufgeregte Volk Kayghár abgeſetzt und an ſeiner Stelle Begabecár, einer meiner tüchtigſten Unterbeamten als Häuptling eingeſetzt hatte. Kayghár ſelbſt war bei dieſem Aufſtande durch einen Zufall um's Leben gekommen.

Wir waren keine Abenteurer, und Nichts lag uns ferner, als nach dem Vorbilde Fernando Cortez in Mexico das Land zu erobern, ſelbſt wenn wir es vermocht hätten. Unſeren friedlichen Abſichten wurde Nichts in den Weg gelegt, und wir ſtanden bald am Ziele unſerer Wünſche. Der Handelsverkehr und ſeine Formen, in denen er in der Folge ſtattfinden ſollte, wurden durch meine Vermittelung für beide Theile in befriedigender

Weiſe feſtgeſtellt, und, wie ich hinzufügen darf, blieb die Verbindung auch in der Folge eine ſehr rege, da die Parteien ſich gegenſeitig ehrlich behandelten.

Was mich anbelangt, ſo erhielt ich ſelbſtverſtändlich meine Schätze wieder, und ich war durch ſie zu einem wohlhabenden, ja ſelbſt reichen Manne geworden.

Unſer Aufenthalt im Goldlande währte nur ſo lange, als es unbedingt nöthig war, d. h. bis zur Abwickelung des Goldtransportgeſchäftes. Wir gelangten wieder glücklich an Bord und mit vollem Dampfe ging es zurück nach Melbourne. Daß mein Abſchied von Watara dieſes Mal anderer Art war, wie mein erſtes fluchtartiges Verſchwinden, bedarf wohl keiner ausführlichen Verſicherung. Wenn ich auch als ein echter Matroſe glücklich war, die Planken eines tüchtigen Schiffes unter meinen Füßen zu haben, ſo war doch, wie ich aufrichtig geſtehe, mein Heimweh und meine Sehnſucht nach der Mutter ſo groß, daß ich faſt jede Minute zählte, die mich dem Feſtlande von Auſtralien näher brachte.

Wir liefen glücklich und reich beladen in den Hafen der großen auſtraliſchen Stadt ein und nach zwei Stunden konnte ich im Geſchäftslokale des Herrn Barnaby Briefe in Empfang nehmen, welche meine herzige, gute Mutter bereits vor faſt neun Jahren geſchrieben hatte. Ich drückte die mir ſo wohlbekannten Zeilen an die Lippen, und Thränen der Rührung ſtürzten mir aus den Augen, als ich aus ihren Worten die liebevolle Angſt eines Mutterherzens herauslaß. Ich laſſe jetzt die Briefe folgen:

„Den 30. December 1868.

„Mein heißgeliebter Sohn!

„Deinen Brief, welchen Du mir aus Melbourne, vom Bord der „Hammonia“ geſchickt haſt, habe ich neun Monate nach Deinem Datum erhalten, eben ſo Deine Geldſendung. Ich danke dem Schöpfer dafür, daß er über Deinem Haupte, mein theures Kind, ſo väterlich gewacht hat. Möge er Dich auch fernerhin in ſeinen gnädigen Schutz nehmen, — ich flehe ihn Tag für Tag auf den Knieen darum an. Siehſt Du, mein theurer, vielgeliebter Sohn, ich würde Deinen Verluſt nicht erleben können. Ich habe Greiners in Rohrbach die Trauerkunde vom Tode ihres Carl ſo ſchonend als es nur möglich war, mitgetheilt. Aber Du hätteſt den Schmerz der armen Eltern ſehen ſollen! Ihr einziger Sohn, ihr Stolz, ihre Hoffnung todt! Und dabei ſo elend, ſo jäh umgekommen, und die unglücklichen Eltern können nicht einmal das Grab ihres Lieblings ſchmücken. Möge er friedlich auf dem kühlen Meeresgrunde ſeinen ewigen Schlaf halten! Dich aber, lieber Sohn, bitte und beſchwöre ich, ſei nicht zu kühn und verwegen; komme treu und gewiſſenhaft Deinem ſchweren und gefahrvollen Berufe nach, aber fordere nicht die Gefahr und das Unglück heraus, — vergiß nicht, daß Du noch eine Mutter haſt, welche in ſteter Angſt um Dich ſchwebt und welche deinen Tod nicht überleben würde. Gott möge Dich ſchützen und Dich geleiten auf Deinen Wegen; mögeſt Du heil und unverſehrt in meine Arme wieder zurückkehren!

„Dein Stiefvater, Herr Kober, hat Dir ſchon längſt

verziehen. Er meinte es wirklich väterlich und gut mit Dir. Du kannſt Dir nicht denken, wie er ſich für Dich intereſſirt, und um Dich kümmert. Er hat Deinen Brief allen Nachbarn und Freunden gezeigt und iſt ſtolz auf Dich. Leider iſt er bereits ſeit einigen Wochen erkrankt; er huſtet ſehr viel, iſt heiſer und klagt über heftige Schmerzen im Halſe. Der Doctor hat ihm Schonung angerathen und angeordnet, daß er das Bett hüten ſolle. Herr Kober hofft, daß ſeine geſunde Körperkraft bald Herr über die ſtörende Krankheit werden würde. Welch' ſchönes Leben würden wir alle drei vereint in unſerem lieben trauten Dorfe zuſammen führen können, wenn Du hier wäreſt.

„Mein lieber, einziger Sohn, komme zurück in die Arme Deiner Dich liebenden Eltern und ſei viel tauſend Mal von mir und Herrn Kober gegrüßt und geküßt. Es harrt Deiner Rückkehr mit Sehnſucht Deine Dich liebende Mutter."

Und weiter ſchrieb ſie:

„Den 18. Mai 1870.

„Mein lieber, guter Sohn!

„Jahre ſind vergangen, ſeit Du aus der entferten Hälfte der Erde mir keine Nachrichten geſchickt haſt. Meine Sorge um Dich, mein einziger Sohn, iſt deshalb groß, zumal Du mich daran gewöhnt haſt, häufiger zu ſchreiben. Könnte ich doch recht bald, bald Nachricht von Dir haben! Hoffentlich haſt Du meinen früheren Brief erhalten, weshalb ich glaube, jeden Tag von Dir eine

Botſchaft oder ein Lebenszeichen zu bekommen. Ich ſchrieb bereits an die Miller'ſche Rhederei in Bremen, um Erkundigungen über das Schiff „Hammonia“ wenigſtens einzuziehen, und empfing nur eine Nachricht, welche mit Deinem Briefe ſtimmt, das nämlich, daß das Schiff 1868 aus Melbourne abgeſegelt ſei, unbekannt, wohin! Mein Sohn, mein Sohn, der Kummer Deiner Mutter und die Sehnſucht bleicht frühzeitig ihr Haar und nagt an ihrem Herzen! Wenn alſo je Dich dieſer Brief erreicht, ſo ſuche die Mittel und Wege ausfindig zu machen, wo Du auch ſeieſt mir ein Oelblatt des Troſtes zu ſenden!

„Ich theilte Dir bereits mit, daß dein Stiefvater erkrankt ſei. Auch hier hat ſich mein Kummer und Schmerz gemehrt, indem der Herr ihn zu ſich genommen; Du haſt ihn nur kurze Zeit kennen ſollen! — Ich ſtehe nun wieder allein, alt und gebeugt vor Gram, ohne die Stütze meines Sohnes haben zu können, faſt mittellos da. Doch ich will nicht klagen, da ich durch Gott noch die Kraft habe, zu arbeiten, und zu ihm bete ich, mir dieſelbe zu erhalten bis an mein Ende!

„Aus Allem erſiehſt Du nun wohl, wie ſehr ich mich freuen würde, Dich nach jahrelanger Trennung wieder in meine Arme eilen zu ſehen. Wenn ich Dir auch Deinen jugendlich leichtſinnigen Schritt verziehen habe, lieber Sohn, ſo haſt Du dennoch ſchwer geſündigt und Deine Mutter wehe gethan! Verzeihen will ich Dir nochmals — auch verſuchen, es zu vergeſſen — — aber komm zurück, wenn ſich noch jemals die ſegnende Hand Deiner Mutter auf Dein Haupt legen ſoll!

„Ich flehe zu Gott, Dich zu behüten und zu beſchützen auch fernerhin.

„Unter Thränen des Schmerzes und der Sehnſucht küßt Dich in Gedanken viel tauſend Mal Deine Dich innig liebende Mutter.“

Briefe meiner Mutter! Wie hüpfte mein Herz vor Freude, die lieben, trauten Züge der Handſchrift meiner Mutter immer von neuem und neuen betrachten zu können! Immer von Neuem las ich die lieben Worte. Schien es mir doch, als wäre ich in dieſen Augenblicken daheim und als hörte ich meine gute Mutter wirklich ſprechen! Mein kaum bezähmbares Heimweh wurde aber dadurch in einer Weiſe angefacht, daß ich faſt erkrankte. Doch, was der Sturm der Wonne, die plötzlich auf mich eindrang, verhüllte, mußte bei ruhigerem Verweilen und Durchdenken der Lage bald genug in anderem Lichte erſcheinen. Vor faſt ſieben Jahren war der Brief geſchrieben! Wie konnte Alles — Alles in dieſer langen Zeit anders geworden ſein, — wie konnte vielleicht ſchon — o es war ſchrecklich nur zu denken — meine gute Mutter vielleicht auch bereits meinem Vater im Grabe nachgefolgt ſein. Und wie liebevoll, faſt flehentlich bat ſie zurückzukommen. Ich war zerknirſcht vor Schmerz in tiefſter Seele! Nach langen, langen Jahren erſt dieſe Bitten zu vernehmen, war die Strafe Gottes für mich, in ertödtendem Zweifel tauſende von Meilen entfernt nun weilen zu müſſen, ohne Gelegenheit zu haben ein Lebenszeichen geben zu können. Aber auf Gottes Gnade und barmherzige Ge-

rechtigkeit hoffte ich, daß es meiner Mutter nochmals vergönnt ſein würde, ihre ſehnſüchtigſten Wünſche erfüllt zu ſehen. Ich flehte aus tiefſter Seele zu ihm, dem Lenker unſeres Schickſals, daß er mich nunmehr heimführen möchte! Zu ihren Füßen wollte ich mich werfen als ihr unwürdiger Sohn, der ihre unermeßliche Liebe erſt jetzt erkannte. Bis zu den entfernteſten Zonen iſt ſie mir gefolgt in Sehnſucht und mütterlicher, fürſorglicher Liebe.

Als ich die Briefe geleſen, wankte ich mehr als ich ging zur Straße hinaus und ließ mich auf einer ſteinernen Balluſtrade nieder. Es währte geraume Zeit, ehe ich zu einem beſtimmten Entſchluſſe kommen konnte, denn die verſchiedenſten Pläne durchkreuzten in wirrer Folge meinen Kopf. Ich wollte telegraphiren, aber wohin? Sollte ich nach meinem Heimathsorte an fremde Adreſſen mich wenden? Aber an wen? Ich hatte nirgends eine beſtimmte Gewißheit, daß der elektriſche Funke den Troſt bringen würde und mir Nachricht, daß mein Hoffen auf ihr Leben noch begründet ſei. Endlich ſchien ich den richtigen Gedanken erfaßt zu haben! Ich wollte an den Ortsvorſtand meines Heimathdorfes den Telegraph ſpielen laſſen und dieſem Nachricht geben, daß ich lebe und ebenfalls eine ſolche Nachricht erbitten. Wie hat doch der Forſchungsgeiſt des Menſchen das faſt Unglaubliche möglich gemacht und uns Gelegenheit gegeben, faſt das Weltall in unfaßbar kurzer Zeit zu durchfliegen!

Ich begab mich unverzüglich zur „Dispatch-office“, wie die Telegraphen-Aemter in engliſcher Sprache genannt werden, und ließ den Ortsvorſtand fragen, ob Wittwe

Kober noch lebe, auch fügte ich hinzu, daß ihr Sohn dieſe Nachricht wünſche, und die Koſten der Antwort bezahlt ſeien! — Wer ahnt es, in wie kurzer Zeit meine Sehnſucht geſtillt war. Das Blättchen Papier, welches mich aus meiner Beſorgniß wieder aufrichtete, iſt mir ein wahres Heiligthum geblieben und bewahre ich es noch heute als unſchätzbare Reliquie unter meinen Reiſeerinnerungen auf. Nach kaum neunſtündigem bangen Harren, nachdem ich inzwiſchen mehrfach angefragt hatte, war ich zufällig wieder in der „Office“ als der blankgeputzte Apparat von Neuem zu ſpielen begann.

„Für mich, Gentleman“, fragte ich vorſchnell den expedirenden Beamten?

„Scheint ſo“, lautete die lakoniſche Antwort. — O wie brannte es mir wie Feuer unter den Sohlen, ehe ich den Moment erwarten konnte, bis der Beamte die Nachricht abgeleſen.

„Hier mein Herr“, begann er endlich, „iſt die gewünſchte Notiz.“

Haſtig griff ich nach dem Blatte und las: „Mutter lebt, geſund, iſt hocherfreut endlich von ihrem Ludwig zu hören.“

Wie wahnſinnig vor Freude wollte ich den erſten beſten Menſchen umarmen und ihm ſagen: „Sie lebt, — lebt noch; meine Mutter iſt noch da und erharrt mich! O jubelt mit mir, ihr gefühlvollen Menſchen, wenn ihr das Glück eines Unglücklichen erfaſſen und mitfühlen könnt!“

Aber ich jubelte, indem ich meiner Freude in deutſcher Sprache Ausdruck gab. Man verſtand mich nicht und

ſchüttelte bedenklich über den eigenthümlichen Deutſchen den Kopf! — — —

Meine nächſten Bemühungen waren nun darauf gerichtet, das ſchnellſte Schiff ausfindig zu machen, welches zuerſt nach Europa abfahren würde. Bald hatte ich die nöthigen Erkundigungen beiſammen, ſodaß ich nach kurzer Zeit an Bord ging, und kaum konnte ich den Augenblick erwarten, wo die „Germania", Capitän Paul Gerhardt, bei der ich mich als Paſſagier nach Hamburg einſchreiben ließ, die Anker lichtete. —

Soll ich erſt noch die Einzelheiten meiner Rückreiſe erzählen? Stelle ſich der liebe Leſer ein tüchtiges Schiff, einen erfahrenen Capitän und eine brave Mannſchaft vor, dazu ein richtiges See- und Reiſewetter und günſtige Winde. Wir ſegelten nach Indien, woſelbſt in Calcutta angelegt wurde; dann an Arabien vorbei durch das rothe Meer und den Suezkanal, durch das mittelländiſche Meer, beim Felſen von Gibraltar vorüber in den atlantiſchen Ocean hinein und ſchließlich durch den Canal nach Plymouth. Unterwegs liefen wir Alexandrien, Neapel, Malta, Cadix und Bordeaux an. In Plymouth nahmen wir Kohlen und Paſſagiere nach Deutſchland ein. Ich benutzte unſeren achttägigen Aufenthalt daſelbſt, um London zu beſuchen und meinen Reichthum daſelbſt in der Bank von England zu London niederzulegen und mir dafür Anweiſungen auf Berliner Banquiers geben zu laſſen. Dann durchſtreifte ich auch das Gewirr des unendlichen

Häuſermeeres, welches man London nennt. Ich bewunderte die großen Themſebrücken, die Paulskirche, die Weſtmünſter-Abtei, wo die engliſchen Fürſten und die Krieger und Geiſteshelden des vereinigten Königreiches von Großbritanien ihre letzte Ruheſtätte gefunden haben; den Kryſtallpalaſt und die unterirdiſchen Eiſenbahnen ꝛc. Auch der Tower erregte meine Aufmerkſamkeit und mein Intereſſe. Es iſt dies das große burgähnliche Gefängniß, aus welchem heraus in den heißen Kämpfen der „weißen und rothen Roſe", der Bürgerkriege, und zur Zeit der Reformation und der Stuarts ſo mancher berühmte Mann ſeinen letzten Weg zum Schaffote nehmen mußte. Ich beſuchte die Theater, die Muſeen und was ſonſt noch Sehenswerthes die Rieſenſtadt bieten kann. Bereichert mit dem ſo Kennengelernten und Erlebten kam ich an Bord der „Germania", mit einem großen Packet eingekaufter Geſchenke und Andenken, welche ich meiner Mutter, meinen Freunden und Verwandten zugedacht hatte. Ich war freilich dabei etwas verſchwenderiſch vorgegangen; mir ſtanden ja aber bedeutende Mittel zu Gebote und ich brauchte und wollte mit meinem Gelde nicht geizen.

Dreizehntes Capitel.

Rückreiſe — Heimweh; warum hat die Sprache nicht einen Ausdruck geſchaffen, welcher die Gefühle kurz und treffend wiedergiebt, welche ſich unſerer Seele bemächtigen, wenn das Herz zum Zerſpringen von Sehnſucht voll mit Macht nach der Heimath und nach theueren Angehörigen ſtrebt. Ich habe mein Heimathsdorf ſeit vielen Jahren nicht geſehen; vom Unglück vorfolgt, hatte ich die liebloſe Fremde ſattſam kennen gelernt; ich hatte den Anblick alles deſſen, was einem Menſchen theuer iſt, ſeit vielen, vielen Jahren entbehren müſſen, — und jetzt eilte ich doch meinem Geburtsort, meiner Mutter zu.

Das Schiff war der beſte Schnellſegler der Deutſch-Auſtraliſchen Geſellſchaft; es that treu und rüſtig ſeine Schuldigkeit; aber ſelbſt eine Fahrgeſchwindigkeit von 100 bis 120 Knoten per Stunde hätte dem heißen Drange meiner Sehnſucht nicht genügt. Ich wünſchte unſern Dampfer Flügel, ich hätte gern die Wolken beſtiegen, „dieſe Segler der Lüfte“, wie ſie ſo oſtwärts,

dem lieben Deutſchland zu, am Himmel hinzogen. Aber der Menſch muß ſich beſcheiden; ſein Wollen und ſein Können ſtehen meiſtens nicht im ergänzenden Verhältniß und faſt immer bleibt er vom Zufalle der nächſten Secunde abhängig. Mit einem Schritte bereits am Ziele, ſtrauchelt er plötzlich, und das Ziel weicht in einem Augenblicke raſch aus ſeinen Augen und bleibt dann häufig völlig für ihn verloren.

Ich erreichte freilich mein Ziel, der Zug meines Herzens hat mich nicht getäuſcht, — aber das Schickſal wollte mir, noch dicht vor dem glücklichem Ausgange, Hinderniſſe in den Weg legen und zwar ſollte ich dieſe „Steine des Anſtoßes“ auf demſelben tückiſchen Elemente finden, deſſen Zauber mich einſt vor langer Zeit aus dem Vaterhauſe entfliehen ließ. Das Schickſal ſtrafte mich noch zuguterletzt für den böſen Streich, welchen ich meiner Mutter geſpielt hatte; es wollte mich gleichſam warnen, der See, welche mich gelockt, zu viel zu vertrauen.

Wer kennt nicht die Erzählung von jenem Admiral, welcher mehrere Male die Reiſe um die Erde gemacht hatte, ohne daß bei den heftigen Stürmen ſein Schiff und er ſelbſt irgend wie einen ernſtlichen Schaden erlitten hätte. Und als er zum erſten Mal die Eiſenbahn benutzen wollte, da ſtürzte er von dem Trittbrette des Waggons herab und brach ein Bein? Dieſe allbekannte Erzählung, welche mir früher ſtets ein Lächeln abgewonnen hatte, ſollte die Wahrheit ihrer Pointe an mir erweiſen. —

Wir waren in die Nordſee hineingeſteuert; es war

im Monat October und die böſen Nebel, welche namentlich die Nähe der holländiſchen Küſte ſo gefährlich machen, ſollten auch für uns verhängnißvoll werden. Unſer Capitän hatte ſeinerſeits Nichts verſäumt, um ſämmtlichen drohenden Gefahren auf das Beſte zu begegnen. Die Wache befand ſich in den Händen der erprobteſten Offiziere und Mannſchaften, Laternen brannten am Vorder- und Hintertheil des Schiffes; der Capitän ſelbſt verließ nicht einen Augenblick die Brücke, welche ſich über dem Radkaſten erhob. Sein ganzes Aeußere verrieth die Beſorgniß, welche ihm das Wetter einflößte; nichtsdeſtoweniger beruhigte er die Paſſagiere, welche ſich ihm fortwährend mit ängſtlichen Mienen näherten. Er hieß ſie, ſich ruhig unter Deck und in die Kajütten zu begeben; ich allein ließ mich als alter Matroſe durch ſeine Worte nicht täuſchen und blieb in ſeiner Nähe.

Der Nebel, welcher uns umgab, war in der That äußerſt gefahrdrohend. Aber die gefürchtete Nacht ging ohne jeden Unfall vorüber, und Alles berechtigte zur Hoffnung, daß wir noch vor Ablauf des nächſten Tages die Felſen von Helgoland in Sicht bekommen würden. Da, es war gegen vier Uhr Morgens, meldete die Wache, daß ſich ein Schiff unſerem Cours näherte. Der Capitän erkannte die ſchreckliche Lage, und ließ ſofort die Laternen höher anbringen, um unſer Gegenüber aufmerkſam zu machen. Nichts iſt gefährlicher, als in ſolchen Augenblicken den Cours zu ändern, deshalb behielten wir auch Anfangs den unſrigen bei. Wir fuhren ſchon ſeit ca. 18 Stunden vorſichtshalber mit halben Dampf und

verminderten jetzt nach obendrein unsere Schnelligkeit. Das andere Schiff schien indessen die nothwendigsten Maßregeln außer Acht zu lassen und es näherte sich immer mehr und mehr unserem Fahrzeug. Der Capitän ließ die große Schiffsglocke läuten und versuchte durch Kanonenschläge das andere Schiff auf das unsrige aufmerksam zu machen. Alles vergeblich! Der Kanonendonner und das Geläute verhallten ungehört in dem Getose des aufgeregten Meeres und in dem dichten Nebel, welcher uns vollständig eingehüllt hatte. Mir schlug das Herz hörbar und ich folgte mit fieberhafter Spannung allen Bewegungen des Gegners, der so unheimlich direct auf uns lossteuerte. Der Zusammenstoß war unausbleiblich. Die unerwarteten Maßregeln des Capitäns hatten die ganze Bemannung und sämmtliche Passagiere auf Deck gerufen, und der Tumult, welcher sich jetzt erhob, spottete aller Beschreibung. Frauen und Kinder schoben sich angstvoll durch einander; hier hörte man kräftige Flüche aus dem Munde eines wetterergrauten Seemannes, dort das laute Gebet eines Familienvaters, um welchen sich seine Angehörigen, wie die Küchlein um die Henne, hülfesuchend schaarten. Dabei hatte ein Jeder alle seine Habe mit herauf gebracht, und die massenhaft herumliegenden Kisten und Koffer versperrten allenthalben der Schiffsmannschaft den Weg. Als ob Hülfe im entscheidenden Augenblick möglich gewesen wäre!

Noch einige Minuten, und der bange Augenblick mußte sich nähern, und dann war Alles entschieden. Der Capitän versuchte das Letzte. Er ließ mit aller

Macht die Keſſel heizen, um, da der Untergang eines Schiffes unvermeidlich ſchien, wenigſtens das ſeinige und das Leben der ſeiner Obhut anvertrauten Paſſagiere zu retten. Ich hielt mich krampfhaft am Maſtbaume feſt, empfahl mich Gott und war ſchon geneigt, meine Augen zu ſchließen, ermannte mich aber und hielt mich mit Aufbietung aller meiner Kräfte aufrecht, um offenen Auges in den Tod zu gehen.

Da bemerkte unſer Capitän, wie das andere Schiff, deſſen ſchläfrige Wache unſerer erſt in dieſem Augenblicke anſichtig wurde, Anſtrengungen machte, um Rechts, d. h. zu unſerer Linken auszuweichen. Sofort gab er den Befehl zu dem entſprechenden Manöver, — aber ehe noch das ſchwere Steuer gehorchen konnte, war das Unglück geſchehen. Unſer Schiff ſauſte eben mit voller Macht heran und traf das andere ſo gewaltig in der uns geöffneten Flanke, daß letzteres ein mächtiges Leck erhielt und in Folge deſſen ſofort ſank. Wir wurden zu unſerem Glücke beim Anpralle zurückgeſchleudert, ohne daß wir dabei irgend wie Schaden genommen hatten. Als wir unſerer Lage uns vollſtändig bewußt waren, ließen wir ſofort die Boote in's Meer, um, wenn irgend möglich, die Beſatzung des anderen Schiffes zu retten. Es war dies eine vergebene Mühe; ein heftiges Gurgeln des Waſſers ließ ſich noch hören, dann drang ein trotz des dichten Nebels ſichtbarer weißlicher Schaum auf die heftig bewegte Meeresfläche, — ein entſetzliches Gewirr von Todesſchreien ſchlug an unſer Ohr, — und dann war Alles ſtill. Der weißliche Schaum bezeichnete die

Stelle, wo ein ſtolzes Schiff und eine Unzahl von Lebenshoffnungen vernichtet waren; er war das Leichentuch für viele Menſchen, welche aus ihrem Schlafe, in welchem der Traum ihnen vielleicht Bilder einer heiteren, ungetrübten Zukunft vorgegaukelt hatte, plötzlich zum ewigen Schlummer hinüber gingen. Niemand hat den Namen des verunglückten Schiffes und die Zahl der ertrunkenen Paſſagiere erfahren können; wie wenig haben wohl deren Angehörige daheim in dieſem Augenblicke den Untergang der Ihrigen geahnt? Hat vielleicht mancher Mutter das Herz gezuckt, als ihr einziger, hoffnungsvoller Sohn in einem Moment, fern von ihr, den Wellentod fand? Wie viele ſtolze Hoffnungen hat in dem einen Augenblicke die Nachläſſigkeit und Unaufmerkſamkeit der Schiffswache im Keime ertödtet?

Tief erſchüttert nahmen wir unſeren Cours wieder auf; es traf unſerem braven Capitän aber gewiß keine Schuld an dem Untergange des anderen Seglers. —

Der Nebel hielt auch am folgenden ganzen Tage an und verhinderte ein genaues Erkennen des Landes. Der Wind blies heftig aus Süd-Oſt und heftiger Regen machte das Verweilen auf Deck ſchier unmöglich. Der Rechnung nach mußten wir uns unweit Helgolands befinden, und der Capitän, welcher berechnete, wir ſeien zu weit nördlich abgekommen, ließ nach Süden halten, um den Hafen dieſer Inſel womöglich noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Inzwiſchen ſank das Barometer; See und Wetter wurden ſehr unruhig, der Regen hielt mit geringen Unterbrechungen an. Gegen Abend, als

man der Küſte nahe war, unterſchied man ein ankerndes Schiff und ein Haus am Lande, — Gegenſtände, welche der Capitän für das vor Helgoland liegende Feuerſchiff und für den dortigen Leuchtthurm anſah. Er hielt nun auf die Küſte zu und gab Befehl, den Anker klar zu machen. Während die Mannſchaft mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, berührte das Schiff den Grund und ſtieß unmerklich auf. Einige Minuten ſpäter erfolgte ein zweiter, ſo heftiger Stoß, daß das Steuerruder und ein Theil des Achterſtevens verloren ging. Der Capitän befahl nun, ſchleunigſt die Anker fallen zu laſſen, wodurch das ſteuerlos gewordene Schiff zum Stehen gebracht wurde. Die Brandung, in welcher das Schiff jetzt lag, war furchtbar. Woge auf Woge rollte über das Schiff weg und löſchte die Feuer im Maſchinenraume aus. Der Großmaſt wurde durch die heftigen Sturzſeen und durch das in Zwiſchenräumen erfolgende Aufſtoßen auf die Seite geworfen. Um größerem Unglück vorzubeugen, kappte man in größter Eile, was zu raſiren nöthig war und entledigte ſich ſo des Großmaſtes. Darauf wurde verſucht, die Boote klar zum Ueberbordſetzen zu machen. Da das Schiff des Großmaſtes und ſeiner Takelage bereits beraubt war, ſo erwieſen ſich die Bemühungen als ziemlich erfolglos. Der Capitän ſah voraus, daß bei der mangelhaften Vorrichtung die Boote beim Niederlaſſen unfehlbar in der Brandung an den Schiffsſeiten zertrümmert werden würden. So ſtand man von dem Verſuche wieder ab. Das Schiff hatte inzwiſchen ſchwer gelitten. Wir Paſſagiere waren gleich beim erſten ſtarken

Aufſtoßen verſtört nach oben geeilt und ſuchten uns bei den Pumpen nützlich zu machen. Die Peilung der Pumpen ergab einen Waſſerſtand von fünf bis ſechs Fuß im Schiffe. Innen wie außer Bords tobte das wilde Element; Sturzſeen brachen über das Schiff hin; heftige Stöße erſchütterten auf's Neue das ſich immer mehr und mehr lockernde Schiffsgerüſte. Da ordnete der Capitän an, die Laſtpforten des Schiffes einzuſtoßen, um durch das einſtrömende Waſſer das Schiff völlig zum Sinken und ruhigeren Liegen zu bringen. Nach Ausführung dieſes, von der Noth gegebenen Befehles war das Schiff faſt völlig vom Waſſer bedeckt. Die auf dem Verdeck befindliche Hütte der Schiffsmannſchaft wurde von einer Sturzſee fortgeriſſen; die Boote waren bereits vorher zertrümmert. So blieb uns Schiffbrüchigen, jedes Schutzes auf dem Verdeck beraubt, Nichts übrig, als in den noch ſtehenden Fockmaſt zu flüchten. Hier fanden wir Zuflucht bis gegen Abend zehn Uhr. Da brach auch dieſer Maſt und ſank mit den ſich daran Klammernden in die brandende Fluth hinab. Die Leiden der Verunglückten waren unbeſcheiblich. Krampfhaft ein Tau oder eine Spiere umklammernd, waren ſie keinen Augenblick ſicher, von der See nicht fortgeſpült zu werden. Die Brandung brach in kurzen Zwiſchenräumen über ihren Köpfen fort. Oft verloren ſie ihren Halt und zogen ſich an einem Tau bis zum rettendem Maſte zurück. Nachdem der Fockmaſt gebrochen war, ragten noch das Bugſpriet und die vorderen Schiffstheile aus dem Waſſer hervor. Dort ſchien ſich eine Zufluchtsſtätte zu bieten, welche ſicherer

war als diejenige, welche der im Waſſer treibende Maſt gewährte, obwohl dieſer auch noch durch Taue an den Rumpf des Schiffes gehalten war. Hier zeigte ſich die Lage doch einigermaßen erträglich, aber um Mitternacht zerbarſt das Schiff. Der Hintertheil trennte ſich vom Vordertheil. Erſteres wurde von den Wogen und der hart laufenden Strömung dem Strande zugeführt, das letztere, von den Ankerketten gehalten, ſank jetzt ſo tief unter Waſſer, daß ein längerer Aufenthalt auf dem Wracke bedenklich erſchien. Einer der Flüchtlinge hatte ſich an einem hervorragenden Theile der Schiffstrümmer feſt gebunden, wir übrigen Acht, welche uns an den Fockmaſt geklammert und dann uns auf das Schiff zurückgezogen hatten, traten ſofort den Rückweg nach dem Maſte hin an. Vier, unter denen ich, erreichten ihn glücklich, die anderen, ſämmtlich Matroſen, wurden von einer heranrollenden See fortgeriſſen und nicht wieder geſehen. Die auf dem Wrack Zurückgebliebenen verſuchten erſt Morgens, als die Schiffstheile tiefer und tiefer zu ſinken begannen, nach dem Maſte zurückzukehren. Vergebens! Der Capitän befand ſich unter ihnen; als Vormittags eine Welle ihn, welcher durch Wunden und übernatürliche Anſtrengungen völlig erſchöpft war, vom Maſte riß, vermochte Niemand zu helfen. Eben ſo erging es den Uebrigen auf dem Wracke. Es waren meiſt Frauen und Kinder, ſo wie ältere, ſchwächliche Perſonen. Ihr Hülfeſchreien ſcholl entſetzlich zu uns herüber, — wir konnten ihnen nicht helfen. Wohl verſuchten manche durch Schwimmen noch eine Weile den

ungleichen Kampf mit dem Elemente aufzunehmen, aber ſchon eine zweite Woge ſchleuderte ſie weit fort und entzog ſie unſeren Blicken für immer. Wir harrten noch aus, ob ſich Hülfe nahen möchte; die Liebe zum Leben ließ uns das äußerſte Maaß der Leiden ertragen. Da, gegen elf Uhr Vormittags, als unſere Verzweiflung am höchſten war und unſere Kräfte uns faſt zu verlaſſen drohten, zeigte ſich ein neuer Hoffnungsſtrahl. Ein Lootſenkutter ward in der Nähe ſichtbar. Mit Aufbietung aller Kräfte wurde ich, als der Größte und Leichteſte von den Uebrigen auf dem Maſt knieend aufgerichtet und in dieſer Stellung längere Zeit gehalten. Ich verſuchte, uns durch ein im Winde flatterndes Tuch bemerkbar zu machen. Das Wrack des Schiffes war um dieſe Zeit bereits völlig zertrümmert und von der Oberfläche des Waſſers verſchwunden. Daher waren die Lootſen bisher noch nicht auf die in Noth Befindlichen aufmerkſam geworden; aber das Hülfeſignal wurde von ihnen geſehen. Der Lootſenkutter näherte ſich uns ſo weit es ſeine eigene Sicherheit geſtattete. Dann ließ er ein kleines, nur durch zwei Matroſen bemanntes Boot in's Waſſer. Es gelang dieſem, bei dem Maſte anzulegen. Das Boot konnte außer ſeinen Inſaſſen aber nur noch zwei Mann faſſen. So fanden zunächſt nur der zum Tode erſchöpfte Steuermann nur ein mehrfach verwundeter Matroſe darin Platz. Bei der heftigen Brandung und dem ſtarken Strome vermochte der Kutter nur mit Mühe das Boot wieder längs Seite zu bekommen. Erſt einige Stunden ſpäter nach mehrfachem Laviren und auf vielen Umwegen,

da die Unglücksstelle voller Bänke lag, gelang es dem Kutter, sich zum zweiten und dritten Male uns zu nähern und uns Alle glücklich an Bord zu bringen. Wir fanden daselbst die sorgsamste und vorsichtigste Behandlung und landeten bald im Hafen von Helgoland.

Das Gerücht von dem geschehenen Unglück hatte sich über die ganze Insel verbreitet und fast die ganze Einwohnerschaft an den Strand gelockt. Dicht gedrängt umstand die Menge das ankommende Lootsenfahrzeug. Liebevolle Pflege bekundete die allgemeine Theilnahme, welche unser Geschick überall erregte. Man drängte sich um die Ehre, einen der Geretteten bei sich aufzunehmen und ließ uns rasch die furchtbaren Qualen der letzten Stunden vergessen.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, daß wir wenigen Ueberlebenden der „Germania“ unverheirathet waren und auf dem verunglückten Schiffe keinen weiteren Verlust zu beklagen hatten. Der geretteten Mannschaft wurde durch eine allgemeine Sammlung der geringe Werth ihrer untergegangnen Habe reichlich ersetzt. Ich verzichtete meinerseits auf den mir zugedachten Antheil. Zwar war es mit der gehofften Freude vorbei, durch die in London eingekauften Geschenke im Heimathsdorfe überraschen zu können; aber ich hatte das Packet, welches meine Werthpapiere in sich barg, glücklich gerettet. Der dicke Umschlag aus Wachsleinwand hatte die Papiere vor dem Naßwerden bewahrt und es blieb mir daher die Möglichkeit, anderwärts Geschenke einkaufen zu können. Ich hatte nämlich die Reise nach der großen deutschen Hauptstadt mir schon

vorher ausgedacht, weil ich dort persönlich auf die von der Londoner Bank erhaltenen Anweisungen meine Gelder erheben wollte.

Ich blieb vier Tage auf Helgoland, theils um mich vollständig zu erholen, theils um den Dampfer abzuwarten, welcher zwei bis drei Mal in der Woche den Verkehr zwischen Hamburg und der Insel vermittelt. In der Zwischenzeit wohnte ich dem Begräbniß meiner verunglückten Mitreisenden bei. Die See hatte ihre Opfer, — aber sie wollte sie nicht behalten; nach und nach schwemmte sie die einzelnen Leichen an's Land.

Die Feierlichkeit ging in tief erschütterndem Ernste vor sich. Der Gouverneur der Insel, welche bekanntlich den Engländern gehört, und fast die ganze Bevölkerung geleitete die nach und nach aufgefundenen 82 Leichen nach dem gemeinschaftlichen Grabe, an welchem der lutherische Pastor der Insel eine ergreifende Rede hielt. Ich bedurfte gewiß erst nicht seines Hinweises und seiner Aufforderung, den Himmel für unsere Rettung zu danken. Wieder war ich einmal aus dräuender Todesgefahr gerettet; und merkwürdig mag es wohl erscheinen, wenn ich sage, daß das Gefühl, unter göttlichem Schutze zu stehen, mir eine Art Sicherheit gab, allen ferneren Gefahren kühn entgegen zu treten. —

Ich löste mir eine Fahrkarte nach Hamburg und befand mich auch bald an Bord des Dampfers „Cuxhaven", Capitän Myer. Die Anker wurden gelichtet, noch ein letzter Abschiedsgruß dem freundlichen Eiland, das mich so gastlich aufgenommen, und dann rauschte unser Dampfer

über die Wellen. Soll ich erſt noch die kurze Fahrt meinen freundlichen Leſern ſchildern? Gewiß kennen Viele von ihnen Helgoland aus eigner Anſchauung, weil ſie dort zum Beſuch der Seebäder geweſen ſind. Ich begnüge mich daher kurz mit der Erwähnung, daß unſere Fahrt glücklich von Statten ging.

In raſchem Wechſel folgten die verankerten Tonnen, welche bei der Mündung des Elbſtromes als Merkmal für den Seemann ſich weit hinein in's Meer erſtrecken, Dann belebte ſich das Ufer mehr und mehr, vorüber gings an Blankeneſe, Nienſtädten und Teufelsbrück und ſchließlich ſahen wir den Maſtenwald der im Hafen von Hamburg vor Anker liegenden Schiffe und die Thürme dieſer großen und reichen freien und Hanſeſtadt emportauchen. Wir liefen ein, legten uns vor Anker, und die zahlreichen uns erwartenden Boote brachten die Paſſagiere und das Gepäck ans Land.

Die Sprachen aller ſeefahrenden Nationen, der raſtloſe Verkehr auf den Straßen und Plätzen zeigte überall die große Wichtigkeit dieſes Hauptſtapelplatzes Deutſchlands. Wagen auf Wagen, beladen mit den koſtbarſten Artikeln überſeeiſcher Länder, durchkreuzten die Straßen; geſchäftig wälzte ſich die arbeitſame Menge bei einander vorüber; es war, als ob Jeder bei dem Wettlaufe um die äußeren Glücksgüter ſeinem Nachbar den Rang ablaufen wollte.

Ich blieb einige Tage in Hamburg; dann reiſte ich mit der Eiſenbahn nach Berlin.

Ich befand mich alſo allein in Berlin. Meine Abſicht war, mich nur ſo lange daſelbſt aufzuhalten, als zur

Abwickelung meiner nothwendigsten Geldgeschäfte eben gerade erforderlich war.

Mein Heimweh war mit aller Macht wieder erwacht, als ich die Tausende heiterer, vergnügter Menschen sah, denen ihr Familienglück aus den Augen leuchtete. Ich faßte mich daher kurz, ließ meine Sachen packen und belegte auf der Post einen Platz nach der nächsten, meiner Heimath benachbarten Kreisstadt. Die Eisenbahn führte nämlich nicht dorthin, und ich mußte mir außerdem vom Absteigepunkte aus einen besonderen Wagen miethen, um meinen Geburtsort zu erreichen. Die Geschenke, welche ich zu machen beabsichtigte, kaufte ich zuvor in Berlin ein, und ich kann wohl sagen, daß sie besser ausfielen und weniger kosteten, als die in London gekauften.

Ich kam in X..., der Hauptstadt meines heimathlichen Kreises, glücklich an, und fand auch bald einen Wagen, der mich in $2^1/_2$ Stunde in die Nähe meines Heimathsdorfes brachte. Die Gefühle, welche mich beseelten, als ich die alte, so wohlbekannte, liebe Gegend nach vielen, vielen Jahren wiedersah, kann ich nicht mit Worten schildern. Als ich bei dem Hügel angelangt war, von dem aus ich zum ersten Male das Meer gesehen und hinter welchem mein Heimathsdorf lag, und über dem Gipfel den spitzen Thurm der Dorfkirche emportauchen sah, da vermochte ich mich nicht mehr zu halten. Jeder Baum, jeder Strauch war ja Zeuge meiner glücklich verlebten Kindheit, und da drüben schlug ja, wie ich noch

hoffen durfte, ein Herz mir entgegen, welches mich mit jener Liebe umfaßte, wie es nur ein Mutterherz vermag.

Ich ſtieg aus und ließ den Kutſcher mit dem Gepäck allein nach der Ortsſchenke fahren.

Der Hügel war erklommen, und zu meinen Füßen lag das traute Dorf friedlich im Glanze der Nachmittagsſonne da. Der Rauch ſtieg kerzengrade aus den Schornſteinen in die Höhe; die Hirtenjungen lagen mit ihrer Heerde draußen vor dem Dorfe; Schaaren munterer Buben tummelten ſich auf den Wieſen, wo auch ich ſo oft geſpielt, — das Ganze bot ein Bild, ſo lieblich, ſo ſüß, wie es mir im fremden Welttheile im Glück und Unglück, wachend und träumend, ſtets vorgeſchwebt hatte. Und horch! — aus den Luken des Kirchthurmes dringt der Schall der Glocken zu mir herüber, wie zum Gruße, wie zum Willkomm des verlorenen Sohnes in der alten Heimath. Es waren dieſelben Glocken, welche bei meiner Taufe und meiner Einſegnung geläutet, dieſelben Glocken, unter derem Klange wir den ſeligen Vater zu ſeiner letzten Ruheſtätte begleitet hatten. Ich achtete nicht darauf, daß eben ein fröhlicher Hochzeitszug ſich jauchzend zu der weitgeöffneten Kirche drängte, — für mich war in dieſem Augenblick allein das Dorf, die Kirche, das Glockengeläute da. Ich fiel auf die Kniee, dankte meinem Schöpfer und wollte unter Thränen den theuren Boden küſſen, den ich meine Heimath nennen konnte. Ich ſchäme mich nicht, hier zu ſagen, daß ich mich in den Bezeugungen deſſen, was ich fühlte, vielleicht kindiſch be-

nahm; es ging und geht eben Jedem ſo, der nach Jahren den Boden wiederſieht, auf welchem ſeine Wiege geſtanden, und welchen wieder zu ſehen, er ſchon längſt nicht mehr gehofft hat.

Allmählich wurde ich ruhiger und ſchaute in die Dorfſtraße hinein und dann wieder zur Kirche am Fuße meines Hügels herab, — mir pochte bei dieſem Schauen und Blicken das Herz; denn vor mir da unten lag der Kirchhof, und da nahe dabei das elterliche Haus, das Haus meiner Mutter. Unten auf dem Kirchhof, der Wohnung der Todten, ſchlummerte mein Vater den ewigen Schlaf, — dort in der Straße ſah ich Niemanden vor der Thür, wiewohl doch der Hochzeitszug die Neugierde der Dorfbewohner erregen mußte und auch erregt hatte.

Endlich hatte ich mich beruhigt und ſchritt den Hügel hinab zum Kirchhof, aber nur zögernd bog ich in die Gräberſtraße ein; langſam wandelte ich von einem Grabe zum anderen, las langſam die Namen auf den Gedenkſteinen, las ſo gleichgültig meinem Aeußeren nach, als ob ich nur ein Neugieriger, Fremder am Orte ſei. Und dabei wogte mein Inneres in einer unbeſchreiblichen Aufregung!

Alles, Alles bekannte Namen! Da lag der Gärtner Blank, der unbewußt ſo gewaltig in mein Schickſal eingegriffen; ſeine Gebeine nährten die Blumen, die zu ſeiner Erinnerung auf dem Grabe gepflanzt waren, — der Sohn, wie er Vater ein Gärtner, pflegte ſie wahrſcheinlich. Hier ſchlummerte der Schullehrer, dem wir wilden Jungen ſo manche ſchwere Stunde bereitet hatten, dort

der reiche Schulze und noch ſo mancher Andere, den ich einſt gekannt hatte.

Der Tod hatte während meiner Abweſenheit eine reichliche Ernte gehalten, — die Furcht, welche mich ergriffen, wuchs immer mehr, je mehr ich mich der Stelle näherte, welche meinem lieben Vater zur Ruheſtätte diente; als ich aber bei derſelben angelangt war, kniete ich nieder und ſah dankbar hinauf zum Himmel. Gott ſei Dank! Hätte mich der gefürchtete Schlag getroffen, der Tod meiner Mutter, ich würde ihn nicht überlebt haben. Dann richtete ich mich auf, lehnte mich über des Vaters Grab und betete für die Ruhe ſeiner Seele. Eine Blume brach ich noch ab und dann verließ ich bewegten Herzens dies Feld der Todten und ſchritt langſam die große Dorfſtraße hinunter.

Wieder begannen die Glocken zu läuten, der Hochzeitszug verließ die Kirche. Jauchzen und Frohlocken ſchallten hinter mir darein, und auch in meinem Herzen herrſchte jetzt Freude und Fröhlichkeit. — Die Muſikanten ſpielten die luſtigſten Weiſen und lockten noch die wenigen Dorfbewohner heraus, die in ihren Häuſern geblieben waren.

Sah ich recht? Da trippelte aus einem kleinen, baufälligen Hauſe ein greiſes Mütterchen heraus, gebeugt von der Laſt der Jahre und vielleicht auch — vom Kummer. Ich kannte dieſe Geſtalt, welche mich allein noch an's Leben hatte feſſeln können; ich ſah die Geſtalt jetzt leibhaftig vor mir, welche mich im Traume ſo oft getröſtet hatte und welche wieder an's Herz drücken zu können, mich ſo lange die Sehnſucht verzehrt hatte, — es war

mein Mütterchen. Ihr Aeußeres hatte ſich ſehr, ſehr verändert, — aber ich würde ſie unter Tauſenden herauserkannt haben.

Doch wie, was iſt das? Das baufällige Haus, welches ſie eben verläßt und deſſen Thür ſie bedächtig ſchließt, iſt ja nicht das unſerige, das elterliche! Ha, jetzt erkenne ich es! Hier wohnte ja der Gärtner Blank, deſſen Grab ich eben beſucht, und vor meinem Geburtshauſe, welches bedeutend vergrößert war, ſtanden die geputzten Leute des Hochzeitszuges, — Geſichter, welche ich nicht kannte!

O Gott! Unſer Haus war in fremden Händen, meine Mutter arm und offenbar im Elend! Kein Wunder wohl! Ich, ihr Sohn, ſchweifte in weiter Ferne, und Herr Kober, mein Stiefvater, war ja todt! Er ruhte neben meinem ſeligen Vater und ich hatte ſeine Grabſchrift vorhin geleſen!

Das Mütterchen kam näher; ſie ſchritt zu unſerem früheren Hauſe hin, um dem Brautpaare ihre Glückwünſche darzubringen. Was mag ſie gedacht und gefühlt haben, als ſie an der Schwelle des Hauſes, wo ſie einſt Herrin geweſen, Fremde begrüßen ſollte?

Ich öffnete inzwiſchen mit Geräuſch die Thür ihres jetzigen Wohnorts. Die Leute auf der Straße, denen mein wunderliches Benehmen wohl ſchon aufgefallen ſein mußte, machten ſich einander auf mich aufmerkſam und wieſen mit den Fingern auf mich. Auch mein Mütterchen ſah ſich um und wandte ſich zu mir zurück, als ſie mich an ihrer Thür erblickte.

Ob ſie mich erkennen würde! ..... Ich zitterte vor Aufregung.

Ach nein; erstaunt ging sie auf mich zu und fragte mich im sanftesten und freundlichsten Tone nach meinem Begehr.

Ich schlug die Augen nieder und fragte mit etwas verstellter Stimme, ob in diesem Hause die Wittwe Kober wohne, welcher ich etwas zu bestellen hätte.

„Freilich bin ich Diejenige, welche Sie suchen", war die Antwort; „aber sagen Sie mir, mein Herr, was können Sie mir für Neuigkeiten bringen, und von wem? Ach Gott, seit dem Tode meines zweiten Mannes und meines einzigen Kindes stehe ich allein in der Welt und warte, bis mich Gott zu den lieben Heimgegangenen da Oben abberufen wird."

Die Worte zerrissen mir das Herz und raubten mir fast alle Fassung, die ich brauchte und die ich mir vorgenommen hatte, um ihre Gesundheit nicht durch die plötzliche Freude des Wiedersehens zu gefährden. Ich wollte sie schrittweise vorbereiten.

Ich mußte mich wohl gewaltig verändert haben, daß mich selbst das scharfe Auge der Mutter nicht erkannte. Darauf baute ich meinen Plan, und entgegnete so ruhig und gleichgültig als möglich:

„Sie irren sich, gute Frau; Sie stehen nicht allein auf Erden; denn Sie vergessen Ihren Sohn Ludwig, und dieser ist es, welcher mir vor vierzehn Tagen Grüße an Sie auftrug, als ich ihm sagte, daß ich sein Heimathsdorf besuchen würde. Er selbst muß in einigen Tagen hier sein."

Die Wirkung meiner Worte war eine furchtbare. Die

Greiſin ſchloß erſt die Augen, dann wankte ſie zur Thür und ſie wäre umgefallen, wenn ich ſie nicht noch rechtzeitig gehalten hätte.

„Mein Herr“, begann ſie endlich mit ſchwacher Stimme und verſuchte, bitter zu lächeln! „Es iſt nicht recht von Ihnen, mich alte Frau zu verſuchen, indem Sie mich täuſchen. Mein Ludwig, mein Sohn, iſt längſt todt, längſt mir vorausgegangen, und Sie, — Sie bringen Grüße von ihm? Gehen Sie, das iſt nicht Recht von Ihnen! Ich ſtehe mit einem Fuße im Grabe, und Sie ſind noch zu jung. Ja, da Oben werde ich ihn wiederſehen.“

„Und doch“, erwiderte ich ernſt und beſtimmt, „können Sie mir Glauben ſchenken. Ihr Sohn iſt nicht todt, ſondern heil und geſund und ſo wohlauf, wie vielleicht niemals in ſeinem Leben. Wir Beide dienten zuſammen auf einem Schiffe und haben uns erſt vor vierzehn Tagen getrennt.“

„Herr . . . ., was, nicht todt, nicht todt mein Ludwig! O, Gott, Gott! Aber wo iſt er denn jetzt? Wenn er wirklich noch lebt, warum ſchreibt er denn nicht? Doch halt, mein Herr, ehe ich Ihnen glauben kann, noch eine Frage: haben Sie auch noch eine Mutter; wiſſen Sie, daß Ihrer Mutter, wenn ſie in meiner Lage wäre, das Herz brechen müßte, ſobald ſie ſich getäuſcht finden würde?“

Und dabei faßte ſie krampfhaft meinen rechten Arm und richtete ihre treuen Augen auf mein Geſicht. Ich konnte und wollte jetzt noch nicht ihren Blick aus-

halten; um aber meine Bewegung nicht zu verrathen, hielt ich die Hand vor meine Augen und ſagte:

„Gott iſt mein Zeuge: ich habe eine Mutter, ſo ſüß und lieb, wie meines Freundes Mutter, und ich würde ſie nicht täuſchen, gerade ſo, wie es ſündhaft wäre, Sie zu täuſchen.“

„Gut, mein Herr, ich traue Ihnen. Geſegnet ſei Ihr Eingang in dieſem Hauſe, welches bisher nur den Kummer einer Mutter geſehen hat. Sehen Sie, Sie ſchenken mir das Leben auf's Neue! Alſo bald, bald werde ich meinem Ludwig in's Auge ſehen können, bald ihn wieder ſtreicheln, ihn küſſen und herzen und eine glückliche Mutter ſein. Gott lohne Ihnen für die Nachricht, möge er Ihre Mutter daheim ſo ſegnen, wie ſie es durch Sie verdient.“

Und ſie legte ſegnend Ihre Hände auf mein Haupt, — ich hatte mich unwillkürlich auf die Knie geworfen vor dieſem Engel, vor meiner Mutter. Meine Augen ſuchten den Boden, um ihn zu küſſen, weil er ſie trug. Ich beugte mich tiefer und tiefer, da — fiel der Blick meiner Mutter auf meinen Nacken und auf die verrätheriſche Narbe, welche ein Brandunglück in meiner Kindheit daſelbſt zurückgelaſſen hatte. Ich zuckte nicht zuſammen, als ihre bebende Hand die Wunde betaſtete, ich ließ ſie meinen Kopf in die Höhe heben, in meine Augen die ihrigen ſenken, und dann ſchloß ich eine halb bewußtloſe Geſtalt in meine Arme.

„Himmel, mein Sohn, mein Ludwig!“

„Meine Mutter, meine Herzensmutter, verzeihe mir.“

Sie hörte nur noch dieſen Ausruf, dann umfing ſie

eine wohlthuende Ohnmacht. Sanft bettete ich sie auf das Sopha und benetzte sie mit frischem Wasser. Allmählich kehrten ihre Lebensgeister und ihr Bewußtsein zurück. Sie sah mich zärtlich und besorgt über sie gelehnt an, sie umschlang mich fest mit ihren Armen, mit einem Blicke voll Seligkeit, welchen ich niemals vergessen werde. Dann stürzte ein reichlicher Thränenstrom über ihr von Sorgen und Gram durchfurchtes Gesicht, und schluchzend brachte sie die Worte hervor:

„Mein Ludwig, habe ich Dich endlich! Jetzt lasse ich Dich nicht mehr los, jetzt mußt Du bei mir bleiben, mußt mir die Augen zudrücken, wenn es einst nöthig. Ich lebe ja noch, Deine alte Mutter. Sei unbesorgt: Was die Fremde Dir Leides gethan hat, Deine Mutter wird es Dich vergessen lassen."

Und sie küßte und herzte mich; dann trippelte sie nach der Küche, holte Speise und Trank und deckte mir den Tisch so besorgt, als ob ich Wochen lang Hunger gelitten hätte und schnitt mir die einzelnen Stücke Fleisch so vorsichtig vor, als ob ich noch ein Kind gewesen wäre. Dann ging es an's Erzählen meiner Schicksale und mehr wie einmal sah ich sie dabei schmerzbewegt bangen und zittern; sie hielt meine Hände fest und streichelte mir Gesicht und Stirn, als wollte sie sich überzeugen, ob ich bei all' dem Ungemach keinen Schaden genommen hätte; sie küßte mich wiederholt und sprang so vergnügt im Zimmer herum, daß ich fast befürchtete, das Wiedersehen hätte sie zu arg mitgenommen.

„Nun erzähle Du, lieb Mütterchen", endigte ich meine

Erzählung; „jetzt bist Du an der Reihe. Erzähle, damit ich erfahre, wie es Dir ergangen ist, als ich Dich so frevelhaft verlassen hatte.“

Sie sah mich innig an. „Du hast Recht, Ludwig“, sagte sie und bald erfuhr ich, daß meine Mutter durch Herrn Barnaby in Melbourne die Kunde von unserem Schiffbruche und wahrscheinlichem Untergange erhalten hatte. Da ich so viele Jahre nichts von mir hören ließ (wofür ich freilich nichts konnte), so mußte sie die Wahrscheinlichkeit als Gewißheit annehmen, da sie auch von meiner telegraphischen Anfrage nichts erfahren, und sie betrauerte mich seit langer Zeit als einen Todten. Meine Mutter sah sich nach Herrn Kober's Tode genöthigt, das elterliche Haus zu verkaufen; es blieb ihr gerade noch so viel, um das alte, baufällige Haus des Gärtners Blank zu erstehen. — Herr Kober hatte mir, wie sie mir wiederholt versicherte, längst verziehen.

Eben war die Sonne untergegangen; ihre letzten Strahlen vergoldeten noch den Gipfel des Hügels, den ich einige Stunden vorher erklommen hatte. Meine Mutter rief allen Nachbarn die Kunde meiner Rückkehr zu, und freudig eilten die braven Leute mir entgegen und hießen mich in der Heimath willkommen. Für diesen Abend wollte ich noch mit meinem Mütterlein allein sein und versprach die Erzählung meiner Erlebniße auf ein anderes Mal.

Ich war in der alten Heimath und hatte meine Mutter wieder. Was soll ich noch erzählen? Mein

Reichthum ſetzte mich in den Stand, das elterliche Haus den derzeitigen Beſitzern abzukaufen. Ich ſchenkte es der Mutter als Wittwenſitz. Das große Gut, zu welchem unſer Dorf gehörte, ſtand bald darauf wegen Erbtheilung ebenfalls zum Verkaufe aus. Ich erſtand daſſelbe zu einem verhältnißmäßig billigen Preis und begann es mit einem tüchtigen Oeconomen, den ich engagirte, zu bewirthſchaften. Es ging mir wie weiland Hiob. Nichts ſchlug mir jetzt fehl; ich hatte bei meinen Bauten, auf meinen Feldern, in meinen Heerden Glück und bald galt ich für einen der reichſten Leute der Provinz. Ich führe jetzt mit meiner Mutter ein von Vielen beneidetes Leben, bis heute aber habe ich nicht wieder einen Fuß auf den Boden eines Schiffes geſetzt, und ich bedaure es nicht.

Inhalts-Ueberſicht.

Erſtes Kapitel.

Seite

Im Heimathsdorfe. — Jugendzeit. — Mein Freund Philipp. — Mein Stiefvater. — Der Gärtner Blank. — Seegeſchichten. — Die Flucht. — In der Hafenſtadt. — Neue Cajütenjungens 3

Zweites Capitel.

An Bord der „Hammonia". — Seekrank. — In Liverpool. — Plötzliche Krankheit. — Im Hospital. — Neue Freunde. — Im Dienſte des Herrn Brown. — Finde Philipp wieder. — Wir ſegeln nach Auſtralien . 21

Drittes Capitel.

Unſer Log-Buch. — Auszüge aus demſelben. — Sturm. — Land. — Im Hafen von Melbourne. — Die Goldgräber 37

Viertes Capitel.

Nach Neu-Guinea. — Brief an meine Mutter. — In der Hobſon-Bai. — Ein neuer Sturm. — Umkehren oder Vorwärts? — Ausbeſſerung des Schiffes. — Neues Unwetter. — Geſcheitert. — Auf dem Wrack . . . 49

Fünftes Capitel.

Seite

Die See iſt ruhig. — Hoffnung auf Rettung. — Die Eingeborenen. — Unſere Gefangennahme. — Plünderung des Schiffes. — Die erſte Nacht auf Neu-Guinea. — Neue Qualen. — Das Opferfeſt. — Tod meiner Leidensgefährten. — Plötzliche Rettung. — Mein Entkommen. — Wie ich wieder gefunden wurde. — Freundliche Aufnahme. — Lakangéoo. — Bei den Ottaroos in Ragék 63

Sechſtes Capitel.

Beim Häuptling. — Neugierde deſſelben. — Erzählung früherer Begegnungen mit Europäern. — Das Binnenland von Neu-Guinea. — Aberglaube der Eingeborenen. — Die Bewohner von Kootar. — Berathung eines Planes. — Gold im Lande Kootar. — Unſer Marſch. — Hinderniſſe. — Von den Orang-Woks gefangen. — Nach Watara. — Schlange und Orang-Utang. — Ankunft in Kootar 81

Siebentes Capitel.

Schilderung der Stadt. — Sauberkeit. — Verwunderung der Eingeborenen über den weißen Menſchen. — Klima auf Neu-Guinea. — Mein Traum. — Vor Kayhgár. — Verhör. — Zweck unſeres Beſuches. — Lakangéoo wird zurückgebracht. — Das Wohlwollen des Häuptlings. — Meine Dienſte werden angenommen 103

Achtes Capitel.

Abreiſe nach den Goldminen. — Ueppige Vegetation. — Reichthum des Landes. — Giftige Pfeile. — Im Urwald. — Thierleben. — Große Affen. — Die Orang-Utangs. — Tod eines Sclaven. — Unſere

Seite

Rache. — Erlegt. Weiße Termiten. — Am Saum des Gebirges. — Ueberschreiten desselben. — Große Gefahr. — Abstieg. — Veränderte Vegetation . . . 117

Neuntes Capitel.

Sitten und Gebräuche der Einwohner. — Papuas. — Kängurnhs. — Die Jagd. — Vogelfang. — Kochkünstler. — Nahrungsmittel. — Bauart der Hütten. — Die Bekenner des Islam. — Meine Feinde. — Grausamkeit gegen Verbrecher. — Im Schlangenthal. — Strafe der Verbrecher. — Mitleid. — Ohne Hülfe. — Wir ziehen weiter. — Der Vulkan. — Märchen der Eingeborenen. — Unnütze Furcht. — Anlangen bei den Goldsuchern. — Vorrichtungen zur Goldgräberei. — Sieben Jahre als Goldgräber. — Neue Anfeindungen. — Kayhgár's Mißtrauen. — Mein Verhör. — Hinterlist und Verrath. — Mein Entfliehen. — Die Sonne als Wegweiser. — Gefahren und Leiden während der Flucht 145

Zehntes Capitel.

Dem Hungertode nahe. — Wasser. — Unerwartete Rettung. — Am Flusse Irfak. — Fahrt auf dem Flusse. — Am Meeresufer. — Auf den Aroo-Inseln. — Einsiedlerleben 197

Elftes Capitel.

Bau einer Wohnung. — Robinsonade. — Regenzeit. — Töpferkunst. — Meine ersten Kochversuche. — Lukullisches Mahl. — Ungebetene Gäste. — Schlangen und ihre Feinde. — Die Septemberstürme. — Ein Schiff! — Keine Rettung. — Vertrauen auf Gott. — Bau eines Bootes. — Vorbereitungen zur Fahrt. — Die Hilfe naht. — Gerettet. — 213

Seite

Zwölftes Capitel.

An Bord der „Saxonia.“ — Zur Mündung des Irfak. — Landung. — Rückkehr nach Watara. — Eröffnung des Handelsverkehrs mit den Eingeborenen. — Große Vortheile. — Meine Schätze. — Zurück nach Melbourne. — Briefe meiner Mutter. — Der Verzweiflung nahe. — Mein Troſt. — Der Telegraph. — Nachricht. — Die Anker gelichtet. — Rückreiſe 233

Dreizehntes Capitel.

Unſer Schiff in der Nordſee. — Schlechtes Wetter. — Nebel. — Zuſammenſtoß. — Das Leichentuch des Meeres. — Geſcheitert. — Auf Helgoland. — Hamburg. — Berlin. — Im Heimathsdorfe. — Wiederſehen. — Schluß 249

Im gleichen Verlage erschienen:

Gefährliche Flucht.

Abenteuer und Wanderungen in Süd-Afrika.

Für die Jugend

bearbeitet nach „Adams' Hair-breadth escapes"

von

G. Hermann.

Mit acht Holzschnitten

21 Bogen. Hoch eleg. geb. 5 Mark.

Diese reizende Erzählung eines bekannten englischen Jugendschriftstellers für unsere deutsche Jugend durch befähigte Kräfte mundgerecht bearbeiten zu lassen, schien mir allein des pädagogischen Werthes des Buches wegen einige Berechtigung zu haben. Die reiche Belehrung, welche die Erzählung in Bezug auf die Natur und das Thierleben Süd-Afrikas bietet und die Art, so wie zum Theil humoristische Weise, wie dieser interessante Stoff dargeboten ist, wird nicht verfehlen die Erzählung zu einem Lieblingsbuche der Knaben im Alter bis zu 14 Jahren zu machen.

Durch

Urwald und Prairie.

Jagd- und Reiſe-Abenteuer

in den

Steppen und Einöden von Nord-Amerika.

Nach den Schilderungen des B. H. Révoil

bearbeitet von

Dr. A. Springer.

Mit zahlreichen Illuſtrationen im Text.

24 Bogen. Hoch eleg. geb. 5 Mark.

Mit der hier gebotenen deutſchen Ausgabe eines franzöſiſchen Originals, welches auch bereits ins Engliſche überſetzt wurde, hofft der Bearbeiter auch unſerer Jugend ein ſehr leſenswerthes und unterhaltendes Buch zu liefern, in welchem eine Fülle lehrreichen Materials enthalten iſt. Die ſchönen, naturgetreuen Illuſtrationen und der fließende Styl feſſeln das Intereſſe derart, daß kein Knabe das Buch unbefriedigt aus den Händen legen wird.

In Vorbereitung befinden sich und erscheinen demnächst:

Die Eroberung des Nordpols.

Schilderungen der Forschungsreisen

vom

sechszehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert.

Im Herzen von Afrika.

Naturwissenschaftliche und geographische Schilderungen

von

Dr. Burmann,

Rector in Schwerin a/W.

Druck von Fiſcher & Wittig; Papier von Sieler & Vogel,
Einband von Guſtav Fritzſche in Leipzig.

This book is not to be taken from the Library

OC.MEL. F 883 a
Auf Neu-Guinea; neun Jahre unter de
Tozzer Library
AXN4700
3 2044 043 427 988